Поклон
ЈОЦЕ ВУЈИЋА из Сенте
УНИВЕРЗИТЕТ. БИБЛИОТЕЦИ
У БЕОГРАДУ



Blutsbrüder aus der Malcija.

981

Albanien und die Albaneſen.

Landſchafts- und Charakterbilder.

Geſammelt

von

Paul Sieberz

Chefredakteur des »Vaterland« in Wien.

Mit vielen Abbildungen.

Federzeichnungen von Ida von Laſſer-Schmalix.

Verlag

der Manz'ſchen k. u. k. Hof-Verlags- und Univerſitätsbuchhandlung in Wien.

1910.

Библиотека
ЈОЦЕ ВУЈИЋА
у Сењу

Alle Rechte, besonders das Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Zur Einleitung 9

Das Grenzland Montenegro 11
Die subventionierte Automobillinie. — Montenegrische Rüstungen. — Montenegros Wehrfähigkeit. — Fürst Nikita. — Eine diplomatische Rede. — Schulen und Bildungswesen. — Italienische Einflüsse.

Skutari 19
Geschichte der Stadt. — Versäumnisse Österreichs. — Die Festung Rasapha. — Paß- und Zollrevision. — Das Stadtbild. — Österreichs Kulturmission in Albanien. — Im Bazar. — Skutarianer und türkische Regierung.

Nach Kukli 43
Unsere Karawane. — Don Andrea Miedia. — Die Zadrima. — Albanesische Grußformeln.

Aus der Geschichte Albaniens 55
Die Nachkommen der alten Illyrier. — Unter serbischer Herrschaft. — Skanderbeg. — Lek Dukadschin.

Die albanesischen Stämme 67
Der Bajraktar. — Der Begriff Bajrak (Stamm). — Albanesische Aristokratie. — Der I pari i djelmnis. — Wojwoden. — Krüe und Gjobar. — Der Bülükbaschi.

Die „Gesetze der Berge" 73
Der Schutz des „Freundes". — Gastrecht. — Bestrafung des Mörders. — Die Blutrache. — Ausführung der Blutrache. — Strafe für Verwundungen. — Rächer des Weibes. — Beschädigung fremden Eigentums. — Raub

und Diebstahl. — Der Schuldbeweis. — Faust- und Friedenspfand. — Erbrecht.

Ein Sonntag am Lande 84
Albanesische Trachten. — Gottesdienst in Kukli. — Charakter der Albanesen: Jähzorn, Unwert eines Menschenlebens, zum Haß erzogen. — „Bewaffnete große Kinder." — Achtung vor dem Fremden. — Albanesische Waffen. — Schlechte Schützen.

Beim Bischof von Sappa 99
Das Bistum Sappa. — Nach Nanschati. — Msgr. Giaccomo Sereggi. — Die bischöfliche Residenz. — Alessio. — Prenk Bib Doda. — Kirchliche Verhältnisse Albaniens. — Katholiken und Mohammedaner. — Gründe des Abfalles zum Islam. — Aus der Kirchengeschichte Albaniens. — Albanesische Bistümer. — Die Abtei zu Oroschi. — Missionäre. — Welt- und Ordensklerus. — Die Malzoren in ihrer Haltung zum Klerus: Der eingesperrte Pfarrer, Msgr. Lazzaro Miedia.

Durch die Schluchten des „Mali Barsch" . 122
An der Grenze von Merdita. — San Martino. — Ein albanesisches „Sodoma". — Die Mirditen. — Altrömische Funde. — Rast in Mnela. — Beim Scheibenschießen. — Der Räuber als Gast. — Lebensgefährliche Saumpfade. — Albanesische Almhütten. — Malsteine. Berieselungskanäle. — In Kschira. — Der Albanesen Liebe zu Österreich. — Albanien und Italien. — Liebeswerben Montenegros. — Die Albanesen als Antisemiten.

Die albanesischen Frauen 142
Untergeordnete Rolle der Frau. — Frühzeitige Verlobung. — Kein sprachlicher Ausdruck für „Liebe". — Die vertauschte Braut. — Kauf der Frau. — Polygamie und eheliche Untreue. — Das Äußere der Albanesinnen. — Frauen im Kampfe. — Die Wirdschen (Jungfrau).

Wirtschaftliche Verhältnisse 148
Der hohe Wert des Geldes. — 10 bis 40prozentiger

Zinsfuß. — Maisanbau. — Primitiver Zustand der Landwirtschaft. — Erschreckende Armut. — Auswanderung. — Viehzucht. — Maßstab des Reichtums in Albanien.

Albanesische Gastfreundschaft 154
Die „Festung" Puka. — Der bequeme Pater Michael. — Im Tale des Großen Fani. — Mustafa Aga. — Unbeschränkte Gastfreundschaft. — Der Schutz des Gastes durch die Blutrache. — Jup von Brdeti. — Albanesische Kula. — Ein Festmahl in der Malzija. — Ein albanesischer Heldensänger.

Lieder, Märchen, Aberglauben 172
Lied auf den Tod eines jungen Söldners. — Totenklage um Derwen Aga. — Von Räubern erschossen. — Feige ermordet. — Der tapfere Hassan Dschaku. — Albanesische Schnadahüpfel. — Liebeslieder. — Klagegesänge. — Märchen. — Geister. — Gespenster. Träume. — Elfen. — Böse Hausgeister. — Der gute Geist Ore. — Riesen. — Der Wurwolak. — Vampyre. — Geschwänzte Menschen. — Vergrabene Schätze. — Der Teufel.

Über die Tschaffa Malit 188
Albanesisches Nachtlager. — Das Tal der Überdiebe. — Im Verdacht des Mädchenraubes. — Unsere Begleitung von Stamm zu Stamm. — Auf „des Teufels Straße". — Die Bessa. — Im Urwald. — Holzindustrie in Albanien. — Erz- und Kohlenlager. — Seesalzwerke.

Die Blutrache 200
Der Abstieg ins Tal von Flethi. — An frischer Quelle. — Das Dorf Flethi. — Kol Nikaj, der Dschakfur. — Warum Kol Nikaj drei Männer erschoß. — Die Blutrache ist eine geheiligte Institution. — Unerbittliche Verfolgung eines Mörders. — Häufige Auswanderung des Verfolgten. — Auf Lebenszeit in der Kula belagert. — Gastfreundschaft suspendiert die Blutrache. — Frauen als Rächerinnen. — Die Kirche hier macht-

los. — Statistik der gewaltsamen Todesursachen. — 42 Prozent aller Toten würden erschossen. — Und doch: Die Blutrache eine Wohltat. — Der Blutpreis. — Loskauf von der Blutrache. — Blutsbruderschaft. — Der „Kompar" (Gevatter). — Zeremonie des ersten Haarschnittes. — Der Pertschen. — Ein „starkes Haus". — Solenne Schießerei in Flethi. — „Mein Freund, der Mörder".

Albanesenhochzeit 224
Im Räuberhan von Sakati. — Unsere „ärztliche Praxis". — Wundbehandlung in Albanien. — Zum Tale der Goska. — Spasch am Drin, das Creveni der Peutingerschen Tafel. — Albanesische Fähren. — Ziegenhautflöße. — Ein Hochzeitszug. — Verlobung. — Blutsverwandtschaft. — Hochzeitsgebräuche. — Kirchliche Trauung oft erst bei der ersten Taufe.

Nach Prisrend 242
Zwölf Stunden im Sattel. — Im Han von Kremaz. — Die alte Vezierbrücke. — Der schwarze und der weiße Drin. — Die Kula Ljumese. — Ein wildreiches Jagdgebiet. — Ein resoluter Tschausch. — Schlafsucht und Hoffmannstropfen. — Hani Laschit. — Der „böse Blick". — Allerlei Wetterregeln und „Vorbedeutungen". — Die türkische Überlandpost. — Der Überfall unseres Konsuls Prohaska wurde Anlaß zu Dschavid Paschas dritter Expedition. — In Prisrend — am Ziele!

Ein Schlußwort 264
Prisrend. — Die Donau-Adriabahn.

Literatur über Albanien. 278

Zur Einleitung.

Seit dem Jahre 1853, da Hahn seine grundlegenden „Albanesischen Studien" schrieb, ist keine größere, zusammenfassende Publikation über Albanien erschienen. Wohl sind mehrere minutiös genaue Reisewerke veröffentlicht worden, aber meist nur Arbeiten, deren Schwergewicht auf geographischem Gebiete liegt. Daß hier an heranragender Stelle die vom Institut für Balkanforschung in Sarajevo herausgegebenen Schriften genannt werden müssen, braucht dem Kenner der Literatur über Albanien nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden. Speziell Herr Ingenieur Karl Steinmetz nimmt unter den Erforschern des albanesischen Hochlandes unstreitig den ersten Platz ein. Mit wissenschaftlicher Akribie arbeitend, liefert er für die Kenntnis dieses „dunkelsten Europas" die allerwertvollsten Beiträge, denen ihrer Bedeutung gemäß nur die Ergebnisse der Reisen des Herrn Doktor Franz Baron Nopcza an die Seite gestellt werden können. Beiden hat sich in neuester Zeit sehr würdig Herr Dr. Erich Liebert mit einer wertvollen Publikation angeschlossen.

Was ich im Nachstehenden über „Albanien und die Albanesen" schreibe, basiert durchweg auf eigener Erfahrung und Beobachtung. Doch habe ich mit Vorliebe die Aeußerungen der wissenschaftlich arbeiten-

den Gelehrten dem Feuilleton des Journalisten eingeflochten und mich speziell auf die Quellenwerke der obengenannten Autoren gestützt. Auch fünf der Federzeichnungen sind nach photographischen Aufnahmen dieser Forscher ausgeführt. Ich wollte eben das, was sich seither an Beiträgen zu einem Gesamtbilde des Landes und seiner Bewohner in einer großen Menge wissenschaftlicher Publikationen zerstreut fand, was vergraben war in Fachorganen, die naturgemäß nur immer dem engen Kreise der Fachgenossen zugänglich sind, zum Gemeingut weiterer Kreise machen. Ein Mosaik, zusammengesetzt aus ungezählten Einzelsteinchen, sollte ohne gelehrtes Beiwerk dem Leser nicht nur die Kenntnis Albaniens als eines fast hermetisch gegen die Außenwelt abgeschlossenen Landes von außerordentlicher Eigenart und Ursprünglichkeit vermitteln, sondern auch seine tapferen Bewohner lieben lehren.

Gelingt es mir bei diesem Versuche dann auch, in Oesterreich mehr Interesse für die wirtschaftliche und politische Bedeutung Albaniens zu erwecken, dann würde mir dies als ein ganz besonders wertvolles Ergebnis meiner Arbeit gelten. Denn in Albanien liegt der Schlüssel zur Balkanfrage vergraben; wer ihn hebt, wird auf die zukünftige Gestaltung der im Juli 1908 durch die jungtürkische Revolution ins Rollen gekommenen Dinge maßgebenden Einfluß auszuüben vermögen.

Wien, im Februar 1910.

Der Verfasser.

Wir waren von den „schwarzen Bergen“ herabgekommen und sahen nun im Dämmerlichte der sinkenden Augustsonne die Minaretts von Skutari wie Riesennadeln empor zum Himmel streben. Träge stampfte das Schiff durch die nichts weniger als klaren Fluten des Skutari-Sees, der nach der Hauptstadt des gleichnamigen türkischen Vilajets benannt wird; kahl und finster ragten zur rechten Hand die rauhen Hänge des Mali Krajs empor, an die sich das freundliche Oertchen Schiroka zu Füßen des Taraboſch innig anschmiegt. Eine große neuerbaute Kirche signalisierte uns zum Schiffe die immerhin beachtenswerte Tatsache hinüber, daß im Reiche des Padischah dem Katholizismus mehr Bewegungsfreiheit gegönnt sei, als in Serbien oder in dem eben von uns durchquerten Montenegro.

Das Grenzland Montenegro.

Die subventionierte Automobillinie. — Montenegrinische Rüstungen. — Montenegros Wehrfähigkeit. — Fürst Nikita. — Eine diplomatische Rede. — Schule und Bildungswesen. — Italienische Einflüsse.

Ja, dieses Land der schwarzen Berge! Ich kenne es seit Jahren, habe wiederholt es durchwandert, hatte es lieb gewonnen und schätzen gelernt. Und nun, da ich seit den politischen Umwälzungen des letzten Winters wieder hinunterkam, da wollte mir manches so ganz anders scheinen, als ich es früher gesehen hatte. Schon auf der Höhe des Lovcen, dort, wo man plötzlich am Zustande der Straße mit großer Sicherheit erkennen kann, daß man die Grenze überschritten hat und von öster-

reichischem Gebiete in den Machtbereich Sr. königlichen Hoheit des Fürsten Nikita eingetreten ist, ziert jetzt ein montenegrinischer Wachtposten mit der malerischen Gewandung des crnagorcischen Kriegers das landschaftlich so prächtige, so wildromantische Bild. Achtet er darauf, daß nicht die Heere des großen Kaisers (der zum Erstaunen patriotischer Montenegriner in Wien wohnt und nicht in Cattaro — ihrer Ansicht nach die schönste Stadt der Welt —) die vierzig Serpentinen ersteigen, die von der Bocche di Cattaro aus den fast senkrecht aus den Wassern emporsteigenden Lovcen bezwingen? Oder will er über die Sicherheit der mächtigen Automobile wachen, die jenes unvergleichliche Denkmal der Straßenbaukunst österreichischer Genietruppen heraufkeuchen, — welche dem sich frühzeitig anmeldenden Touristen um den Fahrpreis von sechs Kronen einen Ausflug von Cattaro nach Cetinje ermöglichen? Weiß er, daß diese brillante Verbindung der montenegrinischen Hauptstadt mit der Hafenstadt Cattaro und dadurch mit dem Weltverkehr einer böhmischen Gesellschaft gehört und von der österreichischen Regierung mit jährlich 60.000 Kronen subventioniert wird? Daß also Oesterreich seinem Vaterlande nicht nur die Hauptverkehrsstraße, sondern auch das Hauptverkehrsmittel geschaffen hat und unterhält? Ach nein, das weiß er wohl kaum, denn wüßte er es, dann würde er weniger feindseligen Blickes hinunterschauen auf eine der südlichsten Garnisonen der österreichischen Armee. Würde freundlicher die kleine Karawane begrüßen, die sinnend an ihm vorüberreitet und in deren Mitte dann die Frage lebhaft diskutiert wird, warum wohl dieser jähe Umschwung sich der Herzen des montenegrinischen Volkes bemächtigt hat, das ja noch vor Jahresfrist strahlenden Auges und gastfreundlichen Sinnes den Fremdling bei sich aufnahm, der „aus der Stadt des großen Zaren" zu ihm kam. — — —

Freilich wurde uns so mancher der Gründe dieses Umschwunges im weiteren Verlaufe unserer Reise auf montenegrinischem Boden dann wohl klar, als wir gewissermaßen auf Schritt und Tritt im Innern des Landes russische Offiziere, serbische Emissäre und englische Agenten trafen; als wir wahrnahmen, daß über den Hafen von Antivari, der eigentlich unter italienischer Verwaltung steht, gewaltige Sendungen von Kriegsmaterial, von Geschützen und Munition, ins Land gebracht wurden. Heute sind es „Geschenke" des russischen Freundes, morgen „Sympathiebeweise" des italienischen Schwiegersohnes. Und dort, wo man nicht offen die Geschütze und die Waffenkisten zu transportieren wagt, da sieht man auf schwerfälligen Ochsenfuhrwerken mächtige Emballagen als „Pianos" deklariert, „Musikinstrumente", die sich als Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze erweisen, sobald die russischen Instruktoren sie an Ort und Stelle in Empfang genommen haben. Weiß man, was das heißen will in einem Lande, das bei einer Bevölkerung von wenig mehr als 200.000 Seelen über mehr als 36.000 wehrfähige Krieger verfügt! In einem Lande, das nicht 24 Stunden braucht, um alle Waffentragenden an den zum voraus bestimmten Sammelstellen zu vereinigen! Dessen ganze männliche Bevölkerung sozusagen Tag und Nacht unter den Waffen steht, ausgerüstet mit den besten Revolvern und den vorzüglichsten Gewehren modernster Konstruktion!

Wußte man es bis jetzt nicht, dann ist es höchste Zeit in Oesterreich, daß man es erfahre. Daß man sich von der überaus irrigen Anschauung frei mache, als hausten dort unten an der Südgrenze des Reiches wehrlose Horden unzivilisierter Barbaren. Nicht überschätzen, aber richtig einschätzen — das sei unsere Parole, wenn wir von Montenegro und von Serbien reden.

Richtig einschätzen auch den Fürsten, der in Cetinje residiert, als dessen „Stammschloß" ein weitläufiges Bauernhaus in Njegus gezeigt wird: den Fürsten Nikita (Nikolaus), der am 14. August 1910 sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum feiert. Denn Fürst Nikita ist nicht nur ein verträumter Poet — seine Dichtungen sind Meisterwerke slawischer Poesie — sondern auch ein erfahrener Krieger, ein Wojwode altslawischen Schlages. Und vor allem: er ist ein Diplomat allerzünftigster Art, klug, berechnend, weit ausschauend. Mit seinen Crnagorcen verkehrt er wie ein Vater, wie das Haupt einer großen Familie. In dem langgestreckten Talkessel, dessen Schmuck die Residenzstadt Cetinje ist, hat er sich ein Bauernhaus größeren Stils erbaut, das von den Landeskindern das fürstliche Palais genannt wird. Die nach dem sehr anspruchslosen „Residenzplatz" hinausgehende kleine Terrasse ist der Audienzsaal des Fürsten. Hier hat jeder seiner Montenegriner freien Zutritt; hier hört der Fürst, in einem überaus einfachen Sessel aus Strohgeflecht sitzend, ihre Klagen und Bitten, hier spricht er Recht. Hier entflammte er im vergangenen Winter seine Krieger zu stürmischer Begeisterung, als er, „die Seele voll Trauer, weinend des Schicksales zweier slawischer Länder gedachte, die Oesterreich widerrechtlich an sich nahm". Von hier aus zogen seine Heerscharen hinaus auf die Kuppen des Lowcen, um dort des Zeichens zu warten, das ihnen gestatte, wie ein Sturmwind hinunter zu eilen nach Cattaro, die „Schwabas" im Kampfe zu stellen. Aber das Signal wurde nicht gegeben, und der Winter wurde kälter und bitterer. Da sandten sie eine Deputation nach Cetinje zu ihrem Fürsten.

„Du hast uns, o Fürst, gesagt, wir dürften in den Krieg ziehen, wir dürften jenes Oesterreich vernichten, das unsere Brüder in den Bergen der Herzegowina und in den fruchtbaren Ebenen Bosniens unterjochte. Wir

harren deines Befehles, aber wir leiden Not in den unwirtlichen Schroffen des Dormitor. Sage uns, o Fürst, warum warten wir, warum ziehen wir nicht in jenen Krieg, uns mit Ruhm zu bedecken?"

Also sprachen zum Fürsten Nikita die Abgesandten seiner Krieger.

Dieser Fürst aber, der die Seele seines Volkes kennt wie kein Zweiter, weiß, daß er mit ihnen reden muß, so wie sie es verstehen und fassen können.

Und er sprach:

„Wohl habe ich vor Monden zu euch, ihr tapferen Adler der Berge, gesagt, wir würden Oesterreich, das uns verriet, mit Krieg überziehen und vernichten. Und es war mein Wille, meine grauen Falken selber zu führen in diesem Kampfe, der sie überschütten mußte mit Ruhm und Ehre. Aber höret wohl, meine Brüder, was ich euch sage: Da ich also zu euch sprach, war der Sieg unser, denn Oesterreich ist schwach und seine Krieger widerstehen nicht der Tapferkeit meiner Brüder. In der Welt aber hörte man, daß die Falken der Berge ausziehen wollten, um Oesterreich zu Boden zu schmettern. Und die mächtigsten Herrscher aller Länder jenseits der Berge bangten um den Kaiser in Wien, der hilflos in unsere Hand gegeben war — sie verbündeten sich mit ihm. Nun aber hätte unser Kampf gegolten sechsunddreißig Königen und zwei Kaisern. Merket auf, meine Brüder: Als ich euch zum Kampfe rief, galt es nur den Oesterreichern, unseren Feinden. Wir hätten sie besiegt und zerstreut. Gegen sie zu kämpfen, wäre gut gewesen und ich hätte euch geführt. Aber kämpfen gegen sechsunddreißig Könige und zwei Kaiser — dazu, meine Brüder, sind wir nicht zu mutlos, aber zu wenig an Zahl. Das werdet ihr einsehen. Deshalb ließ ich euch nicht fort in den Kampf, aber ich bin stolz über die Menge der

Verbündeten, die erforderlich war, jene zu schützen, denen von uns die Vernichtung drohte. Wir wollen nicht blindlings kämpfen, wir sind Männer, die vernünftig handeln. Wir werden warten."

So sprach Fürst Nikita zu den Abgesandten seiner Krieger.

Und jene zogen wieder zur Grenze und verkündeten dort den Ruhm ihres Herrschers, dessen Armee nur Einhalt geboten werden konnte von den Truppen zweier Kaiser und sechsunddreißig Königen.

Bedarf es aber eines köstlicheren Beweises, als dieser Rede des Fürsten an seine Krieger (die historisch getreu mir erzählt wurde von einem Ohrenzeugen) dafür, welch ein kluger Diplomat und Staatsmann in Cetinje regiert? Klug und berechnend trug er der Strömung Rechnung, als der erste Haß im Volke aufloderte, der von fremden Elementen geschürte und künstlich genährte Haß. Sorglich der Eitelkeit seiner Leute schmeichelnd aber hielt er sie dann von unüberlegten Taten zurück.

Aber, so wird man fragen: die Zeitungen in Montenegro, wie verhielten sie sich? Antwort: Sie schrieben, was der Fürst wollte. Wehe dem Blatt, das es wagen würde, des Fürsten Pläne zu durchkreuzen! Dann würde trotz Konstitution und Skupschtina sehr, aber sehr absolutistisch regiert und sehr summarisch verfahren. Im übrigen ist die Zahl derer, die Zeitungen lesen können, in Montenegro sehr klein; von den Erwachsenen können wenige lesen, denn vor nicht zu vielen Jahren gab es noch kein geregeltes Schulwesen in Montenegro. Heute freilich gibt es schon drei Mittelschulen (mit 23 Lehrkräften und 575 Schülern) und 120 Volksschulen, letztere mit 183 Lehrkräften und 9200 Schülern. Das ist viel für dieses kleine Land, dessen Schulbudget mit 116.796 Kronen bilanciert und so recht sprechend von der Sorge zeugt, die neuerdings von



Chriſtin aus Skutari.

seinem Fürsten den Bildungsbestrebungen zugewendet wird. Ob es aber von Oesterreich für erfreulich gehalten werden kann, daß das ganze montenegrinische Schulwesen von russischem Geiste durchtränkt wird, daß besonders die einzige Mädchenerziehungsanstalt des Landes spezifisch russischen Charakters ist, das ist eine Frage, die sich jeder Oesterreicher leicht selbst beantworten kann. —

Vor wenigen Jahren erst, da war ja so vieles noch anders in der Crnagora. Da führte ja auch der einzige Weg ins Land von der österreichischen Grenze her. Ganz rapid aber verändert sich dieses Bild zuungunsten der Monarchie. Besonders auf wirtschaftlichem Gebiete sind wir heute schon von Italien fast ganz verdrängt. Mußte es sein, so fragt man sich in Antivari zum Beispiel, daß eine italienische Gesellschaft die Hafenanlagen baute, daß eine italienische Gesellschaft die Bahn von Antivari über den Sutormanpaß nach Virpazar betreibt, daß eine italienische Gesellschaft sich der Schiffahrt auf dem Skutarisee bemächtigt hat? Freilich — und das ist ein Trost bei diesem Zustande und sollte ein Fingerzeig sein für österreichisches Kapital und österreichische Unternehmungslust — wird von den Italienern eine dieser Unternehmungen schauerlicher geführt wie die andere. An den Hafenbauten in Antivari riß der erste Sturm den ganzen Damm weg; die Bahn wird so betrieben, daß man besser die Strecke zu Fuß geht, und die Schiffahrt — daß Gott erbarm!

In Rijeka waren wir eingestiegen. Um 9 Uhr vormittags sollte das Dampfboot abfahren, das dort klein und schmutzig der Passagiere harrte. Gegen 12 Uhr begann der italienische Kapitän in der Tat, Anstalten zur Abfahrt zu machen. Dann wand sich das Boot durch Schilf und Röhricht, schreckte ganze Scharen des im Dickicht hausenden Geflügels auf, ließ die Insel Vran-

jina mit den bemerkenswerten Ruinen eines türkischen Kastells (das der türkische Kommandant in die Luft sprengte, als es 1862 von den Montenegrinern belagert wurde und sich aus Mangel an Lebensmitteln nicht mehr halten konnte) links liegen und legte sich selber nach ungefähr anderthalbstündiger Fahrt „auf hoher See" wieder vor Anker. Warum? Es konnte vor Virpazar nicht anlegen, weil der Molo dort „nicht in Ordnung" war. Mehrere Schaluppen kamen nun, jene Fahrgäste abzuholen, die nach Virpazar wollten, wo der Anschlußzug nach Antivari natürlich längst weggedampft war. Wir aber, wir blieben liegen. Nach einer Stunde ungefähr kommt ein zweites Dampfschiff in Sicht, das neben dem unseren sich bequem macht. Es sei der Dampfer nach Skutari, wird uns gesagt. Man klettert hinüber, die Bootsleute werfen das Gepäck hinüber — und nun? — Ja, nun muß der „Dampfer nach Skutari" erst Kohlen fassen. In aller Gemütlichkeit wird dies Geschäft abgewickelt; nach kurzer Zeit ist das ganze Schiff und jeder einzelne Passagier mit einer ausgiebigen Schicht von Kohlenstaub bedeckt. Werden wir nun fahren? Ach nein — erst wird eine schwerbeladene Schaluppe mühsam herbeigelotset und im Schlepptau des Dampfers placiert.

Endlich: wir fahren! Und es wird Abend, bevor die Minaretts von Skutari uns ankünden, daß bald auch diese qualvolle Schiffahrt überstanden sein werde. —



Straße in Skutari.

Skutari.

Geschichte der Stadt. — Versäumnisse Österreichs. — Die Festung Rasapha. — Paß- und Zollrevision. — Das Stadtbild. — Österreichs Kulturmission in Albanien. — Im Bazar. — Skutarianer und türkische Regierung.

Skutari! So sagt der Italiener; der Slawe spricht Skadar, der Türke nennt die Hauptstadt des bedeutendsten Vilajets in Albanien Schkodra. Einst, im grauen Altertum, war es die Hauptstadt des illyrischen Stammes der Labeaten, die befestigte Residenz des Gentius, König von Illyrien. 168 vor Christi eroberten es die Römer und jahrhundertelang unterlag nun die Stadt den wechselvollen Schicksalen römischer Grenzfestungen. Zur Zeit der Völkerwanderung einige Zeit von den Goten besetzt, dann von slawischen Volksstämmen eingenommen, dann vielumstrittene Grenze zwischen dem ost- und weströmischen Kaiserreich — zumeist gegen Byzanz rebellierend — fällt die Glanzperiode Skutaris unter serbische Herrschaft. 1346 ist Stephan Duschan König der Serben, Albanesen und Griechen. 1362 begann jedoch bereits das Unglück Albaniens und Skutaris, einer seiner Hauptstädte: ein Türkenheer zog ins Land. Die mächtige Serbenfeste Rasapha, erbaut wahrscheinlich vom Vasallen Balsch, Herrn über Skutari, hielt dem osmanischen Anprall nicht stand. Der Halbmond verdrängte das Kreuz. Nicht hundert Jahre später, 1443, erhob sich Skanderbeg und machte Albanien frei; Skutari selbst aber war bereits 1386 vom Woiwoden Georg Strassi-

mir an Venedig verpfändet worden. Skanderbeg ließ Skutari in den Händen der Venetianer; es war ein bedeutender Waffenplatz der Republik. Ein Kriegsheer nach dem anderen entsandte der Sultan gegen Skanderbeg und seine Verbündeten; der Kampf um Skutari tobte besonders heftig im Jahre 1474. Ueber 2000 Menschen in der Stadt starben an Hunger und Durst, da 80.000 türkische Kerntruppen sie mit eisernem Wall eingeschlossen, die Mauern und das Kastell aber in den Grund geschossen hatten. Der Venetianer Loredan befehligte in der schrecklich leidenden Feste; „hier ist mein Fleisch, wer Hunger hat, sättige sich daran," antwortete er dem murrenden und zur Uebergabe drängenden Volke. Solcher Heroismus wirkte; alle Entbehrungen ertrug nun das Volk geduldig, bis die Stunde der Erlösung schlug, bis der langersehnte Entsatz nahte. Und abermals versuchte Mohammed II. dieses Bollwerk der Christenheit zu nehmen. 1478 lagerten seine Truppen wiederum vor Skutari, 300.000 Mann. Mit unsäglicher Tapferkeit wurde die Stadt verteidigt; 100.000 Türken fielen der Lokalgeschichte zufolge bei einem einzigen Sturmversuche. Die Stadt aber blieb blockiert; an Entsatz war nicht zu denken, denn Skanderbeg war tot und nach ihm vermochte niemand mehr das Volk der Skipetaren zum notwendigen Kampfe zu einigen. Venedig, erschöpft durch jahrelangen blutigen Krieg, schloß am 26. Jänner 1479 den Frieden von Konstantinopel, in dem es dem Sultan in aller Form Albanien, in specie die Hauptstädte Kroja und Skutari, abtrat. Die Eingeborenen Skutaris aber wanderten zum größten Teile aus; sie wurden mit Wohnplätzen auf Kandia bedacht: Skutari war eine türkische Stadt geworden und Albanien türkischer Besitz. Die alte Serbenfestung ist heute ein türkisches Kastell, und ein Vali des Großherrn residiert nunmehr in Skutari und beherrscht der Form nach seine 40.000 Einwohner. — — —

Eigentlich sieht man vom Schiffe aus sehr wenig von Skutari. Nur die Minarets der Moscheen, der Turm der Kathedrale und die Festung Rasapha lassen eine Stadt hinter den Niederungen vermuten, welche den See einsäumen; die Häuser bleiben unsichtbar mit Ausnahme der letzten Gebäude des Bazar. Zur rechten Hand ist die breite Wassermasse der Bojana zu erkennen, der Abfluß des Sees nach dem Adriatischen Meere, welcher noch wesentlich durch die Fluten jenes Durchbruches verstärkt wird, der sich im Jahre 1859 vom Flußbette des Drin aus gebildet hat. Dieser Durchbruch wirkt eigentlich wie ein Kanal, welcher den Skutarisee mit dem Drin, der sich bei San Giovanni di Medua ins Adriatische Meer ergießt, auf die bequemste Weise verbindet. Freilich ein Kanal, der ebensowenig schiffbar ist, wie die Bojana selbst, die im besten Falle, bei besonders hohem Wasserstande, nur bis Oboti mit Dampfern befahren werden kann. Welche Anklage für das österreichische Handelsministerium liegt doch in dieser Feststellung! Man vergegenwärtige sich den Sachverhalt: die Schiffbarmachung der Bojana wäre bis Oboti durch sehr wenig kostspielige Baggerung zu erreichen; ab Oboti bis Skutari freilich wären eingreifendere Flußverbauungen notwendig, aber das ist nur mehr eine Strecke von zwei Reitstunden. Hätte man sich diese Arbeit kosten lassen, so würden die Lloyddampfer und die Dampfer der dalmatinischen Schiffahrtgesellschaften ab Triest oder den dalmatinischen Hafenplätzen direkt mit Skutari verkehren, die Waren des österreichischen Exportgeschäftes direkt auf den Skutariner Markt, den Hauptplatz des nordwestlichen Albanien, werfen können. So aber nötigt man die österreichischen Exporteure, den sehr beschwerlichen und umständlichen Weg Antivari—Virpazar und Skutaridampfschiffahrt zu benützen, ab Antivari also sich von der Huld und Gnade italienischer Verkehrsanstalten abhängig zu machen. Wirklich: man fragt sich, was hier größer ist, die Indolenz

oder die Kurzsichtigkeit! Nicht einmal dazu hat man sich aufgeschwungen, einen Verkehr mit Flachbooten, die ohne jede Flußregulierung die ganze Bojana ab Adria bis Skutari durchfahren könnten, einzurichten, eine Einrichtung, welche zu schaffen dem Oesterreichischen Lloyd den ganzen Frachtenverkehr nach Skutari zuweisen würde. So vieles ist versäumt worden, aber durch eine solche verkehrspolitische Maßnahme, die ich nur dringendst empfehlen könnte, würde manches Versäumnis wieder wett gemacht. — — —

Stolz baut sich vor uns auf dem Rasaphafelsen das jetzt natürlich türkische Kastell auf. Noch aus der vorvenetianischen Zeit stammend, macht dasselbe weniger einen ruinenhaften als einen altehrwürdigen Eindruck. Hier befehligte der tapfere Loredan, an seinen Mauern brach sich der Anprall des gewaltigen Heeres Mohammeds. Ist ja doch auch, so geht die Sage, nach altslawischer Sitte eine Jungfrau in den Fundamenten der Festung eingemauert worden, auf daß sie uneinnehmbar sei. Fremden ist der Zutritt strenge verboten, selbst der Vali gestattet fast nie den Besuch von Rasapha. Und doch hatte der Vali von Skutari einmal einem Fremdling diese Feste anvertraut, einem Ingenieur aus Triest. Der Vali hatte Triest besucht und ganz besonderen Beifall hatten bei ihm jene glänzenden Leitungen gefunden, mit welchen der große Franklin zum Staunen seiner Zeitgenossen den zerschmetternden Blitz der Gewalt des Menschen überantwortet hatte. Der Vali hielt es für angebracht, auch das Pulvermagazin von Rasapha durch einen solchen Blitzableiter zu schützen. Ein kluger Triestiner installierte ihm auch einen solchen, und der Pascha vermochte kaum das nächste Gewitter zu erwarten. Doch siehe da: es sammelten sich Gewitterwolken ob der Festung; eiligst nahm der Pascha mit glänzendem Gefolge eine Stellung abseits des Berges ein, um die Wirkungen des Blitzableiters besser beobachten zu können.

Es dauerte in der Tat nicht lange und das Pulvermagazin flog unter gewaltigem Getöse in die Luft; das Kastell aber war nahezu zerstört. Hätte sich die vorgeschriebene Menge Pulver im Magazine befunden, so wäre wohl kein Stein auf dem anderen geblieben, aber solch strenges Einhalten bestehender Vorschriften kann man von einer türkischen Behörde wirklich nicht verlangen. So war denn das Unglück nicht so groß; den tüchtigen Triestiner hatten rechtzeitig „dringende Geschäfte“ in seine Heimat abberufen und die Moslims von Skutari schlossen jede Besprechung der Angelegenheit mit den etwas unehrerbietigen Worten: „Allah ist groß und unser Pascha ist dumm — ein Giaur hat ihn betrogen.“ — — —

Heute lehnen sich an den Fuß der Festung ungefähr zwanzig helle, mit roten Ziegeln gedeckte, weithin leuchtende Häuser an — Heimstätten, welche die türkische Regierung jenen mohammedanischen Einwohnern von Dulcigno anwies und erstellte, welche von dort auswanderten, als diese Stadt durch den Berliner Kongreß Montenegro zugesprochen wurde. Wie mögen sich diese Emigranten, welche sich weigerten, den Fürsten Nikita als Landesherrn zu begrüßen, dort oben in ihren so kalt anmutenden Häusern zurücksehnen nach dem behaglichen Dulcigno mit seinem unendlichen blauen Meere! — — —

Doch unser Schiff stoppt und läßt mehrere flache Barken herankommen, die zumeist von heftig auf uns einschreienden Facchinis und Hamals geleitet werden. Es gibt nämlich keinen Anlegeplatz auf der „Reede von Skutari“, und nur solche Barken und solche Träger vermitteln den Verkehr mit dem Lande. Mit der „Gebrauchsanweisung“ für türkische Hamals sehr wohl vertraut, gelang es uns wirklich ohne besondere Schwierigkeit, ihre wiederholten Angriffe auf unser geringes Gepäck erfolgreich abzuschlagen und dasselbe in einem Boote unterzubringen, das sich bis nach Abwicklung des Haupttrubels bescheiden im Hintergrunde

hielt und jetzt beim Dampfer anlegte, uns abzuholen. Unser lieber Führer in das Land der Skipetaren, Don Andrea Miedia, hatte nämlich vorsorglich ab Cetinje telegraphisch unsere Ankunft angemeldet und dieser Fürsorge hatten wir es zu verdanken, daß wir nicht am späten Abend einsam und verlassen auf türkischem Boden an Land gesetzt wurden. Daß aber gerade Don Ernesto Cozzi zu unserem Empfange bereit stand, das mußte uns umso größere Freude bereiten, als keiner der wenigen „Europäer, die je in Albanien reisten, es versäumt hat, diesen prächtigen Tiroler (aus dem Nonstale) in dem Felsennester Schuma am Hange unter der Tschafa Biskasit zu besuchen, wo er als Pfarrer und Missionär seit nunmehr siebzehn opfervollen Jahren wirkt. Heimische Laute in fremdem Lande zu hören, greift immer ans Herz, erquickt und tut wohl; unerwartet aber so freundlich und liebevoll empfangen zu werden, macht leicht auch die Fremde erträglich. — — —

Wir lassen uns hinüberrudern zur Dojana, wo die türkischen Zollbeamten unser bereits harren. Diese Zollrevision in Skutari brachte uns nun vor allem gleich recht lebhaft zum Bewußtsein, daß wir das Land des Bakschisch betreten hatten. Zuerst wurden äußerst gewissenhaft unsere Pässe revidiert und in die Bücher des Zollamtes eingetragen, von welchem Nam' und welcher Art wir seien, und dann „woher der Fahrt". Mein Freund Wenng aus München, seines Zeichens Herausgeber des „Deutschen Volksblatt" dortselbst, schien das lebhafte Mißfallen der türkischen Zollkontrolle zu erregen, weil er im Passe als „Redakteur" signalisiert war und der Gute mußte sich wohl zur Einleitung der nachfolgenden hochnotpeinlichen Prozedur vorerst einem eingehenden Examen über seine journalistischen Beziehungen und seine politische Tätigkeit unterwerfen, bevor er seinen Paß zurückerhielt. Dann aber nahte dem sich bereits freidünkenden Freunde

das Verhängnis in Gestalt eines zweiten „Grenzers", welchen die Büchse sehr zu beunruhigen schien, die Wenng recht kriegerisch zur Schau trug. Nun war ja das freilich meine Büchse, aber ich sah mich nicht veranlaßt, das der Zollbehörde von Skutari zur Kenntnis zu bringen. Im Gegenteil, ich freute mich schon der niederschmetternden Wirkung, welche es auf die Verwalter der Zollgelder haben müsse, wenn sie aus Wenngs zweitem Legitimationspapiere, das vom türkischen Konsul in München ausgestellt war, ersehen würden, wie sehr der im weiten Umkreise seiner Vaterstadt als großer Nimrod vor dem Herrn bekannte Zeitungsmensch zum Tragen eines Schießgewehres berechtigt sei. Diese meine Rechnung war jedoch ohne Kenntnis von des jungen Türken Fertigkeit im Französischen gemacht, denn weil im Waffenpasse von einem Jagdgewehr „mit zwei Läufen" die Rede war, ein Mannlicher-Schönauer Repetiergewehr aber nur eines einzigen Feuerrohres sich erfreut, waren für einen gewissenhaften Berechner der Zollgebühren alle Kriterien zu heftigster Beanstandung gegeben. Es entwickelte sich eine Szene von echt orientalischer Lebendigkeit. Der Gebieter des Zollamtes Skutari sprach sein Bedauern darüber aus, daß er den staatsgefährlich erscheinenden Wenng mit dieser unvorschriftsmäßigen Mordwaffe nicht in die Stadt lassen könne; Freund Wenng dagegen beteuerte, dieser Einspruch erfolge zu Unrecht. Ich muß gestehen, die Diskussion war äußerst lebhaft und anregend. Dies umso mehr, als in wenigen Augenblicken knapp gerechnet 20 bis 30 Gentlemen aus dem Bazar Skutaris sich zu einer dichtgeschlossenen Gruppe zusammengeballt hatten, in deren Mitte der liebe Wenng so ziemlich verschwand. Ich drückte mich nun hinein in den Knäuel, um mir vom Verwalter des Zollamtes das beanstandete Gewehr auf einen Augenblick zu erbitten, damit auch ich zu urteilen vermöge über Recht oder Unrecht. Mit dem dergestalt erbeuteten Gewehr

aber begab ich mich eilends zu dem außerhalb des Zollrayons auf uns wartenden Gefährte, um dortselbst diesen Corpus delicti unter jenem Gepäck zu verstauen, das mir schleunigst ein kleiner Junge nachschleppte. All das war umso leichter möglich, als im Eifer des Streites kein Mensch auf die Bagage achtete, um die sich der ganze Zank drehte. Nun hätten wir ja in die Stadt fahren können, wenn das Zollamt Freund Wenng freigab, der noch immer, von Don Ernesto wacker unterstützt, eifrig die Unterschiede zwischen ein- und zweiläufigen Gewehren erörterte. Auch diese Befreiung war äußerst rasch bewerkstelligt, nachdem fünf bis zehn — ich weiß nicht mehr genau, wie teuer der Freund mir wurde — blanke Kronenstücke österreichischer Währung den Weg aus den Taschen meines Lodenrockes in die weitgeöffnete Hand des Hüters der Gesetzlichkeit am „Hafen von Skutari" gefunden hatten. Don Miedia und ich hatten uns bereits bequem in unserem Wagen plaziert, als Wenng sich plötzlich allein sah, denn kaum war das österreichisch gepunzte Metall in des Zollchefs Tasche verstaut, als derselbe mit gewaltigem Toben die gaffende und mitstreitende Menge von dannen scheuchte. Und da jetzt mein Reisegefährte uns bereits im Wagen behäbig auf ihn warten sah, wollte der Undankbare zuerst sich lebhaft darüber beschweren, daß wir ihn schutzlos den Inquisitoren der Dojana ausgeliefert hätten, wir, die wir ihn loskauften, nachdem wir zuerst die Streitobjekte in Sicherheit gebracht hatten. „Ja, ja, das Bakschisch ist kein leerer Wahn," meinte Freund Ludwig, nachdem sich endlich unser Gefährt, das fünf Stunden auf unser Schiff gewartet hatte und nicht vergaß, diese Wartezeit in Rechnung zu stellen, gen Skutari bewegte. — — —

Es war finstere Nacht, als wir in Skutari ankamen. Zuerst versuchten wir, im Hotel „Mischtschitsch" unterzukommen, das uns sehr empfohlen war und als Rendezvous-

ort der in Skutari domizilierenden Konsulatsbeamten gilt. Doch dieses Grand Hotel war besetzt, und wir fuhren zu dem vom Griechen Christodulo Psarafagis betriebenen „Hotel Tosli", eine Aenderung im Programme, die wir nicht zu bereuen hatten, denn wir wohnten dort umso besser, als Herr Psarafagis sein „Staatszimmer" mit zwei Betten versehen und uns dieses als Logement anweisen ließ. Im kleinen Extrazimmer des Gasthauses machten wir dann später noch die Bekanntschaft eines Beamten der Austro-orientalischen Handelsgesellschaft, Herrn Raoul Ganſow, welcher als Leiter des Skutariner Hauses dieser Kompanie Skutari und die Albanesen sehr gut kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte und uns die nächsten Tage mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit an die Hand ging. Auch ein sehr waschechter Berliner, der mit uns abends vom Schiff gekommen war, wohnte im „Hotel Tosli" und entwickelte bei einer Flasche Wein staunenerregende Pläne über seine Absichten in bezug auf die Erforschung von Albanien. Es war für uns wohl bedauerlich, daß der Kühne bereits um 6 Uhr am nächsten Morgen sich bei uns verabschieden kam, „weil er inzwischen in Erfahrung gebracht hatte", daß das nächste Schiff um 8 Uhr ihn wieder in die Zentren der Zivilisation zurückbringen werde. Herr Ganſow hatte auch gar zu schreckerregende Schilderungen von den albanesischen Bergbewohnern zum besten gegeben. — — —

Nach kurzem Rundgange durch die Straßen Skutaris saßen wir am Vormittag beim Kawedschi an der großen Verkehrszentrale. Und da entwickelte sich vor uns ein farbenprächtiges, echt orientalisches Bild. Hoch zu Roß zogen martialische Arnauten an uns vorbei in die Stadt, es unter ihrer Würde haltend, die Fremdlinge zu mustern. In phantastischen Trachten, nach türkischer Art in dem sehr, sehr hoch gestöckelten Schuhzeug wie Enten wackelnd, promenierten tiefverschleierte Frauen an uns vorbei in

den herrlich frischen Morgen hinaus. Kreischend und schwerfällig bewegten sich Fuhrwerke in die Stadt, deren hohe Holzräder und ganze Aufmachung uns recht lebhaft zu Gemüte führten, über welche Transportmittel wohl vor tausend Jahren unsere Altvorderen zu verfügen hatten. Scharen von Bettlern betrachteten uns als hochwillkommene Beuteobjekte, Krüppel aller Art suchten durch recht krasse Zurschaustellung ihrer Leiden unser Mitleid zu erregen. Emsig, aber schweigend bediente uns der Kawedschi mit duftendem Tranke, mit Zigaretten und Tabak. Schreiend priesen Händler aller Art auf der Straße ihre Waren an; diensteifrig umschwärmte uns ein junger Bursche in der Hoffnung auf ein reichliches Bakschisch. Kurz, es war ein Bild von ganz eigenartigem Charakter, das sich wie eine Wandelszenerie da vor uns entrollte und uns recht lebhaft zum Bewußtsein brachte, das wir hier an der Schwelle eines dem „Europäer" fast hermetisch verschlossenen Landes uns befanden.

In der Tat: die gebirgige, 100 Stunden lange und 30 Stunden (Luftlinie) breite Strecke Landes zwischen dem Pindusgebirge und dem Adriatischen Meere, ist dem „Europäer" eigentlich unbekannter wie die entlegensten Gebiete Innerafrikas. Relativ so bequem zu erreichen von den Kulturzentren der Alten Welt aus, ist es staunenswert, zu wissen, daß man an den zehn Fingern zweier Hände die Leute abzählen kann, welche in dieses Land eingedrungen sind und sich mit seiner Erforschung beschäftigt haben. Und doch locken hohe, schneebedeckte Berge den Hochtouristen; wilde Wasser, liebliche Täler, undurchdringlich erscheinende Wälder harren des Naturfreundes; unzählige Reeden und Buchten, so sollte man meinen, eifern den Kaufmann an, dieses Land zu erschließen. Und ein Volk bewohnt dieses Land, das wie kein zweites lebt nach der Urväter Sitte, ein Volk stolz und kühn,

mutig und verwegen, frei und frank ſich dem Fremdling gegenüber nur vor einem Gebote beugend — dem der heiligen Gaſtfreundſchaft. War es nicht der Mühen und Plagen einer Reiſe wert, zu verſuchen, die Seele dieſes Volkes zu ergründen und ſein Land zu erforſchen!?

So ſprachen wir, als wir beim öſterreichiſchen Generalkonſul mit der Bitte vorſtellig wurden, uns bei der Ausrüſtung zu einer Reiſe ins Innere an die Hand zu gehen. Mit herzlicher Bereitwilligkeit ging Herr Generalkonſul Auguſt Kral auf unſer Anliegen ein; mit nicht genug anzuerkennender Freundlichkeit ſorgte er, daß es uns an nichts Nötigem mangele. Bis jedoch alle Vorbereitungen zu unſerer Expedition getroffen waren, ſuchten wir Skutari möglichſt gut kennen zu lernen.

Don Andrea Miedia begleitete uns zum hochw. Erzbiſchof von Skutari, Mſgr. Pasquale Guerini, Primas von Albanien. Die Laſt der neunundachtzig Jahre, die er auf ſeinen Schultern trägt, iſt ſpurlos an dieſem Kirchenfürſten vorübergegangen. Stolz und aufrecht empfängt er ſeine Gäſte und bedient ſie nach albaneſiſcher Sitte mit Kaffee und Zigaretten. Und dann erzählt er; erzählt vom Kaiſer Franz Joſef, den er geſehen und geſprochen, den er liebt und verehrt; erzählt von Seiner Eminenz dem Kardinal Gruſcha von Wien, von Sr. Exzellenz Weihbiſchof Dr. Marſchall, von ſo manchem Würdenträger des öſterreichiſchen Epiſkopats. So viele kennt er, ſo vielen iſt er in ſeinem langen und arbeitsreichen Leben begegnet. Und wie aus längſt entſchwundener, traumverlorener Zeit klingt es, wenn er von den Leiden der Kirche in Albanien ſpricht, von Zeiten, die überwunden ſind. Wohlberechtigte Genugtuung aber leuchtet aus ſeinen Augen, wenn er dann hinüber weiſt zur Kathedrale von Skutari, die er erbaut hat, die er erhält.

Wir gehen hinüber zum Dome, der von großem, weitem Platze mächtig auf zum Himmel ragt. Gewaltige Mauern umschließen diesen ganzen Platz — man weiß ja nicht, ob und wann moslemitischer Fanatismus droht und zur Abwehr ruft. Schien es doch erst im vergangenen Winter, als sei es nicht mehr möglich, die Katholiken Skutaris vor der Vernichtung zu bewahren. Warum? Ein Schwein war in eine Moschee geraten und die von den politischen Ereignissen der Annexionscampagne schon überhitzten Gemüter der Mohammedaner glaubten den lügnerischen Ausstreuungen gewissenloser Hetzer, es sei ihnen von katholischer (und das ist hier ziemlich gleichbedeutend mit österreichischer) Seite diese Schmach angetan worden. Die Erregung stieg von Stunde zu Stunde; Schlimmes war zu befürchten. Wer aber beschwor den Sturm? Unser wackerer Nonstaler, Don Ernesto Cozzi. Er war in Skutari gewesen, als die Unruhe begann und eiligst war er hinauf geritten in die Berge. „Unsere Brüder in Skutari sind bedroht," hatte er seinen Malzoren gepredigt und wie der Sturmwind hatte sich sein Ruf fortgepflanzt von Clan zu Clan. „Wer von euch will sie retten," hatte er gerufen, „wer von euch für das Kreuz sterben?" Und wie eine mächtige Lawine hatte es sich um ihn gesammelt: noch vor Ausbruch von ernsten Unruhen stand er mit mehreren tausend katholischer Skipetaren vor den Toren von Skutari — jeden türkischen Fanatismus durch diese sehr handgreifliche Demonstration im ersten Aufglimmen erstickend.

Das ist Albanien, daß ist Malzorenart! — — —

Wir stiegen hinauf auf den fast hundert Meter hohen Glockenturm der Kathedrale, auf dessen Höhe eine weite Galerie herrlichen Umblick und Rundblick ermöglicht. Wie ein Zauber erschien es uns, was wir sahen. Da drüben nordwärts dehnte sich wie ein breites Silberbecken der See hinüber zu den schwarzen Bergen, gen Westen aber

schlängelt sich das Silberband der Bojana. Im Süden weitete sich die fruchtbare Ebene der Zadrima und in verschwindender Ferne, hinter den Bergen von Barbaluschi und Kakaritsch suchten wir die blauen Fluten der Adria. Ostwärts aber dräuten die kahlen Felsen von Merdita, die Berge des albanischen Hochlandes. Und zu unseren Füßen lag Skutari in überwältigender Schönheit. Wenn wir die engen Gassen der Stadt durchschritten hatten, dann gewannen wir einen ständig trostloseren Eindruck von dieser Stadt. Denn nur hohe Mauern mit engen Pforten waren uns zu Gesicht gekommen, wo wir auch immer von der Haupt- und Verkehrs- und Geschäftsstraße abgewichen waren. Hier oben, auf der Galerie des mächtigen Domes aber sahen wir, daß diese hohen Mauern blühende Gärten, weitläufige Anlagen umschlossen, in deren Mitten erst die Häuser der Skutariner sich erhoben. Und wie eine einzige große Gartenstadt lag Schkodra vor uns, wie ein Märchen an landschaftlicher Schönheit und Pracht. Ueber all dem aber drohte der Felsen Rasapha mit seiner finsteren Feste. Das war Skutari; will man es kennen lernen, muß man den Campanile seines Domes besteigen! — — —

Die Kathedrale selber ist ein Riesenbau, der weniger durch künstlerisch geschmackvolle Anordnung und Architektur, als durch seine gewaltigen Ausmaße wirkt. Man fragt, warum diese Kirche in so unverhältnismäßig großen Dimensionen angelegt ist und erhält zur Antwort, das müsse so sein, solle es auf die katholischen Albanesen Eindruck machen: groß, unglaublich groß — das ist ihr Schönheitsideal bei einem Gotteshause. Unter dem Erdbeben, das im Jahre 1905 Skutari heimsuchte, hat besonders die Fassade des Domes sehr gelitten; noch heute erinnern sehr bedenkliche Spuren an die Gewalt jenes Naturereignisses.

Man glaube aber ja nicht, dieser Dom sei die einzige katholische Kirche in Skutari. Einen prächtigen Neubau, eine Kirche, die nicht nur groß, sondern auch architektonisch schön ist, haben die Franziskaner an ihr Kloster angebaut; die Jesuitenkirche ist klein, aber nach dortigen Verhältnissen prunkvoll.

Mit einer sehr zur Andacht stimmenden Kapelle ist das Spital von Skutari, eine von Oesterreich gegründete und unterhaltene Schöpfung, geschmückt, das wir nachher besuchten. Diese Stätte der Barmherzigkeit ist ein wahrer Segen für Skutari im besonderen und für ganz Albanien im allgemeinen. Wenn irgend ein Umstand geeignet ist, unkultivierte Völkerschaften zur Erkenntnis des hehren Inhaltes der Religion Christi überhaupt zu bringen, dann ist es die von solchen Werkstätten christlicher Liebestätigkeit ausgehende Mission. Das war der Eindruck, den ich empfand, als uns die schon hochbejahrte Mutter Oberin (gebürtig aus St. Pölten und seit reichlich zwanzig Jahren auf diesem Posten des Opfers), von einer ganz engelhaften Güte ausstrahlenden Schwester (einer gebürtigen Kroatin) begleitet, die weiten und doch so viel zu kleinen Räume des Spitales zeigte. Und da ich dies schreibe, lese ich in dem eben erschienenen epochalen Werke Sven Hedins, „Transhimalaya", ein äußerst beachtenswertes Urteil über Missionen, das im Auszuge hieherzusetzen ich mir nicht versagen kann. „Einige junge Fante, denen nichts heilig ist und deren Oberstübchen nicht entfernt so gut möbliert sind, wie die der Missionäre," so schreibt der berühmte Forscher, „glauben, es gehöre zum guten Ton, letztere mit überlegener Verachtung zu behandeln, sie zu tadeln, über sie zu Gericht zu sitzen und ihre Arbeit im Dienste des Christentums zu verurteilen. Was auch das Resultat der undankbaren Tätigkeit sein mag, der selbstlose Kämpfer für eine ehrliche Ueberzeugung ist stets bewundernswert



Mohammedanerin aus Skutari auf der Straße.

und in einer Zeit, die an widerstreitenden Faktoren so reich ist, erscheint es wie eine Erlösung, gelegentlich noch Menschen zu begegnen, die für den Sieg des Lichtes auf der Erde kämpfen .... Selbst die Ladakis, die niemals die Missionsstationen besuchen, sprechen immer gut von den Missionären und haben blindes Vertrauen zu ihnen, denn abgesehen von der Missionsarbeit wirken sie auch als gute Beispiele. Das Krankenhaus wird überaus eifrig in Anspruch genommen und die ärztliche Kunst ist ein sicherer Weg zu den Herzen der Eingeborenen." (I. S. 50.) Mit Absicht lasse ich hier den vielgereisten und sehr erfahrenen protestantischen Sven Hedin sprechen, weil sein Urteil gewiß als unbeeinflußt auch von Gegnern der katholischen Missionstätigkeit anerkannt werden muß und weil ich nicht versäumen möchte, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das sehr der werktätigen Unterstützung bedürftige Spital in Skutari hinzulenken. Man macht sich nur schwer einen Begriff von dem Heroismus, der täglich und stündlich von den guten Schwestern verlangt wird, welche dieses Krankenhaus leiten; welche Schwierigkeiten der verschiedensten Art sich ihnen bei Ausübung ihres Berufes in den Weg stellen. Nicht geringe Mühe ist oft erforderlich, die Albanesen und oft noch mehr die albanesischen Frauen und Mädchen nur einmal dazu zu bringen, daß sie sich überhaupt einer geregelten Behandlung selbst bei den schwersten Krankheitsfällen unterziehen! Aber wie viel Gutes von dieser Stätte des Elendes aus hinauf in die Berge Albaniens getragen wird, wie manches Samenkörnlein hier die guten Schwestern in die Herzen zu pflanzen vermögen, das wird gewiß verzeichnet sein im Buche des Lebens.

In löblichem Wetteifer nach dieser Richtung hin stehen mit dem Krankenhause die verschiedenen von Oesterreich unterhaltenen Institute zur Erziehung der Jugend.

Die weitläufigen Räume der von Schwestern geleiteten Mädchenschule waren zu unserem Leidwesen geschlossen, der Ferien halber, aber in der Erziehungsanstalt der Schulbrüder fanden wir alle Schüler deshalb versammelt, weil dort nur Waisen erzogen werden, arme elternlose Kinder, die keine Ferien kennen außer denen bei den väterlich für sie besorgten Schulbrüdern. Uns müßte diese Anstalt eigentlich um so näher stehen, als sie von Strebersdorfer Brüdern geleitet wird, die sich in den wenigen Jahren ihres Dortseins mit erstaunlicher Meisterschaft in die unendlich schwierigen Aufgaben ihres Berufes hineingefunden haben. Der verehrungswürdige Bruder Direktor Bernardin Dillinger, früher Vizedirektor des Privatlehrerseminars in Feldkirch (Vorarlberg), nahm sich die Mühe, uns die ganze bewundernswerte Einrichtung der Anstalt zu zeigen, und Bruder Altmann, ein Meister der Pädagogik, war so gütig, mit seinen dreißig kleinen Albanesen einen Probeunterricht zu exekutieren. Herzerfreuend und erquickend war es, hier die Kulturarbeit dieser Ordensleute an der Quelle beobachten zu können; in hohem Maße auszeichnend für die Stufe der Bildungsfähigkeit des albanesischen Volkes aber ist es auch gewesen, zu sehen, welchen Lerneifer und welche gute Auffassungsgabe diese kleinen Waisenkinder entwickelten. Geradezu rührend aber gestaltete sich der Abschied, da die jungen Albanesen auf unseren Wunsch die erhebend schöne österreichische Kaiserhymne in albanesischer und dann in deutscher Sprache sangen. Man sah es den kleinen Burschen förmlich an, wie sehr ihnen von ihren Lehrern die Liebe zum Kaiser Franz Josef in die jungen Herzen gepflanzt worden war, wie gut sie wissen, daß dieses edlen Herrschers Munifizenz sie herausgerissen hat aus Elend und Not, um ihnen dieses Asyl zu bieten, das ihnen ein Paradies dünken muß gegenüber der Armut ihres Volkes.

Spital und Schule, welche Kulturwerte hat doch Oesterreich mit diesen beiden Einrichtungen allein schon in dem rauhen Albanien geschaffen! Ueberaus bedeutungsvoll aber nach den verschiedensten Richtungen hin ist eine weitere Anstalt österreichischer Provenienz in Skutari, die Privatschule für Söhne der albanesischen Bajrakter (Stammeshäuptlinge). Von vierundzwanzig dieser künftigen Führer ihres Volkes ist jene Schule besucht, und es liegt auf der Hand, wie unsagbar wichtig die Aufgabe dieser Erziehungsanstalt ist, welche denn auch der Gegenstand heftigster Befehdung, geheimer und offener Wühlerei der Italianissimi genannt werden darf. Daß neben den bisher genannten noch eine blühende und höchst angesehene öffentliche Schule in Skutari von Oesterreich unterhalten wird, an der sechs in Oesterreich vorgebildete Lehrer wirken — lauter prächtige, liebe Herren, von denen einer seiner tadellosen Aussprache des Deutschen halber von uns für einen Wiener gehalten wurde —, daß dann die Patres Jesuiten eine höhere Bildungsanstalt und ein Seminar ungemein erfolgreich leiten, daß die Schulschwestern sehr segensreich um die höhere Ausbildung der Mädchen sich annehmen — all das sei nur zur Vervollständigung des Bildes registriert, das wir in Skutari von Oesterreichs Kulturmission am Balkan überhaupt und in Skutari speziell gewannen. — — —

Wenn ich im Anschluß an diese kurzgefaßte Betrachtung über die umfassende Fürsorge für die geistige Hebung Albaniens der Ansicht Ausdruck gebe, es könne im Interesse der Gesamtheit nur sehr nützlich und heilsam sein, daß Oesterreich mit der gleichen Tatkraft die Führung auf kommerziellem Gebiete in die Hand nähme, so will ich damit weniger über Versäumnisse abgeurteilt haben, als Anregungen für die Zukunft geben. Denn es hat mich eigenartig berührt, beobachten zu müssen, daß unsere handelspolitische Fürsorge an diesem so überaus

wichtigen Platze gegenüber den unter italienischer Patronanz ins Leben gerufenen Institutionen sehr, aber gar sehr, im Hintertreffen steht. Für den Geschäftsverkehr ist Skutari wichtig einerseits wegen seiner regen Ausfuhr von Erzeugnissen der Wollweberei, von Häuten und Fellen, von Rohwolle, Mais, Sumach und Tabak, anderseits als Stapelplatz für die Einfuhr aller Produkte des europäischen Marktes. Die Austro-orientalische Handelsgesellschaft ist nun freilich sehr bestrebt, den Skutariner Markt zu beherrschen, leistet auch sehr Anerkennenswertes, aber es fehlt ihr der erforderliche Rückhalt deswegen, weil die Regelung des Geld- und Kreditwesens ebenso wie das ganze Verkehrswesen eigentlich ausschließlich in italienischen Händen liegt. Eine mit italienischem Kapital fundierte Bank steht konkurrenzlos da und wurde deshalb mit Naturnotwendigkeit souverän und tonangebend, macht auch vorzügliche Geschäfte, da sie unangefochten mit einer mindest zehnprozentigen Kapitalisierung ihres Vermögens rechnen kann. In ihren Händen laufen alle Fäden aus dem Bazar von Skutari zusammen und werden sorglich fortgesponnen hinauf nach Virpazar und Montenegro sowie hinab nach San Giovanni di Medua und Durazzo, von dem sehr anbaufähigen Hinterlande von Djakova und Prisrend gar nicht zu reden. Es bedarf keiner weitschweifigen Erörterung, um darzutun, daß besonders in kritischen Zeiten unter dem Mangel eines entsprechenden Kreditinstitutes der österreichische Handel schwer zu leiden hat — speziell aus den Tagen des türkischen Boykotts im vergangenen Winter könnten die österreichischen Kaufleute am Skutariner Markte hierüber sehr mißtönig klingende Liedchen singen.

Der gesamte Geschäftsverkehr Skutaris wickelt sich im Bazar ab, woselbst auch die Austro-orientalische Handelsgesellschaft (des österreichischen Handelsmuseums) ihre stattlichen Geschäftslokalitäten erbaut hat. Kommt man von

Oboti her, ab Dulcigno der Bojana folgend, so gelangt man über die ziemlich baufällige hölzerne Bojanabrücke direkt in den Bazar; von der Stadt aus ist es eine halbe Stunde Weges zu dieser Barackenkolonie für den Geschäftsverkehr. Ungefähr 2000 Verkaufs- und Arbeitsläden gestatten hier einen höchst interessanten Einblick in das gewerbliche und geschäftliche Leben Skutaris, der sich freilich viel genußreicher gestalten würde, wenn die Passage nicht gar so abscheulich und der Schmutz auf der Straße nicht gar so groß wäre. Alles was zum Lebensbedarf eines Albanesen erforderlich ist, steht im Bazar zum Verkaufe. Mit stoischer Ruhe arbeiten die verschiedensten Handwerker in ihren nach der Straße zu offenen Werkstätten an den Erzeugnissen ihres Berufes. Schuhmacher und Schneider, Gold- und Silberarbeiter, Waffenhändler und Verkäufer von Spezereien, alle finden sich einträchtig beisammen. Hohe Berge von Melonen sind aufgestapelt neben Säcken goldgelben Maises, saure Trauben und steinharte Birnen finden ebenso Abnehmer wie köstlicher langgeschnittener Tabak; die buntfarbige Tracht der türkischen Verkäufer kontrastiert malerisch mit den prächtigen Gewandungen der Malzoren, die hier ihre Vorräte ergänzen. Die Preise sind nach unsern Begriffen äußerst mäßig; für eine gewaltige Zuckermelone zahlten wir beispielsweise 3 türkische Metaliques (ungefähr 2 Heller), für eine Oka feinsten Zigarettentabaks, 1 Meschidje (4 Kronen 50 Heller). So reichlich Tabak einzukaufen, war notwendig, denn wir bedurften desselben sehr zur Reise in das Innere des Landes. Will man nicht als unhöflich gelten, so muß man in Albanien jedem, den man anspricht oder mit dem man in Verkehr zu kommen wünscht, Zigaretten oder Tabak und Papier zur Selbstfabrikation anbieten. Und man tut sehr wohl daran, sich selber guten Tabak mitzunehmen, weil die Malzoren grobes, selbstgeschnittenes, oft noch grünes Kraut rauchen, daß auch dem nicht verwöhnten Fremd-

ling schwer bekömmlich sein möchte. Aber selbst der feinste albanesische Tabak ist sehr stark und kräftig und außerordentlich nikotinhaltig, so daß man sich an ihn erst nach und nach gewöhnen kann in Anbetracht der riesigen Mengen Zigaretten, die man zu rauchen durch die Landessitte einfach genötigt ist. Wo man auch hinkomme — vor Einleitung eines jeden Gespräches serviert der Albanese Kaffee und Zigaretten; sollte das so langsam geschehen, daß sich der Gast seines eigenen Tabakes bereits zu bedienen beginnt, so ist das für den Gastgeber oder Hausherrn ungemein beschämend.

Reichlich mit Tabak ausgerüstet verließen wir den Bazar, der lediglich Geschäftsansiedlung ist, die nach Schluß der Geschäftsstunden verlassen und der Aufsicht und Obsorge einer besonderen Klasse von Wächtern, den Kulakdzii, anvertraut wird. Außer diesen wohnt kein Mensch im Bazar oder hält sich über Nacht dort auf, denn er liegt in den Niederungen am See und eine Nacht Aufenthalt im Bazar bedingt mit absoluter Gewißheit einen Malariaanfall, wie uns gesagt wurde. Die Kulakdzii scheinen also wohl durch die Gewohnheit gegen die Fieberkeime gewissermaßen immunisiert zu sein. — — Auffallend ist, in Skutari zwar die Malzoren mit gespicktem Patronengürtel, aber ohne Waffen sich bewegen zu sehen. Es ist dies eine Folge des jungtürkischen Regimes, das strenge Vorschriften gegen das Waffentragen erlassen hat. Freilich möchte ich es bezweifeln, daß man im gegebenen Falle eine gewaltsame Entwaffnung eines Bergbewohners in der Stadt durchzuführen wagen würde, aber die Malzoren sind so klug, ihre Büchsen und Revolver — das Minimum an Bewaffnung eines jeden erwachsenen Albanesen — in den Han's vor der Stadt, jenseits des Kiribaches oder jenseits der Brücken, welche über den Drindurchbruch oder über die Bojana führen, abzulegen und dort so lange deponiert zu lassen, bis sie

in Skutari ihre Geschäfte erledigt haben. Kein Türke aber wird es wagen, diese wohlbekannten Waffendepots aufzuheben, trotzdem es sich jeweils um Entfernungen von zirka einer halben Stunde von der Stadt handelt: jenseits dieser Grenzen hört die Türkei, die Macht der türkischen Regierung, auf; dort herrschen die Bergbewohner bereits souverän. Mit großer Verachtung schaut denn auch der Malzor (Bewohner der Berge) auf die türkischen Regierungsorgane und die türkischen Soldaten herab. Die Regierung in Skutari darf sich Regierung *nennen*, das ist eigentlich alles, was ihr der Albanese zugesteht. Wirkliche Regierungs*handlungen* ausüben — Gott bewahre. Gerade zur Zeit unserer Anwesenheit steckte Skutari voll türkischer Truppen. Der Vali hatte in Ausführung eines Erlasses der jungtürkischen Regierung einen Ukas ausrufen lassen, demzufolge jeder Skutariner und jeder Bürger des Vilajets sich in Listen einschreiben lassen solle, die einerseits zu Volkszählungszwecken, anderseits aber auch als Stammrollen bei Durchführung der ebenfalls auf dem Papiere vorgeschriebenen allgemeinen Militärdienstpflicht zu dienen hätten. In Skutari hörte man wohl den Befehl, aber kein Mensch dachte daran, ihn zu befolgen. Eine zweite Bekanntmachung besagte, der Vali werde im Falle weiterer Widersetzlichkeit gegen seine Anordnung Militär requirieren und sich Gehorsam erzwingen.

„Lasse ruhig Soldaten kommen, einschreiben werden wir uns nicht."

Es kam Militär en masse; alle Kasernen der Stadt waren überfüllt, auf den die Stadt einfassenden Höhen erhoben sich ausgedehnte Zeltlager. Aber kein Mensch meldete sich zur Eintragung.

Das erboste den Vali und sein dritter Erlaß besagte:

„Wird morgen nicht ernsthaft mit der Einschreibung begonnen, so lasse ich auf den Höhen Kanonen auffahren und die Stadt beschießen."

Kanonen gegenüber sind eigentlich die Albanesen sehr mißtrauisch, denn man kann mit ihnen auf weitere Entfernung schießen, als mit Martinigewehren. Baron Nopcza, einer der besten Kenner Albaniens, erzählt, ein Top (eine Kanone) wirke auf die Albanesen schon dann entmutigend, wenn dieselbe nur die Bezeichnung Schießprügel verdiene. Der Stamm der Krazsnice habe einmal ein solches Mordinstrument besessen und damit sämtliche Einwohner von Firza, gegen die es aufgefahren war, monatelang in Erregung versetzt und dieselben hätten sich erst beruhigt, als die Höllenmaschine infolge einer übermäßigen Pulverladung beim ersten Schusse geplatzt sei, ohne jemanden auch nur zu verletzen. Hält man zu dieser Sorge der Albanesen vor Kanonen sich noch vor Augen, daß Skutari eine nach türkischen Begriffen sehr schöne Stadt ist, so kann man ermessen, welch schreckliche Drohung der Vali aussprach. Und dennoch kam niemand zur Einschreibung.

Was aber tat der Vali? Er ließ die Kanonen wieder herunterfahren in die Stadt, ohne auch nur Anstalten gemacht zu haben, einen Schuß abfeuern zu lassen.

Die geplante Volkszählung und Anlegung der Stammrollen ist heute noch nicht durchgeführt. Wohl aber ist das in Skutari angesammelt gewesene Militär, wie mir vor einigen Wochen mitgeteilt wurde, bereits bis auf einige hundert Mann davongelaufen, hat Waffen und Zelte mitgenommen und ist in den Bergen verschwunden.

Aber, so wird man fragen, ist es nicht möglich, die Deserteure in den Bergen zu verfolgen? Ausgeschlossen. Der Kiribach, eine Viertelstunde vom Zentrum der Stadt entfernt, ist die Grenze des türkischen Einflusses. Kein türkischer Soldat würde es wagen, diese Grenze in feindseliger Absicht zu überschreiten; er würde unfehlbar erschossen werden. Größere Truppenmassen in die Berge zu

schicken ist jedoch erst recht unmöglich, denn die Malcija (das albanische Hochland) ist so unwegsam, nur auf solch entsetzlichen Saumpfaden zu erreichen, daß wenige entschlossene Männer mit Leichtigkeit und ohne sich selbst zu gefährden, den Vormarsch einer großen Truppe aufhalten könnten. Ganz zu schweigen von der Unmöglichkeit, in den unwirtlichen Bergen eine Truppenmenge zu erhalten.

Aus dem Gesagten ist zur Genüge ersichtlich, welche Bewandtnis es mit dem türkischen Regime in Albanien hat. Dabei ist es den Albanesen und auch den Skutarinern ganz einerlei, ob jung- oder alttürkische Regierung: wenn die Regierung sie nur in Ruhe läßt und ihre Privilegien nicht antastet. Nach der Julirevolution 1908 wurde ganz Skutari illuminiert und unglaubliche Mengen Pulvers wurden verschwendet zur „Feier" der Installierung des neuen Regimentes. Als im April 1909 die sultanstreuen Truppen die sogenannte Gegenrevolution einleiteten, erfolgte aus diesem Anlasse eine ebenso festliche Beleuchtung der Stadt. Diese beiden Illuminationen beweisen trefflicher als langatmige Auseinandersetzungen, wie furchtbar gleichgiltig den Skipetaren es ist, wer in Konstantinopel regiert. Ich fragte einen angesehenen Skutariner, ob und wie sich die Wiedereinführung der Verfassung in Skutari geltend gemacht habe.

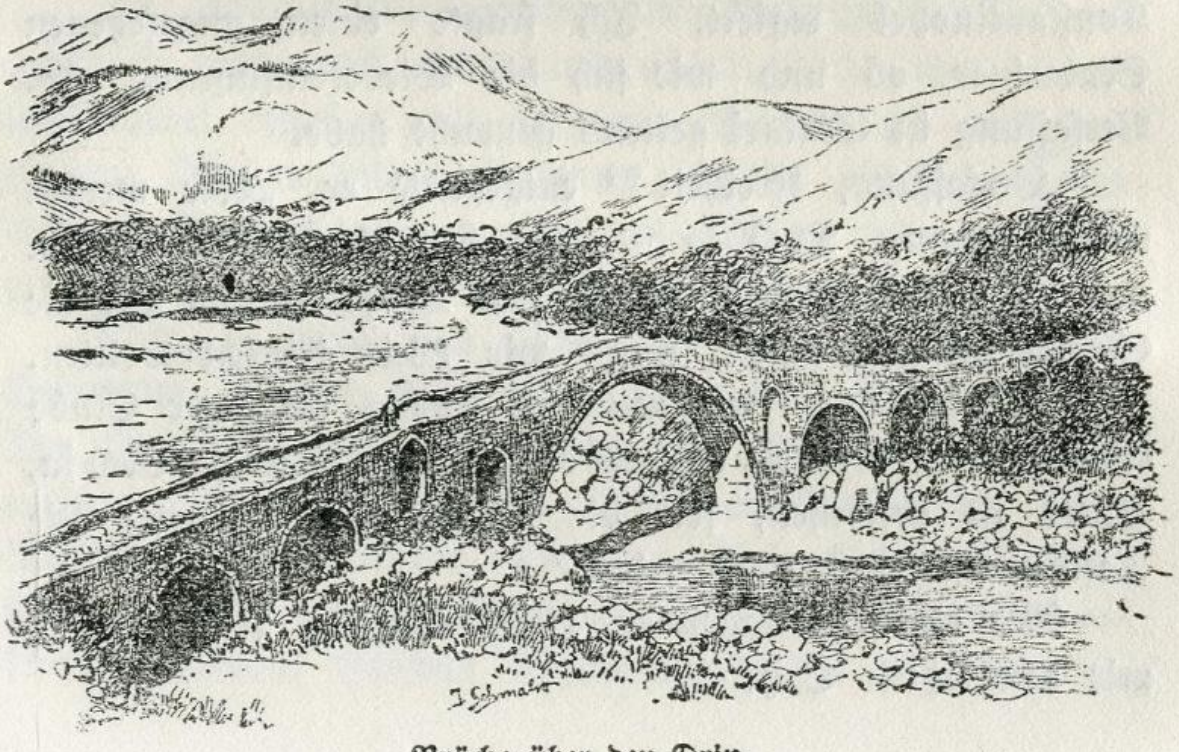
„Verfassung, Freiheit?" entgegnete er. „Wir merken nichts davon. Doch ja — vor der Verfassung durften wir bei Tosli abends Stühle und Tische hinaus auf die Straße bringen lassen, wenn wir Wein trinken wollten. Jetzt dürfen wir nur mehr in Toslis rauchiger Stube trinken. Sonst erinnere ich mich an keine Aenderung. Doch ja, Eines ist geschehen, seit die Jungtürken regieren: Die Taschen sind andere geworden."

Mit einer vielsagenden Handbewegung erläuterte er mir den letzten Satz.

Man beurteile nach dieser Auskunft, was man in Albanien vom Jungtürkentum hält! . . .

Unser Aufenthalt in Skutari neigte sich dem Ende zu. Der Kawaß des österreichischen Konsuls hatte uns die vom Vali vidierten türkischen Inlandspässe gebracht, die sich zwar später in den Städten des Vilajets Kossowo als sehr zweckmäßig erwiesen, die in den Bergen Nordalbaniens vorzuzeigen wir uns jedoch wohlweislich hüteten. Es möchte die freien Arnauten der Berge sehr mißtrauisch gegen uns gestimmt haben, hätten sie bemerkt, daß wir ein Jol-Teskere besaßen, daß wir „im Schatten der Großherrn" reisten. Jedenfalls ist das nur sehr schwer zu erlangende Dokument eine außerordentlich zierliche Erinnerung an die Reise.

Pferde und Diener waren vom Herrn Generalkonsul in vorsorglichster Weise für uns requiriert worden, unsere Rucksäcke waren wohlgepackt, Kleidung betreffend hatten wir gar keine Umstände zu machen, da man am zweckmäßigsten daran tut, in Albanien jede türkische Maskerade zu unterlassen und einfach in europäischer Tracht zu reisen — nichts hinderte uns mehr, den Ritt ins unbekannte Land anzutreten.



Brücke über den Drin.

Nach Kukli.

Unsere Karawane. — Don Andrea Miedia. — Die Zadrima. — Albanesische Grußformeln.

Es war eine ganz ansehnliche Kavalkade, die Herr Generalkonsul Kral uns zusammengestellt hatte. Pünktlich traf der Kiradschi mit den Pferden vor unserem Hotel ein. Es waren prächtige Tiere, denen wir freilich in Skutari noch nicht die außerordentliche Ausdauer und hervorragende Leistungsfähigkeit zugemutet hätten, die sie im Verlaufe der Reise erwiesen. Mit ganz besonderer Genugtuung nahmen wir davon Kenntnis, daß es der Vorsorge des Herrn Generalkonsuls sogar gelungen war, uns gute englische Reitsättel zu verschaffen, ein Luxus, den man umsomehr würdigen wird, wenn man bereits einmal dazu verurteilt gewesen ist, tagelang auf einem Holzgestell zu balancieren, das man in Mazedonien Reitsattel nennt. Auch der Kiradschi (so heißt man in der Türkei die Besitzer von Mietpferden, die mit ihren Tieren am ganzen Balkan den Transport von Reisenden und Warenlasten vermitteln) machte einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck.

Der mir zugewiesene Rappe war ein prima Rassepferd aus der Ebene von Metochia, dem Becken zwischen Ipek und Djakova, das durch seine Qualitätspferde in der ganzen Türkei berühmt ist. Djakova ist der Hauptpferdemarkt für Albanien und Mazedonien, und in ganzen Karawanen werden von hier die Tiere über die

Berge Nordalbaniens zur Küste gebracht, um dort dem Weiterverkauf unterstellt zu werden. Das nördliche Albanien ist eigentlich arm an Pferden, da in den Bergen mit Vorliebe Maultiere zum Warentransport benützt werden, welche nicht so hoch im Preise stehen und auch mit dem Futter nicht so hohe Ansprüche an den Besitzer stellen, wie ein edles Roß. Aber gerade ob dieser Seltenheit an Pferdematerial sind die Stämme Nordalbaniens als Pferdediebe in sehr schlechten Ruf gekommen; besonders die Nikaj und die Merturi sind berüchtigte Pferde- und Viehdiebe. Es vergehe kaum ein Tag, meint Steinmetz, an dem nicht ein in der Ebene von Rieka oder Djakova gestohlenes Pferd das Gebiet von Nikaj nach Skutari passierte. Diese Pferde von Djakova sind etwas kräftigeren und größeren Schlages, als beispielsweise die Pferde Bosniens oder der Herzegowina, übertreffen diese auch noch (wer die bosnischen Gebirgspferde kennt, weiß, was das sagen will) an Ausdauer und Trittsicherheit. Wie Gemsen, im wahrsten Sinne des Wortes, klettern sie an schroffen Felsen und schwindelnden Abgründen vorbei; ich habe in der Malcija zu Pferde „Wege" passiert, die bei uns im Hochgebirge nur ein wohlausgerüsteter Hochtourist zu bewältigen vermöchte. Mit unendlicher Behutsamkeit setzte mein braver Rappe in brüchigem Gestein eines seiner zierlichen Füßchen vor das andere; mit staunenswerter Leichtigkeit erkletterte er steile Höhen oder übersprang meterbreite Spalten; frisch wie vom Stall weg fiel er auf ebenem Terrain ins schärfste Tempo, wenn ich ihn auch nur durch geringen Schenkeldruck ermunterte. Und all das Tage hindurch bei einem Minimum an kräftiger Nahrung! Beim Morgengrauen wurden die Pferde gefüttert, so gut oder so schlecht es halt eben unsere Approvisionierungsverhältnisse erlaubten; hie und da bekamen wir Hafer, aber das waren Ausnahmen — zumeist mußten unsere Tiere sich mit Mais begnügen

oder konnten gar nur an halbleeren Maiskolben herumknabbern. Dann waren wir fast täglich 10 bis 12 Stunden im Sattel, bei 15stündigen Tagestouren, und nur selten gelang es uns an unseren Raststellen, auch nur einigermaßen ordentliches Futter für die Pferde zu erhalten. Freilich versäumten wir an keiner Quelle, besonders und vor allem die Pferde zu tränken und dieses frische Quellwasser war eigentlich die einzige verlässige Ration für die guten Tiere. Und trotz dieser anstrengenden Touren bei sehr mangelhafter Verpflegung waren die Pferde abends immer noch in staunenswert guter Verfassung; wenn nur irgend möglich, erhielten sie dann reichliche und ausgiebige Futterrationen, wenn wir mit Eintritt der Dämmerung Halt machten und das Nachtlager zu beziehen uns anschickten. Der Preis eines guten Pferdes ist in Albanien, wie in der Türkei überhaupt, ein sehr mäßiger: man kann sich schon für 80 bis 100 Kronen ein gutes Reittier kaufen. Unserem Kiradschi wäre mein Rappe, ein ausnehmend edles und prächtiges vierjähriges Tier, für 240 Kronen feil gewesen. An Miete bezahlten wir pro Pferd und Tag 3 Kronen; dem Kiradschi hatten wir nur die Verpflegung zu erstellen, was deshalb eine sehr wenig drückende Verpflichtung war, weil wir selber mit unserer ganzen Karawane bis Prisrend ständig albanesische Gastfreundschaft genossen.

Kunstvoll verstaute der Kiradschi unsere geringe Bagage auf einem Packpferde, sich selber dann auf die ganze Aufmachung kühn hinaufbalancierend.

Und nun, ade Skutari! — — —

Unsere Pferde setzten sich sogleich in einen scharfen Trab; Don Miedia, als unser Führer, hatte zu tun, die Unternehmungslust seiner Schutzbefohlenen zu zügeln. Denn die engen Gassen Skutaris sind nicht sehr dazu geeignet, von einem Trupp Reiter im Sturm genommen zu werden. Am Fuße des Festungsberges entlang reitend,

gebot uns die Besatzung eines türkischen Karakols Halt, welchem die Bewachung der langen Brücke über den Drin anvertraut ist. Hier tat das Fol-Teskere prächtig seine Schuldigkeit: salutierend gab uns der Militärposten den Weg frei. Bedächtigen Schrittes passieren unsere Pferde die nicht sehr vertrauenerweckenden Eindruck machende Brücke — und nun sind wir frei und auf uns selbst gestellt: wir sind bereits im Gebiet der autonomen Stämme. Die Brücke schließt türkisches Gebiet und türkische Einflußsphäre ab. —

Die einzige Kommunikationslinie Albaniens, die wirklich den Namen Straße verdient, ist die von Skutari nach San Giovanni di Medua, acht Reitstunden lang. Diese gut angelegte und wohl in Stand gehaltene Landstraße führt durch eine überaus fruchtbare, Zadrima genannte Ebene. Maisfelder von erstaunlicher Ueppigkeit säumen die Straße ein; behäbige Ortschaften geben der Gegend einen Anstrich von Wohlhabenheit, den man im Innern des Landes, in der Malcija, so sehr vermißt. Stellenweise führt die Straße am Ufer des Drin entlang, der sich schmutzig und träge dem Adriatischen Meere zuwälzt, in das er bei Alessio mündet. In einem schattigen Haine haben Zigeuner ihr Lager aufgeschlagen; die sauberen Zelte neuesten Zuschnittes lassen den wohlbegründeten Verdacht aufkommen, daß solch wohnliche Equipierung aus den Beständen einer türkischen Armeeintendantur „verloren ging". Bettelnd und beschwörend umringen die weiblichen Mitglieder dieser Zigeunerkolonie, darunter zwei junge Mädchen von berückender Schönheit meinen Freund Wenng, dessen Rößlein langsamen Schrittes hinter uns her trollte. Und da der Unglücksmensch guten Herzens Miene macht, den zerlumpten Bettlern einige Metalliques zu spendieren, da ist im Augenblick das ganze Lager hinter dem edlen Wohltäter her, schreiend und verlangend, so daß

nur ein gelinder Galopp den Unvorsichtigen retten kann. Seitdem weiß Freund Wenng, daß es deshalb gefährlich ist, albanesischen Zigeunern Geschenke zu machen, weil die winzigste Gabe ein ganzes Lager hinter dem Gebenden einherrennen läßt. —

Nun erhebt sich zur rechten Hand der ungefähr 400 Meter hohe Mali (Berg) Barbaluschit, so genannt nach dem gleichnamigen großen Dorfe Barbaluschi, und schon werden in der Ferne die an diesen langgestreckten Bergrücken sich anschmiegenden Häuser von Kukli, das Ziel unserer heutigen Tour, sichtbar. Kukli ist der Pfarrort unseres freundlichen Führers, Don Andrea Miedia. In leuchtendem Weiß hebt sich vom Bergeshang das neuerbaute Haus Don Miedias ab, als wollte es herübergrüßen zu dem nach langer Abwesenheit zurückkehrenden Hausherrn.

Don Andrea Miedia kam von Wien zurück, wohin er seinen Bruder, den neuernannten Erzbischof von Prisrend-Uesküb, begleitet hatte, welcher dortselbst im Sanatorium Offer sich einer Blinddarmoperation hatte unterziehen müssen. Im Krankenzimmer daselbst hatte ich bei seinem erzbischöflichen Bruder Lazzaro Don Andreas Bekanntschaft gemacht, und da er vernahm, ich wolle mit einem Freunde nach Albanien reisen, hatte er in gütigster Weise sich bereit erklärt, mich in sein Heimatland einzuführen. In Ragusa hatten wir uns dann verabredetermaßen getroffen — Don Andrea war über Budapest und Sarajevo, wir waren über Fiume und Spalato gereist — und der würdige Priester und ernste Gelehrte hatte mit uns dann über Cattaro Montenegro durchkreuzt, ein ebenso angenehmer Gesellschafter als genauer Kenner des Balkan. Wie muß er, der ganz Europa aus eigener Anschauung kennt, den weite Reisen durch alle Länder und in alle Kulturzentren des Abendlandes geführt haben, wie muß er seine von Natur und Kultur so wenig reich beschertе

Heimat lieben, dachte ich mir, als ich sah, wie er verlangend und begrüßend die Arme ausbreitete, da wir zum erstenmale von den Karstfelsen der Crnagora aus hinüberblickten auf den Skutarisee und die wuchtigen Massen des nordalbanischen Hochgebirges! Und je länger ich das Glück hatte, in seiner Gesellschaft zu sein, umsomehr lernte ich ihn kennen und erfassen in seiner grenzenlosen Liebe zu seinem Vaterlande, zu dessen edelsten Söhnen sein Bruder Lazzaro und er gerechnet werden müssen. Msgr. Lazzaro das Muster eines Missionärs und Priesters, eines getreuen und tatkräftigen Hirten der ihm anvertrauten Herde — Don Andrea ein stiller Gelehrter, der neun Sprachen fließend beherrscht und der wie kein zweiter daran gearbeitet hat, auch seinem Volke eine einheitliche Schriftsprache zu schaffen.

Was das für die kulturelle Entwicklung des albanesischen Volkes bedeutet, kann nur der ermessen, der den Zustand der Verwirrung kannte, welcher noch vor zwei Jahren auf dem Gebiete des Schriftwesens in Albanien herrschte. Von einer albanesischen Literatur, von einem albanesischen Schrifttum konnte kaum die Rede sein, weil einesteils das Volk an sich schon in zwei große Gruppen zerfällt, Geghen und Tosken, deren Idiome nur sehr wenig Aehnlichkeit mit einander haben, weil anderseits aber auch innerhalb dieser beiden großen Gruppen jeder Gebildete fast sein eigenes Alphabet hatte, jeder so schrieb, wie es ihm paßte: eine einheitliche Schriftsprache existierte nicht und damit war für eine heimische Literatur jede Entwicklung außerordentlich erschwert. Albanesische Autoren schrieben entweder in serbokroatischer, türkischer oder italienischer, einige wenige auch in französischer Sprache — für ihr Volk vermochten nur ganz wenige zu schreiben. Ein Wirrsal verschiedener Alphabete machte es den gebildeten Albanesen zur besonderen Kunst, auch nur Briefe oder Dokumente in ihrer eigenen Sprache zu lesen.



Ein Skutariner im Festgewande Prenk Bib Dodas.

Es ist nur zu natürlich, daß die weitblickenderen geistigen Führer Albaniens diesen Umstand außerordentlich beklagten und auf Abhilfe sannen. Aber alle auf Einführung eines einheitlichen Alphabetes gerichteten Bestrebungen versagten Jahre hindurch an der Parteiung und Parteienbildung unter den Albanesen selbst. Nach jahrelangem Hader hatten sich schließlich zwei große Gruppen herauskristallisiert, die jede mit ihrem eigenen Schriftsystem nun um die Vorherrschaft rangen. An der Spitze der einen Gruppe stand einer der reichsten und mächtigsten Männer Albaniens, Msgr. Doczi, Abbas Nullius in Merdita. Und mit dem ganzen Gewicht seiner imponierenden Persönlichkeit und dem ganzen Einfluß seines Stammes focht dieser Abt der Mirditen für „sein" Schriftsystem. Die andere Gruppe, nicht weniger einflußreich durch das wissenschaftliche Ansehen ihres Führers, kämpfte für das System des Don Andrea Miedia. Ist es nicht überaus bezeichnend für Albanien und seine Kultur, daß im zwanzigsten Jahrhundert in diesem Lande noch solche Fehden um die Grundlage jeder kulturellen Entwicklung geführt werden mußten? Daß in diesem Ringen der österreichische Generalkonsul in Skutari, August Kral, als genauer Kenner der albanesischen Sprache und Schrift eine überaus segensreiche Vermittlerrolle einnahm, daß es hauptsächlich den Bemühungen dieses hervorragenden Mannes gelang, endlich doch zu einer Einigung zu kommen und eine jetzt allgemein anerkannte Norm für die albanesische Schriftsprache zu schaffen, das soll dankbar anerkannt werden nicht nur in Albanien, sondern auch in Oesterreich und in der wissenschaftlichen Welt aller Zungen. Diese Einigung wurde nach langen Debatten und eingehendem Für und Wider erzielt auf einem ad hoc einberufenen Alphabetenkongreß, der im Jahre 1908 in Monastir tagte und auf dem sich beide Gruppen zu einem annehmbaren Kompromiß einigten. Das Alphabet dieses Kongresses wird

nunmehr in den Schulen Albaniens gelehrt; jetzt erst wird es möglich sein, eine albanesische Literatur zu schaffen.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, wollte ich mich — so interessant dies auch wäre — eingehenden linguistischen Erörterungen hingeben und mich auf das Gebiet der vergleichenden Sprachforschung begeben. Vielleicht ist für diese Aufgabe an anderer Stelle dankenswerte Gelegenheit gegeben. Ich will mich hier nur auf die Feststellung beschränken, daß die Sprache der heute Albanien bevölkernden Nachkommen der alten Illyrier dem indogermanischen Sprachstamme angehört und mit jener der slawischen Völkerschaften in gar nichts verwandt ist. In der Klangfarbe erinnert die albanesische Sprache noch am ersten ans ungarische, ohne jedoch auch mit diesem Idiom irgendwelche nähere Gemeinschaft zu haben. Das bedeutendste einschlägige Werk ist Dr. Georg Pekmezis „Grammatik der albanesischen Sprache", welche im Jahre 1908 im Verlag des Wiener Vereines „Dija" erschien. In diesem von gründlichstem Studien zeugenden Werke hat der gelehrte Verfasser nicht nur das wertvollste Hilfsmittel zur praktischen Erlernung der Sprache geboten, sondern auch sehr instruktiv die bisherigen Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschung vereinigt. Ganz besonders lobend hervorzuheben ist, daß Dr. Pekmezi sowohl die toskische als die gegische Mundart in einer Weise behandelt, die man nur als höchst gelungen bezeichnen kann. Niemand, der sich mit albanesischen Sprachstudien befaßt, wird dieses grundlegenden Werkes entbehren können. — — —

Don Miedia ist aber nicht nur Gelehrter, dem in vorstehend kurz skizzierter Frage (deren Bedeutung sehr drastisch durch die von Baron Nopcza noch im Jahre 1907 publizierte Bemerkung: „Es ist Aussicht vorhanden, daß mit der Zeit in Albanien mehr Orthographien als des Lesens kundige Menschen existieren werden," beleuchtet wird) eine

führende Rolle zugewiesen war, er ist auch praktischer Landwirt und auch als solcher Führer seines Volkes. Auf den zu seinem Pfarrsitze gehörenden Ländereien bei Kukli verwendet er landwirtschaftliche Maschinen aller Art und demonstriert seinen albanesischen Landsleuten ad oculos, wie sie die fruchtbaren Ebenen der Zadrima noch ertragreicher gestalten und leichter bebauen können, als es jetzt schon der Fall ist. Aus stundenweiter Entfernung kommen die Bewohner der Ebene zu Don Andrea, um seine Maschinen kennen zu lernen, seine künstlichen Düngemittel zu verlangen, seine Einrichtungen zur Reinigung des Saatgetreides zu benützen, zu schauen, wie er sich die landwirtschaftlichen Geräte erstellt und wie er sich seine Lastwagen baut. Ist das nicht praktischer Anschauungsunterricht zum Wohle seines Volkes, den dergestalt dieser Gelehrte im bescheidenen Gewande des Priesters erteilt?

Und wie sie ihre Häuser sich praktischer bauen sollen, wie sie hygienischer und reinlicher sein müßten in Wohnung und Stall — auch das zeigt Don Andrea seinen Zadrimanern. Er hat sich an der Berglehne neben der Kirche ein Haus erbaut, das Muster eines Landhauses, nach eigenen Plänen und Entwürfen mit seiner eigenen Hände Arbeit. Auch das wirkt erzieherisch in diesem weltabgeschiedenen Erdenfleck, und daß im Pfarrhaus in Kukli das einzige (von Don Miedia selbst konstruierte und „erbaute") Watercloset in ganz Albanien existiert — man verzeihe die triviale Konstatierung — ist auch als Gradmesser für die „Höhe" albanesischer Kultur mitzubewerten. — — —

In flottem Trab ritten wir Kukli zu. Es war Samstag und viele Albanesen wurden von uns überholt, die aus dem Bazar von Skutari heimkehrten, woselbst sie die Produkte ihres Fleißes verkauft, wo sie Vorräte für ihren Lebensbedarf eingekauft hatten. Alle hoch zu Roß,

das Martinigewehr auf der Schulter, im Gürtel den langen und weittragenden Gasserschen Armeerevolver, boten diese Skipetaren einen herzerfreuenden Anblick edler Männlichkeit. „Kjoft levdue Jezu Krišt!“ (Gelobt sei Jesus Christus!), begrüßte Don Andrea die ihm bekannten Reiter aus dem Gebiete katholischer Stämme, und die Hand ehrerbietig zum Herzen führend, antworteten sie: „Džismon e jets!“ (In Ewigkeit!). Solche, von denen unser Führer aber nicht wußte, ob es Katholiken oder Moslims seien, begrüßte er mit dem für albanesische Verhältnisse bezeichnenden, allgemein üblichen Gruße: „A ije bur?“ (Bist du ein Mann?) oder „A ije bur i fort?“ (Bist du ein starker Mann?), auf welchen Gruß auch von den katholischen Albanesen die Antwort erfolgt „Allah ras ola“ und die Gegenfrage: „Čuš ije, si ije?“ (Wie bist du, wer bist du?). Unter Bekannten aber ist vielfach der Gruß üblich: „A ije, si ije?“ (Bist du, wie bist du?). Und auf den unwegsamen Saumpfaden der Berge begrüßt man sich mit der charakteristischen Frage: „A keni mujt?“ (Habt ihrs gekonnt?) und erhält als Antwort: „Pa, kadal, kadal“ (Ja, langsam, langsam“). Daß wir glaubten, uns mit dem Gruße „Mir e dita“ (Guten Tag) beliebt machen zu können, sah man uns Schwabas gütig nach. Bei den Albanesen ist dieser Gruß nicht gebräuchlich; ihre Begrüßungsformeln sind die obengenannten. Wird denselben, was bei Begegnung zweier sich fremder Albanesen zumeist geschieht, noch die Frage beigesetzt: „Nga tše iš je?“ (welchen Stammes bist du?), so knallen sehr oft unmittelbar nach der Antwort die sehr locker im Gürtel sitzenden Revolver und nicht selten wälzen sich Beide in ihrem Blute. —

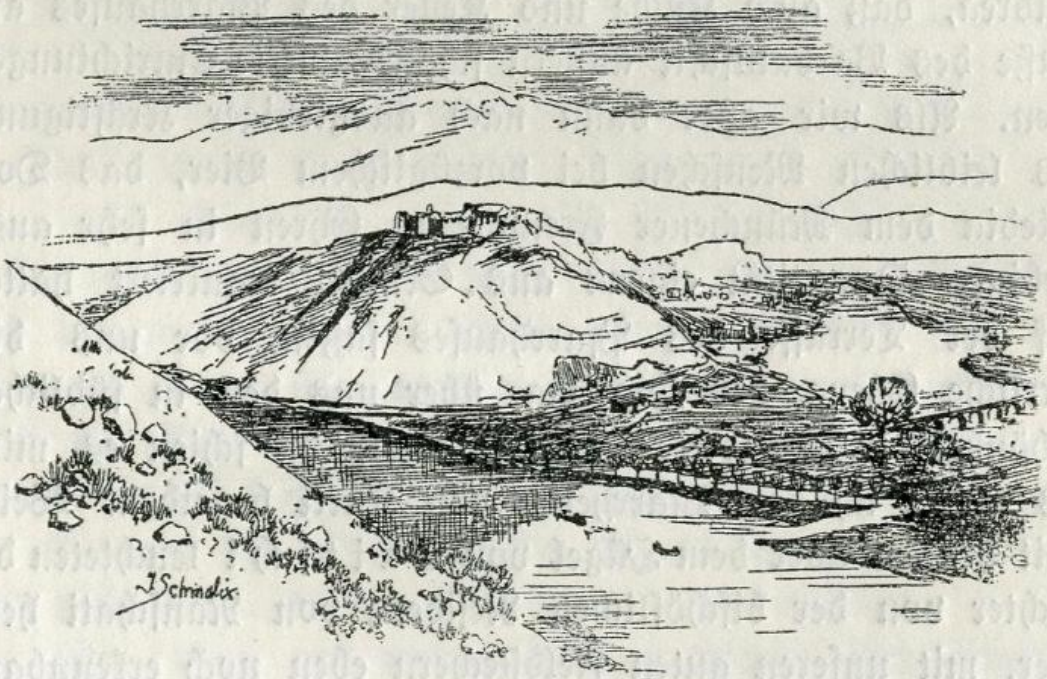
Wir sahen auf weiten Wiesen Hirten ihre Herden weiden — die Büchse auf der Schulter; fleißige Ackerbauer waren noch bei hereinbrechender Dämmerung mit Bestellung ihrer Felder beschäftigt — das Martinigewehr

auf der Schulter; von Ochsen gezogene, ausschließlich aus Holz gebaute Lastwagen kamen uns mit entsetzlichem Gekreisch der Achsen entgegen — begleitet von wohl bewaffneten Fuhrleuten. Wir passierten äußerst primitiv eingerichtete albanesische Kramläden, in denen Salz, Kaffee, Zucker, Tuchzeug, Zwirn, Pulver und Blei des Bedarfes der Reisenden harrten — handgerecht placiert aber war dem Händler die scharfgeladene Waffe. Konnte es uns wundern, daß wir auch auf dem mit Manuskripten und Büchern bedeckten Schreibtische Don Miedias in Kukli einen Gasser-Revolver größten Kalibers vorfanden, dessen Kolben mit wertvollem, künstlerischem Silberbeschlag überreich verziert war? Zum Albanesen gehört die Waffe, und die Waffe handhaben zu können, verschafft dem in Albanien reisenden Fremdling größeres Ansehen und weitergreifenden Einfluß, als die vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens. —

Es war Abend geworden, als wir in Kukli ankamen. Die Pferde wurden versorgt und dann bewies uns Don Andrea, daß auch Küche und Keller des Pfarrhauses am Fuße des Barbaluschit äußerst schätzenswerte Einrichtungen seien. Als wir aber dann nach ausgiebiger Kräftigung des leiblichen Menschen bei vorzüglichem Bier, das Don Miedia dem Münchener Freunde zu Ehren in sehr ausgiebiger Quantität eigens aus Skutari requiriert hatte, auf der Terrasse des Pfarrhauses saßen, vor uns die herrliche Ebene der Zadrima, über uns den in südlicher Schönheit prangenden Sternenhimmel, da schien es mir, als wollte ich den Pfarrherrn von Kukli beneiden. Weit, weit drüben über dem Hügel von Daitschi leuchteten die Lichter von der bischöflichen Residenz von Nanschati herüber, mit unseren guten Feldstechern eben noch erkennbar. Und ebenso, wie wir sein Licht zu uns hinüber grüßen sahen, mochte der bischöfliche Freund Don Miedias aus der Beleuchtung der Terrasse ersehen, daß der gelehrte

Führer seines Volkes aus weiter Ferne wieder heimgekehrt sei. Aber die Nacht war so herrlich, daß uns die Lampen störten; wir schickten sie ins Haus und saßen im Dunkel. Und stundenlang sind wir dann draußen geblieben in mir zeitlebens unvergeßlich bleibender Unterhaltung. Von seinem Volke erzählte mir Don Andrea, das er so innig liebt, dem er sein ganzes Leben, seine ganze überwältigende Arbeitskraft geopfert hat. Da ich aber eine Bemerkung machte, die bewundernd klang, weil ich hingerissen war ob dem, was ich hier in so weltentlegener Einsamkeit hörte, da deutete der fromme Priester auf eine seiner zwölf Katzen, die eben an ihm vorüberstrich und meinte: „Was hätten wir denn voraus vor diesen Katzen, wenn wir unserem Leben nicht Gehalt und Zweck geben könnten durch Entsagung, Arbeit und Opfer?" Und lange schwiegen wir. —

Dann aber sprach der Gelehrte zu mir von Albanien und dieses Landes wechselvoller Geschichte.



Der Festungsberg Rasapha.

Aus der Geschichte Albaniens.

Die Nachkommen der alten Illyier. — Unter serbischer Herrschaft. — Skanderbeg. — Lek Dukadschin.

Die Historie der „Adlerabkömmlinge" (die Albanesen nennen sich selbst „Scüpetaren", von „Scüp", der Adler, heißen sich also sinngemäß übersetzt selber: „vom Stamme der Adler") verliert sich in grauer Urzeit. Nach heute von der gesamten Forschung anerkannter Feststellung repräsentieren die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier.

Einer arabischen Sage zufolge, die J. G. v. Hahn zuerst erzählt, wohnten die Albanesen, von den Osmanen Arnauten genannt, ursprünglich am Roten Meere. Zu jener Zeit trat einst einer ihrer Häuptlinge mit dem Fuße auf den Kaftan eines sitzenden arabischen Scheiks und schlug ihm in dem darob entstandenen Streite ein Auge aus. Nun sollte er diesem das auf ein Auge festgesetzte Wehrgeld bezahlen. Er aber weigerte sich und zog es vor, mit seinem ganzen Stamme auszuwandern. Dieser Stamm aber wurde von nun an Arnauten, das heißt im Arabischen „die Verweigernden" benannt. — Ist nun die These richtig, daß die Albanesen Nachkommen der alten Illyrier sind, diese aber zu dem pelasgischen Volksstamm gehören, welcher mehrfache Berührungspunkte mit den Phöniziern hatte, so gewinnt diese arabische Sage einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit. Bemerkenswert dürfte ferner sein, daß

den Sagen der Abchasen im Kaukasus zufolge diese sich „für ein und dasselbe Volk mit den in der Türkei lebenden Arnauten oder Albanesen" halten; zwei Brüder mit ihren Familien seien „aus dem Süden" an den Euphrat gekommen: „dort trennten sie sich, der eine zog nach Nordwest, der andere nach Nordost". Zu dieser von den Abchasen behaupteten, den Euphratstrom aufwärtsgehenden Auswanderung der Albanesen paßt sehr gut die merkwürdige Tatsache, daß die Juden der ganzen Levante die Albanesen nur Peleschtim, also Pelasger, zu deutsch Philister, nennen. Verzeichnenswert scheint auch, daß in Xerxes Heer Datos ein Anführer der Matijaner (Matija ist eine Landschaft südlich des Drin) war, Data oder Doda aber heute noch ein den Albanesen geläufiger Name ist (als Beispiel: Prenk Bib Doda, der Mirditenchef!). Claudius Ptolemäus schrieb bereits sehr ausführlich über die Albani seiner Zeit und deren Hauptstadt Albanopolis, welche er nur um ein wenig nördlicher als die heutige am linken Ufer des Arcan gelegene Ortschaft Arbona versetzte. Sehr triftige Gründe sprechen dafür, daß die „Albani" des Ptolemäus als die Vorfahren der heutigen Albanesen betrachtet werden müssen. Bei den altgriechischen Klassikern findet man wiederholt die Arbaniten (italienisiert „Albanesen") erwähnt. Fallmerayer spricht in den Abhandlungen der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften von den „Illyro-Albaniern" als dem aggressiven Element, der Kriegerkaste, des illyrischen Kontinents, während die alten Hellenen vorzugsweise auf idealem Gebiete, in Kunst und Wissenschaft, ihre Bedeutung hatten. Ein zusammenhängendes Staatengebilde vermochten die Albanesen im Altertum nicht zu schaffen; wenigstens fehlen diesbezüglich alle geschichtlichen Aufzeichnungen. Historisch steht nur fest, daß 604 vor Christi die Gallier an der Küste des Arbanitenlandes

erschienen und unter Bellowas ein Reich mit der Hauptstadt Schkodra gründeten. Ein Nachfolger Bellowas eroberte Epirus und Mazedonien, wurde aber von Philipp von Makedonien 359 vor Christi geschlagen. Dann teilten Klitos und Glaukos das Reich in ein nördliches und ein südliches mit dem Drin als Grenze; die Bewohner der beiden Reiche wurden „Triballer" und „Toulanten" genannt. Letztere leisten Alexander dem Großen Heeresfolge. Die nördlichen Stämme (die Geghen) sind seßhaft; die südlichen (die Tosken) ein fahrend Kriegsvolk. In den Berichten der bayerischen Akademie der Wissenschaften verzeichnet L. Glück die Tatsache, daß Alexander der Große einige benachbarte „Thessalier" habe in Ketten legen lassen, „weil sie so ungeschickt seien, fremde Kriegsdienste der Bebauung ihres schönen Landes vorzuziehen". Nach Alexanders Tode tritt das Königreich Epirus unter König Pyrrhus in den Vordergrund der Geschichte des südwestlichen Balkans; es beginnen die Angriffe der Römer. Gentius, der letzte König der Illyrier, wird in seiner Hauptstadt Schkodra belagert und 168 vor Christi wird sein Land mit dem römischen Reiche vereinigt. Bei der Teilung des letzteren kommt Illyrien an das oströmische Reich; gegen dasselbe stehen jedoch die Skipetaren in ständiger Rebellion. Von 493 bis 538 nach Christi beherrscht der Gotenkönig Ostroilus das Land. Der Skipetar ist jedoch unduldsam gegen jede nicht der patriarchalischen Stammesautorität entsprechende Oberherrschaft. Jedoch war er für den Okzident nie eine Gefahr, weil der Streit der einzelnen Stämme untereinander nie eine machtvolle Abwehr gegen fremde Eroberer aufkommen ließ. 639 nach Christi erschienen die Bulgaren im Lande, die im Laufe der Zeit ihre Sprache mit der slawischen verschmolzen; sie wurden 1189 von den Serben abgelöst: Albanien wurde dem serbischen Reiche Rascien einverleibt,

1346 ist Stephan Duschan Zar aller Serben, Albanesen und Griechen. Glanzvoll herrschten nun die Serben in Albanien; ihre Heldenzeit fällt in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. 1362 wird Albanien zum erstenmale von einem Türkenheere überzogen; in diese Kämpfe greifen auch die Venetianer ein. Georg Straffimir, ein serbischer Vasall, hat 1386 Skutari und Durazzo an Venedig verpfändet und das Auslösen vergessen; die Republik aber wußte sich im Lande festzusetzen und zu behaupten. Viele Denkmäler und Ruinen sprechen noch heute von ihrer kulturhistorischen Bedeutung und ihrer kriegerischen Macht. Sie behauptete Schkodra selbst in den heftigsten Kämpfen, aber die Stämme des albanesischen Hochlandes vermochten sich der türkischen Eindringlinge auf die Dauer nicht zu erwehren, weil sie nicht einig waren und — wie Weiß in seiner „Weltgeschichte" sehr zutreffend sagt — es nicht verstanden, „den persönlichen Vorteil dem Gesamtinteresse zu opfern". Jahrelang zogen sich die blutigsten Kämpfe dahin; seit 1421 kämpfte Albanien um Sein oder Nichtsein. Bis jetzt hatten seine großen und kleinen Häuptlinge beharrlich der osmanischen Sturmflut widerstanden, namentlich die Topia und die Kastrioti, jene in Südalbanien, diese nördlich vom Drin. 1423 unterlagen sie doch den Scharen Murads II. Der Fürst von Kroja, Iwan Kastrioti, mußte einen Teil seines Landes abtreten und als Pfand der Unterwürfigkeit seine vier Söhne dem Sultan als Geiseln stellen; mit seinen Kriegern aber mußte er dem Sultan Heeresfolge leisten.

* * *

So kam Georg, der jüngste der Söhne Iwan Kastriotas, als neunjähriger Knabe 1423 nach Konstantinopel an den Hof Murads II. Er mußte seinem katho-

lischen Glauben entsagen und bekam beim Uebertritt zum Islam den Namen Skanderbeg (Fürst Alexander), unter dem er unsterblich geworden ist, denn er wurde der größte Held, der Befreier seines Volkes. In Konstantinopel



Skanderbeg.

eignete sich Skanderbeg eine vorzügliche Bildung an; er sprach türkisch, arabisch, griechisch und italienisch gleich gut wie seine Muttersprache. Ganz besonders aber vervollkommnete er sich in allen ritterlichen Uebungen. Seine Tapferkeit besiegelte seinen Ruhm und es gelang ihm, im Heere des Sultans eine hohe Befehlshaberstelle zu erreichen. Im Jahre 1431 starb sein Vater; seine drei

Brüder waren bereits vorher nach Angabe der Albanesen vom Sultan durch Gift weggeräumt worden. Aus der Heimat kamen nun Aufforderungen an Georg, er möge sich des väterlichen Reiches wieder bemächtigen. Der Sultan aber verweigerte ihm die vertragsmäßige Einsetzung in das väterliche Erbe. Dieser Vertragsbruch durch den Sultan zwang Skanderbeg zur Selbsthilfe. Als am 3. November 1443 das türkische Heer bei Nissa (Nisch) von den Serben gänzlich geschlagen wurde, zwang Skanderbeg bei Nacht den beim Heere anwesenden Geheimsekretär des Sultans unter Androhung des Todes, ihm einen Ferman auszustellen, worin von seite des Sultans dem Statthalter von Kroja befohlen wurde, an Skanderbeg die Festung und die Verwaltung der Stadt auszufolgen. Mit dreihundert Landsleuten verließ Skanderbeg in der Verwirrung der Flucht das Heer, erreichte am siebenten Tage seine Heimat, woselbst ihm beim Anblick des großherrlichen Befehles der türkische Hauptmann arglos die Festung übergab. Albanesen drangen in die Stadt; die Türken wurden erschlagen, soferne sie nicht den christlichen Glauben annahmen. Dies geschah am 13. November 1443, und mit diesem Tage beginnt die Unabhängigkeit Albaniens, die Heldenzeit des albanesischen Volkes.

Der Held der Helden aber war Skanderbeg. Nie hatte er mehr als 18.000 Albanesen zur Verfügung, und doch wurde er selbst von der oft riesigen Uebermacht der Türken in dem nun fünfundzwanzig Jahre andauernden blutigen Ringen nie erdrückt: bei seinen Feinden galt er für unbesiegbar. Skanderbeg war von solcher Kampfeslust beseelt, daß ihm von Zeit zu Zeit eine Schlacht Bedürfnis war; beim Beginne der Schlacht pflegte er die Aermel aufzustülpen, um Schwert oder Keule besser führen zu können. Man erzählte sich, daß er mehr als zweitausend Türken mit eigener Hand erschlagen habe. Ihm gelang

es, die einzelnen albanesischen Parteien einigermaßen zu vereinigen; blutig loderte der Aufstand durch das Land: in kurzer Zeit war Albanien von den Türken gesäubert. Eine Versammlung albanesischer Häuptlinge zu Lesch (Alessio) ernannte ihn zum Nationalfeldherrn und gelobte, ihn mit Gut und Blut und mit jährlich 200.000 venetianischen Dukaten zu unterstützen. Im Juni 1444 schlug er mit nur 17.000 Mann 40.000 der besten Reiter des Sultans in die Flucht; die Augen ganz Europas richteten sich nach dem Hofe von Kroja und allerorten entflammte neuerdings der schon sehr gesunkene Mut zum Kampfe gegen den Halbmond. Jahrelang wogten am Balkan die erbittertsten Kämpfe. Der Sultan sandte seine besten Truppen gegen Skanderbeg, aber Albanien blieb frei. 1447 schloß Skanderbeg einen Vertrag mit Venedig, wurde in die Liste der Nobili aufgenommen und zum Oberbefehlshaber aller Besitzungen in Albanien und Illyrien ernannt. Im Mai 1449 zog Murad II. mit 150.000 Mann gegen Skanderbeg, der sich ihm mit 10.000 seiner besten Krieger entgegenstellte, dem es gelang, auch diesen Ansturm abzuschlagen: Skanderbeg galt als der größte Feldherr des Jahrhunderts! Murad II. starb am 5. Februar 1451 zu Adrianopel, besiegt, verdrossen, lebensmüde. Lange Jahre aber erfreute sich Albanien verhältnismäßiger Ruhe.

Mohammed II., Murads Sohn, war nicht weniger kriegerisch als sein Vater. Er eroberte Konstantinopel, zerschmetterte das byzantinische Reich und machte Serbien zu einer türkischen Provinz. Die Heere des Sultans drohten das Abendland zu überschwemmen. Die Heldengestalt des Papstes Pius II. stand fast allein, da sie zur Rettung aller Kultur zum Kreuzzuge rief. Und als die Not am höchsten schien, da gedachte Pius II. Skanderbeg zum König von Albanien zu ernennen und ihm die Leitung des Kreuzheeres zu übertragen; er selber

aber, ein Greis mit dem Feuereifer des Jünglings, wollte sich an die Spitze des Heeres stellen und durch die Opferung seiner Person die lauen und zaghaften Fürsten Europas für den heiligen Krieg begeistern. Doch als er sich in Ancona zur Flotte des Kreuzheeres einschiffen wollte, starb er an einem hitzigen Fieber am 13. August 1465. Die ganze Last des Krieges fiel abermals auf Albanien. Der Sultan griff den unbesiegten Gegner mit den Waffen des Verrates an; ein Freund Skanderbegs erlag der Versuchung und verriet den Helden, ein Neffe des Tapferen floh zum Sultan und wurde von diesem zum Vezier von Albanien ernannt. Beide zogen mit gewaltigen Heeren gegen Skanderbegs kleine, doch unverzagte Schar; beide wurden geschlagen, beide kehrten reumütig zu Skanderbeg zurück und beiden verzieh großmütig dieser Edelste seines Volkes. Und wieder war Albanien frei. Der Sultan suchte neuerdings mit Skanderbeg zu verhandeln. Vergebens; in einem eigenen Schreiben, in dem er sich „Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, Fürst der Epiroten und Albanesen und Soldat Jesu Christi" nannte, wies dieser alle Vermittlungsversuche zurück. Nun entsagte Mohammed allen Ansprüchen auf Albanien und anerkannte den Helden „für alle Zukunft als den rechtmäßigen Fürsten", soferne Skanderbeg diesen Frieden nicht selbst breche. Skanderbeg aber folgte dem Rufe des sterbenden Papstes zum Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit. Mohammed II. ergrimmte und zog mit 200.000 Mann selber nach Albanien; im Frühjahr 1466 stand sein Heer vor Kroja. Jedoch auch dieser Versuch zur Unterwerfung mißlang, im Spätherbst 1466 mußte das türkische Heer erfolglos abziehen.

Nie besiegt, sank im Jänner 1467 der Held aufs Krankenlager. Ein hitziges Fieber verzehrte seine Kräfte, die vierundzwanzig Jahre den unsäglichen Entbehrungen steter Kämpfe und Schlachten standgehalten hatten. Am

17. Jänner 1467 starb Skanderbeg. Die Bedeutung dieses seltenen Mannes aber wurde von niemandem mehr anerkannt, als von seinem größten Gegner, dem Sultan, der bei der Kunde von seinem Tode ausrief: „Endlich gehört mir Europa und Asien; wehe der Christenheit, sie hat ihr Schwert und ihren Schild verloren!"

So war es in der Tat. Für Albanien nahten schwere Zeiten. Elf Jahre lang dauerte der Krieg noch fort und heldenmütig kämpften die Albanesen für ihre Unabhängigkeit, aber immer enger wurde der Kreis, immer fester die Stellungen der Türken. Die Kraft Albaniens war erschöpft, es fehlte der alles überwältigende Führer. 1478 fiel nach dreizehnmonatlicher Belagerung Kroja, die Hauptstadt des Landes. Seit 1479 gehört Albanien unbestritten der Hohen Pforte, denn im Frieden von Konstantinopel trat Venedig auch Skutari in aller Form an den Sultan ab. — — —

Albanien aber, wie dankte es seinem Helden, der ihm die Freiheit erkämpft, ihm Ruhm und Ansehen erworben hat in ganz Europa, in der Geschichte aller Zeiten und Völker? Es hat seiner ganz vergessen! Wehmütig stimmt es, dies berichten zu müssen, aber es ist traurige Wahrheit: in Albanien weiß man, die wenigen Gebildeten ausgenommen, von Skanderbeg nichts mehr, als einige Sagen, die wie in weiter Ferne sich noch dem Gesichtskreise des Volkes erhalten haben. Auf dem Wege von Cukali nach Dibra finden sich noch einsame Ruinen, von denen das Volk in der nächsten Umgebung erzählt, dort sei eine Festung Skanderbegs gestanden. Vom großen Fenster des Turmes aus sei Skanderbeg, als er die Festung nicht mehr gegen die übermächtigen, ihn belagernden Feinde zu halten vermochte, mit seinem Hengste auf die tief unten liegende Felsplatte heruntergesprungen und entflohen. Vier Hufspuren, welche der Hengst bei dem Sprunge in den Felsen eindrückte, zeugen dafür, daß diese Sage auf

einer wahren Begebenheit beruhe. So erzählen die Maliſſoren der Matija, und wenn ſie die Sache ganz genau kennen, dann fügen ſie bei, daß Skanderbeg auf ſeiner Flucht zwölf oder auch dreizehn Pferdeladungen Goldes und anderer Koſtbarkeiten aus ſeiner Burg mitgeführt habe, um ſie im Gebirge zu vergraben, wo er ſie bei ſeiner Rückkehr ſicher wieder finden werde. Das iſt, wie ſchon J. G. v. Hahn im Jahre 1863 konſtatierte, alles, was ſich an Erinnerungen an dieſe große Zeit im albaniſchen Volke erhalten hat: es hat ſeines größten Sohnes vergeſſen! Und es weiß heute noch nicht, wie beſchämend es iſt, daß man ſolches konſtatieren muß.

* * *

Auch als Geſetzgeber ſteht Skanderbeg im Gedächtnis der Albaneſen weit zurück hinter ſeinem viel unbedeutenderen Zeitgenoſſen Lek (Alexander) Dukadſchin. „Von jeder Ruine zwiſchen Droſchi und der großen albaneſiſchen Alpenkette," ſchreibt Baron Nopcza, „heißt es, Lek Dukadſchin habe ſie erbaut; an zwei Stellen, bei Celza und Bliniſchti (letzteres in Merdita) zeigt das Volk flache Steine, die es als Tiſch des Lek Dukadſchin bezeichnet, und im Kanun Lek Dukadſchinit (der Geſetzesſammlung des Lek Dukadſchin) iſt dieſem Manne wohl ein unverwüſtliches Denkmal geſetzt worden". Nur einige Stämme des ſüdlichen Gebietes von Matija und Dibra leben nach dem Rechte Skanderbegs (Kanun Skanderbegut), während bei den Stämmen Nordalbaniens ausſchließlich das Recht des Dukadſchin gilt.

Dukadſchin heißt das Gebiet der zwiſchen dem Drin und Droſchi, dem Hauptort der Mirditen, wohnenden Albaneſen, welches „die ſechs Stämme von Puka" umfaßt (die Pulti, Schala-Schoſchi, Duſchmani, Toplana, Nikaj und Merturi). Doch iſt „Dukadſchin" nicht nur



Marangela, die Mutter von Prenk Pib Doda.

als Landschafts-, sondern auch als Personennamen zu betrachten, und wenn die Albanesen sagen, „wir leben nach dem ‚Kanun Dukadschinit', so heißt dies nicht: wir leben nach dem in der Landschaft Dukadschin giltigen Rechte, sondern es heißt: wir leben nach den Gesetzen und Regeln, welche Dukadschin (Duka, Sohn des Dschin) gegeben hat".

Wer war dieser Dukadschin, der Gesetzgeber Albaniens? Der Tradition zufolge waren die Glieder der Familie Dukadschins in alter Zeit die Herren der Gegend, welche heutzutage von den obgenannten sechs „Stämmen des Gebietes von Puka" bewohnt wird. Reitet man durch das Tal der Goska hinab zur Ebene des Drin, so erblickt man dort, wo beide Flüsse sich vereinigen, am jenseitigen Ufer des Drin die Ruinen einer großangelegten Burg: die Kalja Lek Dukadschin. Auf steilem Fels erbaut, dessen Wand gegen den Drin fast senkrecht abfällt, stand einst die Feste Dukadschins, des Zeitgenossen Skanderbegs. Lek Dukadschin hatte diese Burg erbaut; ob er der erste seines Stammes oder der Sohn eines Fürsten war, weiß die Tradition nicht mehr zu berichten. Die Sage weiß nur, daß er zwei Brüder hatte, Pal und Koka. Lek fürchtete sich vor deren Nachstellungen und ließ daher beide ergreifen, blenden und ins Turmverließ werfen. Lange Jahre danach brachen die Türken ins Land und kamen auch vor die Festung. Da sie sahen, daß sie gegen die festen Mauern der Burg durch Gewalt nichts würden ausrichten können, umstellten sie die Festung und bemühten sich fort und fort, sie immer enger einzuschließen. Als sich nun Lek in großer Not befand, ließ er seine beiden Brüder aus dem Gefängnis vor sich bringen und befragte den Pal, der im Rufe großer Weisheit stand, wie er es anstellen müsse, sich aus den Händen der Türken zu erretten. Der Geblendete aber verweigerte ihm jeden Rat. Da ließ Lek die beiden wieder in das Ge-

fängnis zurückführen, sie aber heimlich belauschen. Nach einer Weile fragte Koka den Pal: „Weißt du wirklich keinen Rat oder wolltest du ihn nur nicht sagen, um dich an Lek zu rächen?“ Da erwiderte Pal: „Er braucht nur sein Pferd verkehrt beschlagen zu lassen, so kommt er durch, wenn er rechts davon reitet, aber er soll nur mit uns hier zugrunde gehen.“ Lek befolgte den erlauschten Rat und kam durch diese List aus den Händen der Türken wirklich in Sicherheit.

So weit die Sage vom Lek Dukadschin, von dem übrigens auch behauptet wird, daß er in Ibalja seinen Sitz gehabt habe. Keine einzige historische Tat meldet von diesem Albanesenhäuptling, und doch übt derselbe heute noch durch das von ihm formulierte Recht den größten Einfluß auf sein Volk aus, denn nach dem Kanun Dukadschinit, diesem albanesischen Gewohnheitsrechte, werden heute noch alle in der Malzija vorkommenden Vergehen und Verbrechen, vor allem aber Diebstahl und Mord, geahndet; dieses Gewohnheitsrecht regelt die in ganz Albanien noch heilig gehaltene Institution der Blutrache ebenso, wie es das Erbrecht und speziell die Stellung der Frau in diesem kodifiziert. Es ist daher für das Verständnis der Rechtsanschauungen der Sitten und Gebräuche Albaniens von der allergrößten Bedeutung und rechtfertigt eine ausführlichere Besprechung. Und niemand ist kompetenter zu einer Erklärung dieses „Rechtes der albanesischen Berge“, als mein Hausherr Don Andrea Miedia, welcher zuerst in einer in den „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft“ erschienenen grundlegenden Arbeit die wissenschaftliche Welt mit diesem Kodex echt mittelalterlichen Gepräges bekannt gemacht hat.

fängnis zurückführen, sie aber heimlich belauschen. Nach einer Weile fragte Koka den Pal: „Weißt du wirklich keinen Rat oder wolltest du ihn nur nicht sagen, um dich an Lek zu rächen?“ Da erwiderte Pal: „Er braucht nur sein Pferd verkehrt beschlagen zu lassen, so kommt er durch, wenn er rechts davon reitet, aber er soll nur mit uns hier zugrunde gehen.“ Lek befolgte den erlauschten Rat und kam durch diese List aus den Händen der Türken wirklich in Sicherheit.

So weit die Sage vom Lek Dukadschin, von dem übrigens auch behauptet wird, daß er in Ibalja seinen Sitz gehabt habe. Keine einzige historische Tat meldet von diesem Albanesenhäuptling, und doch übt derselbe heute noch durch das von ihm formulierte Recht den größten Einfluß auf sein Volk aus, denn nach dem Kanun Dukadschinit, diesem albanesischen Gewohnheitsrechte, werden heute noch alle in der Malzija vorkommenden Vergehen und Verbrechen, vor allem aber Diebstahl und Mord, geahndet; dieses Gewohnheitsrecht regelt die in ganz Albanien noch heilig gehaltene Institution der Blutrache ebenso, wie es das Erbrecht und speziell die Stellung der Frau in diesem kodifiziert. Es ist daher für das Verständnis der Rechtsanschauungen der Sitten und Gebräuche Albaniens von der allergrößten Bedeutung und rechtfertigt eine ausführlichere Besprechung. Und niemand ist kompetenter zu einer Erklärung dieses „Rechtes der albanesischen Berge“, als mein Hausherr Don Andrea Miedia, welcher zuerst in einer in den „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft“ erschienenen grundlegenden Arbeit die wissenschaftliche Welt mit diesem Kodex echt mittelalterlichen Gepräges bekannt gemacht hat.

Die albaneſiſchen Stämme.

Der Bajraktar. — Der Begriff Bajrak (Stamm). — Albaneſiſche Ariſtokratie. — Der pari i djelmnis. — Wojwoden. — Krüe und Gjobar. — Der Bülükbaſchi.

Um die einzelnen Beſtimmungen des Kanun Dukadſchinit richtig zu verſtehen, muß man vor allem die Organiſation und Stammeseinteilung des albaneſiſchen Volkes kennen.

Man unterſcheidet in Albanien die Stände der Städter, Bauern des Flachlandes und Malzorem (Hochländer). Die Städte unterliegen der türkiſchen Verwaltung und die Flachlandbauern hängen von der Stadt ab; die Hochländer jedoch richten einzig nach dem Geſetze des Lek Dukadſchin. Die Ausführung dieſer Geſetze wird überwacht von eigenen Häuptlingen: dem Bajraktar oder Bannerträger als Vorſtand des Stammes, dem Krüe oder Haupt als Vorſtand eines Viertels, dem Gjobar oder Exekutor als Vorſtand jeder Sippe.

Der Bajraktar hat, ſo präziſiert der albaneſiſche Pfarrer Don Nikola Aſchta in der in albaneſiſcher Sprache in Brüſſel erſcheinenden Zeitſchrift "Albania" deſſen Rechte und Pflichten, die Aufgabe, alle Angelegenheiten, welche den ganzen Stamm betreffen, zu erledigen. Er verſammelt ſein Volk einigemale im Jahre, um feſtzuſtellen, ob alle im allgemeinen Intereſſe vorher getroffenen Maßnahmen oder beſondere Abmachungen eingehalten worden ſind, oder ob jemand für die Uebertretung zu be-

strafen ist; ob dieselben weiter einzuhalten sind oder ob andere sich als angemessener erweisen. Diesen Kuven genannten Versammlungen müssen nicht nur die Kren (Plural von Krüe) und Gjobar beiwohnen, sondern der ganze Stamm, zum mindesten je ein Repräsentant einer jeden Familie. Die Beschlüsse der Kuven sind für den Bajraktar bindend. Die Hauptaufgabe des Bajraktars ist die Führung im Kriege. Die Würde des Bajraktars ist erblich; sie geht vom Vater auf den ältesten Sohn über. Ist dieser unmündig, so fungiert der nächste volljährige Anverwandte als Verweser. Ein Abzeichen seiner Würde führt der Bajraktar nicht. Von den eingezogenen Strafen fällt ihm ein Teil zu. Die Vollziehung der Strafen besorgt bei einigen Stämmen nicht der Gjobar, sondern die Djelmnija (Djelm ist der Plural von Djal = Knabe, Jüngling), die Jugend des Bajraks, welche den Beobachtungen Steinmetz' zufolge eine solche Gelegenheit stets mit Freuden ergreift, denn die dem Bajrak zu zahlende Strafe wird zwischen ihr und dem Bajraktar gewöhnlich zu gleichen Teilen geteilt.

Ueber den Begriff Bajrak macht Steinmetz in seinen „Hochländergauen Nordalbaniens" folgende sehr instruktive Angaben: Bajrak (Banner) ist keine Unterabteilung des Stammes (Fis); beide Bezeichnungen stehen höchstens in einer zufälligen Beziehung zu einander. Der Stamm ist ein Komplex von Familien, welche ihre Abkunft auf denselben Stammvater zurückführen; die Grundlage des Fis bildet demnach die wenn auch noch so entfernte Verwandtschaft, welche wechselseitige Heiraten ausschließt. Der Bajrak hingegen ist eine Gemeinschaft von Familien, welche dasselbe Gebiet bewohnen; er haftet also dem Territorium an. — Diese allgemeine Definition erleidet jedoch zuweilen Modifikationen. So sind z. B. die Mirditen wohl nach außen hin ein Stamm, als miteinander verwandt betrachten sich aber nur die drei

Bajraks Droschi, Spaschi und Kuschneni, da die beiden anderen Mirditen-Bajraks erst später zum Stamm hinzugetreten sind. Deshalb heiraten die drei ersteren untereinander nicht, sondern nehmen sich ihre Frauen aus den Fani und Dibri. Die Pulti, Schala, Schoschi, Duschmani, Toplane, Nikaj und Merturi bilden den Stamm der Dukadschini und nennen sich deswegen gemeinschaftlich „fis i dšašt bajrakut" (Stamm der sechs Bajrak), heiraten jedoch untereinander.

Bei den Malzoren gibt es auch eine erbliche Aristokratie, welche zwischen dem Bajraktar und dem Volke steht. Dieser Adel des Stammes wird durch den Rat der Plecenija repräsentiert. Bei den Nikaj besteht die Aristokratie aus den vier Häuptlingen, welche erblich an der Spitze der vier Hauptgeschlechter, in welche die Nikaj zerfallen, stehen, und aus den achtundsiebzig Familien der Djelmnija, welche gewissermaßen den niederen Adel bildet. Die Djelmnija hat einen eigenen erblichen Vorsteher, den Iparii djelmnis. Den Beschlüssen der Plecenija dient ausschließlich die Djelmnija als Exekutivorgan. Weil sehr häufig der I pari i djelmnis mit dem Bajraktar rivalisiert, geschieht es nach Steinmetz jedoch auch hie und da, daß die Djelmnija die Aufträge der Plecenija, in deren Rat der Bajraktar naturgemäß ein gewichtiges Wort hat, nicht ausführt, was sehr leicht blutige Auseinandersetzungen veranlaßt. Wie dieses Djelmnija genannte Gegengewicht gegen die Macht des Bajraktars entstand, erzählt Baron Nopcza. Zuerst tauchte diese Organisation des niederen Adels in Schala auf. Dort hatte sich der Bajraktar verhaßt gemacht, und um seinen Einfluß zu brechen, entwickelte sich vor zirka zwanzig Jahren dortselbst eine sehr starke Opposition, die endlich neunzig Mitglieder umfaßte und gegen die der Bajraktar tatsächlich machtlos dastand. Die Männer der Opposition nannten

sich, obgleich keineswegs mehr Jünglinge, „die Jugend Schalas". Das böse Beispiel der Schala fand bald in anderen Stämmen (Nikaj, Merturi, Thatschi) Nachahmung und heutzutage ist die Institution der Djelmnija, wie gesagt, allgemein verbreitet. Unter der Leitung Mehmed Schpendis brachte es die Djelmnija in Schala zu solchem Einfluß, daß sie heute sogar gegen den Willen des Bajraktars die für ganz Schala (2800 Einwohner) bindenden Gesetze vorzuschlagen und zu effektuieren imstande ist.

Einzelne der von dieser jungen albanesischen Opposition in den Stammesverbänden erlassenen Gesetze sind ja sehr zeitgemäß und wirklich im allgemeinen Wohle gelegen. So erließ z. B. die Djelmnija von Theti, um verschwenderischer Geldausgabe zu steuern, ein Gesetz, demzufolge im Falle eines Totenmahles an diesem nur solche Gemeindemitglieder teilnehmen dürfen, die seitens der Trauernden eigens hiezu eingeladen wurden. Oder: um der im Frühjahre stets wiederkehrenden Preissteigerung des Maises vorzubeugen, verbot der „Rat der Jugend" von Schala seit 1904 die Maisausfuhr aus dem Gebiete des Stammes. Gegen den Luxus, der bei der gegenseitigen Beschenkung anläßlich der Zeremonie des ersten Haarschneidens vorkam, wandte sich das von der Djelmnija von Schala erlassene Gesetz, welches den Maximalpreis, den der Pate anläßlich dieser Zeremonie dem Vater des betreffenden Kindes zahlt, von 300 bis 500 auf 100 Piaster herabsetzte. Eine Umgehung dieses Gesetzes wurde von der Djelmnija mit dem Verluste von je einer Kuh (Wert zirka 120 Kronen) an beiden sachfällig gewordenen Parteien bestraft, und an der Spitze von 500 Bewaffneten erzwang der I pari i djelmnis auch noch die Rückgabe der Geschenke. — Diese wenigen Beispiele tun gewiß zur Genüge dar, daß die Djelmnija eine Institution ist, welche sich erklärlicherweise mehr der Sympathien der ärmeren Volksklasse als jener der Reichen erfreut.

Außer dem Bajraktar und seinem Rivalen, dem Iparii djelmnis, gibt es bei einzelnen Stämmen, wie in Schoschi und bei den Krasnitschi, noch die Würde eines Vojwoda. Diese slawische Bezeichnung bedeutet Herzog, Heerführer. Früher war laut Steinmetz der Vojwoda in Oberalbanien tatsächlich Anführer eines Stammes; gegenwärtig ist es ein bloßer Titel ohne jedwede Rechte. Doch verleiht er dem Träger immerhin ein größeres Ansehen unter seinen Stammesgenossen. Auch die Würde des Vojwoda vererbt sich in einer Familie vom Vater auf den Sohn, wie denn überhaupt bei den Malzoren ein Wahlrecht fast gänzlich unbekannt ist.

Nach diesen über mehr oder weniger große Macht verfügenden Stammesinstitutionen rangiert in der albanesischen Hierarchie der Krüe, der Vorstand eines einzelnen Weilers oder Viertels, dessen Würde ebenfalls erblich ist. Der Krüe kann auch Versammlungen in seinem Ortsviertel oder Weiler abhalten, aber nur für solche Angelegenheiten, die seinen Rayon allein betreffen und in keine öffentliche Kompetenz eingreifen. Seine Hauptaufgabe ist, die Zahl der von den streitenden Parteien je nach der Wichtigkeit des Streitfalles auszuwählenden Pleki (Schiedsrichter) unwiderruflich zu bestimmen, oder eventuell selbst als ausgewählter Richter zu fungieren.

Die Gjobar sind eigentlich mehr die Exekutivorgane der Justiz, jeder über sein eigenes Geschlecht. Als Gjobar (Gjobe = Strafe) fungiert gewöhnlich der gefürchtetste und tapferste Mann des Stammes. Die Gjobari haben aber auch auf die Verwaltung des Stammes so viel Einfluß, daß der Bajraktar und die Krüe kein Uebereinkommen ohne ihre Zustimmung treffen können.

Jeder Stamm ist am Sitze der türkischen Regierung durch einen Bülükbaschi (wörtliche Bedeutung: Kommandant eines Haufens) vertreten, der in Skutari residiert. Nur die Stämme Nikaj und Merturi machen

eine Ausnahme von dieser Regel. Der Bülükbaschi muß immer ein Mohammedaner sein. Seit dem Jahre 1856 existiert in Skutari für alle Gebirgsbewohner mit Ausnahme der Mirditen ein Gericht, Džibal Odasi (Kammer der Berge) genannt, das die Aufgabe hat, die Streitigkeiten zwischen zwei größeren Parteien oder Stämmen zu schlichten. Diese „Kammer der Berge" übt unter dem Vorsitze eines von der Regierung ernannten Serkerde und dem Beisitze der Bülükbaschis die Gerichtsbarkeit nach den „Gesetzen der Berge" aus. Da diese Gesetze nicht kodifiziert sind, so ist eine lange Erfahrung und genaue Kenntnis des Landes von seiten dieser Gerichtsherren nötig, damit sie das Richtige treffen. In manchen schweren Fällen versammelt sich oft der ganze Stamm, und weithin wird Umfrage gehalten, ob nicht jemand über eine frühere Entscheidung in ähnlichen Fällen Auskunft geben kann.

Für den Reisenden im Innern des Landes ist der Bülükbaschi ohne jede Bedeutung; für ihn sind aber von größter Wichtigkeit der Bajraktar und der Iparidjelmnis. Auch ist es für den Reisenden gleichgiltig, welche Stämme in Albanien er zu durchwandern gedenkt; für ihn ist die Hauptsache, daß sich die benachbarten Bajraks miteinander vertragen. Ist das der Fall und verschuldet der Reisende durch sein Verhalten nicht selber unangenehme Zwischenfälle, respektiert er die Sitten des Volkes und seine Gebräuche (die Albanesen sind dem Fremden gegenüber in dieser Beziehung sehr nachsichtig), dann reist man in Albanien eben dank dieser Gebräuche mit derselben, wenn nicht mit größerer Sicherheit für Leben und Eigentum, wie in irgend einem Lande des „zivilisierten Europa". Die Gesetze des Lek Dukadschin bürgen in ganz besonders hohem Maße für die Sicherheit des auf die Gastfreundschaft des Volkes angewiesenen Fremden!

Die »Gesetze der Berge«.

Der Schutz des »Freundes«. — Gastrecht. — Bestrafung des Mörders. — Die Blutrache. — Ausführung der Blutrache. — Strafe für Verwundungen. — Rächer des Weibes. — Beschädigung fremden Eigentums. — Raub und Diebstahl. — Der Schuldbeweis. — Faust- und Friedenspfand. — Erbrecht.

Der Totschlag eines unter dem Schutze eines Dritten stehenden Mannes oder „Freundes", wie er kurzweg genannt wird, wird nach dem Kanun Dukadschinit unbarmherzig und unversöhnlich gerächt. Der Albanese gewährt die Aussöhnung der Blutrache, so erzählt Tom Miedia, für den Vater, für den Bruder; darauf, den erschlagenen Gastfreund zu rächen, verzichtet er nie! Derjenige, welchem der Gastfreund erschlagen wurde, kann nicht unter seinen Stammesgenossen erscheinen, bevor er nicht die Blutrache für den Gastfreund ausgeübt hat. Es ist vorgekommen, daß nicht bloß Verwandte, sondern direkt ein Bruder den anderen wegen einer dem Gastfreunde zugefügten Unbill getötet hat.

Der Albanese unterscheidet zwischen „Freunden", denen durch Bürgen Schutz garantiert wurde, und solchen, welche sich zu ihrer Sicherheit von jemandem auf dem Wege begleiten oder ins Haus aufnehmen ließen.

Hat sich jemand unter den dauernden Schutz einiger Leute gestellt, damit er vor einer Gefahr gesichert sei, und wird dennoch ermordet, so müssen es die Garanten

als Ehrenpflicht betrachten, den Mörder ebenso energisch zu verfolgen, wie es die Familie des Ermordeten selbst tut. Es werden nicht nur die Häuser der Schuldigen verbrannt, sondern auch seine übrigen Güter vollständig zerstört; die Mauern um seine Felder werden niedergerissen, die Bäume und Weinstöcke werden umgehauen und die Aecker werden unbrauchbar gemacht. Auf die gleiche Art wird seine Verwandtschaft verfolgt. Der Grundbesitz des Schuldigen aber geht in den Besitz der Familie des Ermordeten über und kann durch keine Befreiungsgebühr eingelöst werden. Nie geben die Garanten ihre Zustimmung zu einer freiwilligen Versöhnung der beiden feindlichen Familien; ohne diese Zustimmung aber darf eine Aussöhnung nicht stattfinden. Jeder der Garanten ist berechtigt, den Täter oder dessen der Rache anheimgefallenen Verwandten zu töten.

Womöglich mit noch größerer Strenge und noch unversöhnlicherer Erbitterung wird die Blutrache gegen den Mörder des unter Geleite stehenden Freundes ausgeübt, sei dieser in Begleitung eines Mannes oder eines Weibes, eines Erwachsenen oder eines Knaben der schützenden Familie ermordet worden. Selbst wenn der in Begleitung eines Dritten befindliche Erschlagene seinem Totschläger „Blut schuldig" war, befreit dies den Mörder nicht vor den Folgen seiner Tat. Denn so lange sich der von der Blutrache Verfolgte im Geleite eines Dritten oder im Hause eines Dritten befindet, mußte die erste Blutrache ruhen: über dem Gesetze der Blutrache steht das Gebot der Gastfreundschaft und die Pflicht, den Gast des Dritten zu achten und für unverletzlich zu halten. Die Familie des Geleitenden oder des Hausherrn, wo man zu Gaste war, muß den Tod des „Freundes" wie die Ermordung eines Gliedes der eigenen Familie rächen. Derjenige, dem der Gastfreund ermordet wurde, tötet den Mörder oder jemand einen

aus dessen Sippe, wo er ihn auch erreiche, und rächt so den ermordeten Gastfreund.

Habe ich unrecht, wenn ich sage, das „Gesetz der Berge" gewährleiste dem Fremden die größtmögliche Sicherheit? — — —

Begeht ein Albanese „unberechtigterweise" einen Mord im eigenen Stamm, so ist der ganze Stamm verpflichtet, den Mörder zu bestrafen. Ob ein Mann oder ein Weib, ein Kind oder ein Erwachsener getötet wurde, der Stamm verhängt über ihn folgende Strafen:

Seine Häuser werden verbrannt und niedergerissen.

Seine gesamte bewegliche Habe (Hausrat, Getreide, Vieh u. s. w.) mit Ausnahme der Waffen wird konfisziert. Werden die Waffen beim Niederbrennen eines Hauses aus demselben weggenommen, so müssen sie dem Mörder so schnell als möglich zurückerstattet werden, sonst verfällt der Stamm in die auf Entwaffnung eines Mannes gesetzte Buße, welche vier Beutel, das ist 2000 Piaster, beträgt.

Er muß seine Wohnstätte und sein Stammesgebiet mit der ganzen Familie verlassen.

Er muß die Buße an den Stamm und an die Regierung zahlen, und zwar vier Beutel und 200 Piaster (2200 Piaster). 1000 Piaster davon bekommt die Regierung, 1000 die Vorsteher des Stammes, 200 der Bülükbaschi mit den Gendarmen, welche die Buße eintreiben kommen. Diese Buße zahlt man in Vieh oder Naturalien.

Er muß alles zahlen, was die Häupter des eigenen Stammes und die Regierungsorgane bei der Tagfahrt, welche zur Vornahme der Exekution gehalten wurde, verzehrt haben.

Er und seine Familie verfallen der Blutrache, das heißt, die Angehörigen des Ermordeten haben nicht nur

das Recht, sondern die Pflicht, ihn oder ein Mitglied seiner Familie zu töten.

Seine unbeweglichen Güter werden Eigentum der zur Blutrache Berechtigten. Doch kann er diese Grundstücke durch eine Befreiungsgebühr, welche von einem Schiedsgericht festgesetzt wird, wieder einlösen. Auf den derart befreiten Boden kann seine Familie wieder ein Haus bauen und die Weiber dürfen mit einem oder mehreren männlichen Familienmitgliedern, je nachdem der zur Blutrache Berechtigte es erlaubt, diese Grundstücke wieder bewirtschaften.

Für einen Erschlagenen verfallen wenigstens sechs Männer der Blutrache, und zwar so, daß der Mörder selbst und alle männlichen Mitglieder seiner Familie der Blutrache unterliegen. Finden sich im Hause des Mörders nicht sechs Männer, so muß diese Zahl aus seiner Verwandtschaft komplettiert werden.

Will die Verwandtschaft des Mörders ihre Häuser vor dem Niederbrennen schützen, so muß sie der Familie des Ermordeten eine gewisse Geldsumme zahlen, deren Höhe sich nach dem Grade der Verwandtschaft richtet (etwa 500 bis 1000 Piaster).

Hat der zur Blutrache Berechtigte einen der Blutrache Verfallenen getötet, so ist der ganze Streitfall erledigt.

Wird die Blutrache nicht ausgeübt, sondern durch Versöhnung ausgeglichen, so zahlt der Schuldige der Familie des Ermordeten das „Blutgeld" im Betrage von 6 Beuteln, das ist 3000 Piaster. Für den Mord eines Weibes zahlt man nur 1500 Piaster „Blutgeld". Sonst verfällt man für den Mord eines Weibes keiner Strafe; nur die Blutrache bleibt der Mörder schuldig.

Wenn das ermordete Weib verheiratet war, so hat binnen eines Jahres nur das väterliche Haus das Recht,

es zu rächen; nach diesem Zeitraume wird die Blutrache Pflicht des Gatten und seiner Familie.

Wenn eine Frau vom Gatten, Sohn oder Bruder in Liebesverhältnissen mit einem anderen überrascht wird, so hat er das Recht, die beiden Schuldigen zu töten und bleibt dafür straflos. Tötet er aber nur den einen von dem Liebespaare, dann gilt dies als gewöhnlicher „unberechtigter" Mord und wird als solcher bestraft. Der Tod der Frau wird in diesem Falle von der väterlichen Familie gerächt.

Ein zu einem Morde Gedungener wird für seine Tat nicht verantwortlich gemacht; nur sein Auftraggeber trägt die Verantwortung für alles. Wird der Gedungene getötet oder verwundet, so hat der Auftraggeber keine Haftung an dessen Familie zu leisten.

Wenn mehrere Personen auf einen Menschen schießen und der Erschossene ist von so viel Kugeln getroffen, als Angreifer waren, so sind alle diese verpflichtet, die Blutrache mit allen ihren Folgen und alle Unkosten der Bestrafung gemeinsam zu tragen. Wenn aber nicht alle Kugeln der Angreifer getroffen haben, so kann jeder von diesen seine Unschuld durch einen von 24 Eideshelfern zu beschwörenden Eid erhärten. Auf dem, der die 24 Eideshelfer nicht beizustellen vermag, bleibt die Blutrache haften. Können aber alle die 24 Eideshelfer stellen — auch das scheint also vorzukommen — so entbindet diese Eidesleistung niemanden, sie alle bleiben für den Mord gemeinschaftlich verpflichtet.

Findet ein Mord zwischen zwei Angehörigen eines Stammes statt und der Entflohene wird dann für diese Bluttat im Gebiete eines anderen Stammes getötet, so wird letzterer dadurch in seiner Gastfreundschaft verletzt und bestraft mit dem Tode den letzten Totschläger oder dessen Familienmitglieder.

Bei Verwundungen wird ebenso vorgegangen wie beim Totschlag; es treten durchwegs dieselben Strafen ein, nur in leichterem Ausmaße. Zum Beispiel fallen bei Verwundungen nur drei Männer unter die Blutrache; eine Familie mit mehr als drei männlichen Mitgliedern kann sich die Befreiung der „Ueberkompletten" durch Geld oder Gnade des zur Blutrache-Berechtigten leicht erwirken. Bei einer Verwundung verfallen die nicht mit im gemeinsamen Haushalte der Schuldigen lebenden Verwandten nicht der Blutrache, wenn sie nicht Geschwister und Geschwisterkinder des Schuldigen sind. Das für die Verwundung zu entrichtende Entschädigungsgeld im Falle der Versöhnung richtet sich je nach der Wunde. Da man für einen Totschlag sechs Beutel Entschädigung zahlt, so wird angenommen, daß jede Hand und jeder Fuß mit einem Viertel davon, das ist mit anderthalb Beuteln zu entschädigen sind. Außer dieser Entschädigung muß der Schuldige die Kosten der Wundbehandlung zahlen.

Schießt jemand unberechtigt gegen einen anderen, ohne ihn zu treffen, so wird er zu 1500 Piaster Buße verurteilt. Versagt aber die Waffe, so hat er 3000 Piaster zu zahlen.

Schlägt ein Erwachsener ein fremdes Kind, so zahlt er 750 Piaster Buße.

Die Vergewaltigung eines Weibes involviert eine Blutrache und im Falle der Versöhnung 3000 Piaster Buße an die Familie der Beleidigten. Dieselbe Strafe trifft den Vater unehelicher Kinder; außerdem muß er auch das Kind zu sich nehmen. Für ein in der Schwangerschaft ermordetes Weib ist der Mörder zwei Blutrachen schuldig und im Falle der Versöhnung eine Buße von 1500 Piaster für das ermordete Weib und 1500 oder 3000 Piaster für das umgekommene Kind, je nachdem es männlichen oder weiblichen Geschlechtes war.

Jede Beschädigung fremden Eigentums verpflichtet zu Schadenersatz. Die unbeabsichtigte Sachbeschädigung wird durch Ersatz des wirklichen Schadens gesühnt; vorsätzliche Sachbeschädigung zieht außerdem noch die Verurteilung zu einer entsprechenden Buße nach sich. Lag ein Hausfriedensbruch bei der Sachbeschädigung vor, so wird die Buße besonders hoch bemessen. Für eine verdorbene oder entwendete Waffe sind 3000 Piaster als Schadenersatz zu entrichten, für eine verdorbene öffentliche Wasserquelle ebenfalls 3000 Piaster, für getötetes Kleinvieh 250 und für getötetes Großvieh 500 Piaster.

Der Raub war früher bei den Malzoren als ritterlicher Erwerb angesehen; gut organisierte Räuberbanden setzten Skutari und die Zadrima in Schrecken. Innerhalb ihrer Bergstämme fanden diese Räuber immer Hilfe und Unterstand. Nie aber vergriffen sich die Räuber an dem Fremdling, der im Schutze eines Stammes oder im Geleite eines Malzoren sich befand. Ihn schützte das Gastrecht. Heute gilt überhaupt der Raub als Schande mit Ausnahme des Pferdediebstahls. Stiehlt jemand im Gebiete des eigenen Stammes, so hat er den geraubten Gegenstand mit dem zweifachen Wert zu ersetzen. Ist der Diebstahl mit Hausfriedensbruch verbunden, so zahlt der Schuldige außerdem noch 500 Piaster Strafe für den Hausfriedensbruch.

Hat der Beschädigte den Schuldigen nicht in flagranti ertappt, so kann er den Beweis gegen ihn entweder durch Eid oder durch einen geheimen Zeugen (Kaputzar) erbringen. Der Kläger oder der Beschuldigte können einen Eid nicht selbst ablegen, sondern derselbe wird von einer von den Schiedsrichtern zu bestimmenden Anzahl eidesfähiger Männer aus der Verwandtschaft des zum Eid Zugelassenen geleistet. Der Kaputzar, stets ein Mann gereiften Alters, wird zu drei verschiedenenmalen



Ein Malsore aus Miridita.

von zwei durch die Parteien bestimmten Schiedsrichtern einvernommen; diese drei Aussagen müssen gleichlautend und durch einige Stützpunkte glaubhaft gemacht sein. Die Einvernahme erfolgt im geheimen und der Name des Kaputzar wird dem Beschuldigten nicht genannt. Wurde seine Aussage von den Schiedsrichtern approbiert und akzeptiert, so ist der Beschuldigte als sachfällig zu erklären. Schenken die zwei Schiedsrichter dem geheimen Zeugen kein Vertrauen, so kann derselbe sich öffentlich nennen und seine Aussage der Beurteilung des Stammes anheim geben. Dasselbe gilt, wenn der Beschuldigte sich dem Schiedsgericht nicht unterwerfen will. Die Kosten des Prozesses werden von den Schiedsrichtern bestimmt; nennt der Kaputzar sich öffentlich, so erhält er in Anerkennung des bewiesenen Mutes 500 Piaster zugesprochen, welche der Beschuldigte zu zahlen hat.

Ist jemand wegen einer Sache belangt worden, so hat er ein Friedenspfand zu leisten; außerdem kennt der Albanese das Faustpfand für eine schwebende Schuld. Das Friedenspfand, welches bei einer Geldstrafe von 500 Piastern zu leisten ist, bedeutet, daß derjenige, welcher es beistellt, sich einem gerichtlichen Verfahren bezüglich der gegen ihn erhobenen Forderung oder Beschuldigung unterwerfen will. Für gewöhnliche Schulden werden bewegliche und unbewegliche Güter verpfändet; für die Schuld der Entschädigung einer versöhnten Blutrache aber nur Waffen, deren Wert mindestens 3000 Piaster sein muß.

Stirbt der Herr eines Hauses, so erben die männlichen Verwandten der väterlichen Seite alle zu gleichen Teilen; die Frauen sind vom Erbrecht ausgeschlossen. Ist der Erbe minderjährig (das heißt hat er das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet), so untersteht er der Vormundschaft seiner Mutter oder, wenn dieselbe bereits gestorben ist, seines nächsten Verwandten. Der Vor-

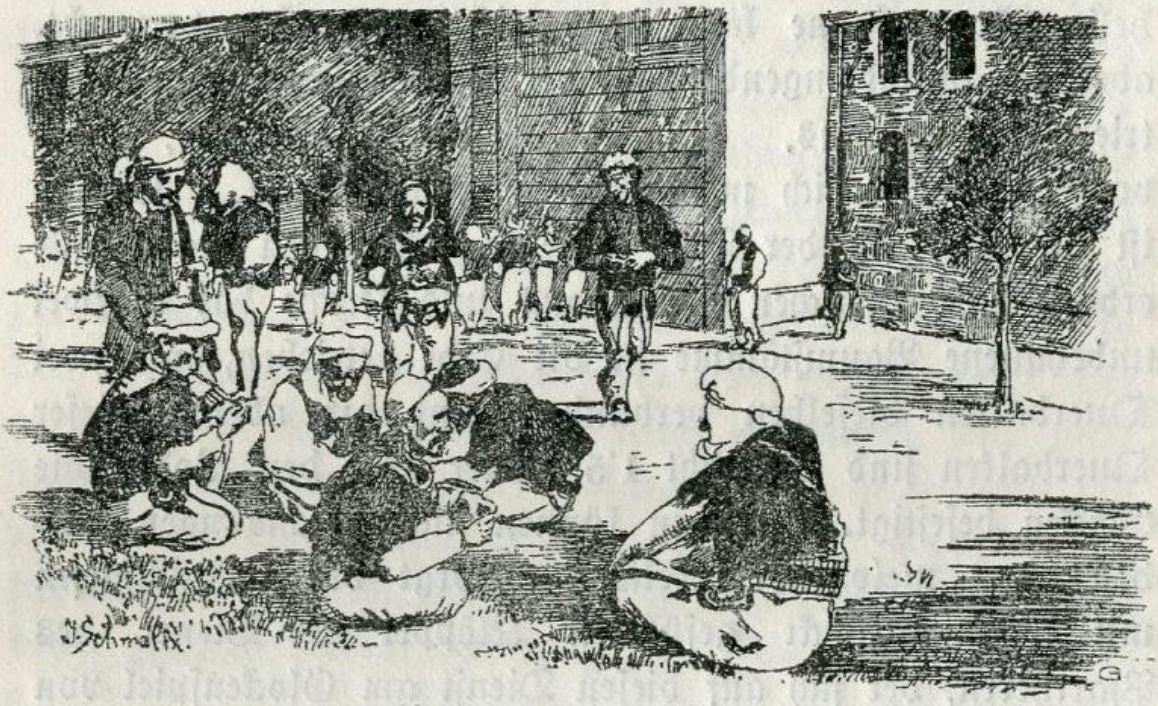
mund verwaltet wohl das Vermögen, aber er darf nichts davon veräußern. Hinterläßt der Verstorbene keine männlichen Nachkommen, so erbt die Witwe nichts, ja sie darf nicht einmal im Hause ihres verstorbenen Mannes bleiben, sondern muß ins väterliche Haus zurückkehren. Hat sie jedoch einen Sohn, so bleibt sie im Hause, erzieht den Sohn und lebt von dem hinterlassenen Vermögen des Gatten. Wenn sie keinen Sohn, wohl aber eine Tochter am Leben hat, dann darf sie hundert Tage in dem Hause ihres Gatten bleiben nach dessen Tode. Bestehen nach Ablauf dieser Frist die Erben darauf, dann muß sie das Haus verlassen; die Tochter bleibt jedoch bei dem Erben, welcher sie als Glied seiner Familie zu betrachten hat. Falls die Witwe mit dem verstorbenen Gatten einen vor oder nach diesem verstorbenen Sohn gehabt hat, so ist ihr die Nutznießung des hinterlassenen Vermögens gestattet, solange sie sich nicht wieder verheiratet und im Hause bleiben will. Ist sie jedoch zur Verwaltung des Nachlasses unfähig, so kann sie entweder mit dem Erben als Glied von dessen Familie leben, oder aber ins Elternhaus zurückkehren. Zieht sie ins Elternhaus zurück, so ist der Erbe verpflichtet, ihr alles zum Lebensunterhalt Erforderliche beizustellen. Die Witwe, welcher die Nutznießung des Nachlasses des Gatten zusteht, kann auch die unbeweglichen Güter des Nachlasses verkaufen, um aus dem Erlös ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, wenn der eigentliche Erbe für ihren Unterhalt nicht aufkommen will. Die Töchter, welche bei der Mutter den Lebensunterhalt finden und von ihr den Nutzgenuß am väterlichen Vermögen erben, können nur bewegliche Güter verkaufen. Heiraten diese Töchter, so verlieren sie jeden Anspruch auf das väterliche Vermögen. Waffen aus der Verlassenschaft dürfen nie verkauft werden.

Der Besitzer oder die Nutznießerin eines unbeweglichen Gutes kann dieses nur dem nächsten Verwandten von

väterlicher Seite gegen Barzahlung verkaufen. An den Angehörigen eines fremden Stammes darf nie ein Grundstück verkauft werden, selbst wenn es an dessen Gebiet angrenzt. Findet sich im eigenen Stamme kein Käufer, so muß das Grundstück unveräußert bleiben. — — — —

Das ist im wesentlichen der Inhalt des Kanunit Lek Dukadschin.

Don Andrea Miedia hatte recht, wenn er schon unter Beziehung auf die zwar nirgendwo kodifizierten, aber als Gewohnheitsrecht überall respektierten „Gesetze der Berge" seine Landsleute mit dem albanesischen Sprichworte verteidigte: „Der Teufel ist nicht so schlecht, wie die Leute sagen — die Albanesen auch nicht."



Albanesen vor der Kirche.

Ein Sonntag am Lande.

Albanesische Trachten. — Gottesdienst in Kukli. — Charakter der Albanesen: Jähzorn, Unwert eines Menschenlebens, zum Haß erzogen. — „Bewaffnete große Kinder." — Achtung vor dem Fremden. — Albanesische Waffen. — Schlechte Schützen.

Bis in die späte Nacht hatten wir uns mit Albanien, seiner Geschichte und seinen ungeschriebenen Gesetzen befaßt — kein Wunder, daß wir nach dem ermüdenden Ritt eine recht ausgiebige Nachtruhe suchten und fanden. Die helle Morgensonne hatte uns nicht zu wecken vermocht, aber der durchdringende Ton der Kirchenglocken von Kukli trieb uns hinaus, Glocken kleineren Kalibers, aber von außerordentlich melodischer Klangmischung. Köstlich ist die Art, in der Don Miedia sich seinen Kampanile erbaut hat: Zwischen Wohnhaus und Kirche hat er zwei unbehauene Baumstämme in die Erde getrieben, mit zwei Querbalken dieselben verbunden und am oberen dieser Querbalken sind vielleicht 1·5 Meter über den Boden die Glocken befestigt. Dieselben können nicht geschwungen werden; das melodische Geläute besorgt durch Anschlagen mit einem geschickt geführten Klöppel der Diener des Pfarrherrn, der sich auf diesen Dienst am Glockenspiel von Kukli nicht wenig zugute hält.

Es war Sonntag, und die Pfarrkinder Don Miedias erschienen nach wiederholten Glockensignalen zum Gottesdienste. Am Bergabhange vor der Kirche entwickelte sich ein interessantes Treiben. Die Männer und Jünglinge er-

schienen wohlbewaffnet und festlich geschmückt; scheu lugten die Frauen und Mädchen hinüber zu den Fremdlingen, zutraulich bewegten sich die Kinder unter den Erwachsenen. Daß hier reichlich Gelegenheit zu Trachtenstudien gegeben war, ist wohl sehr erklärlich. Nach dieser Richtung hin muß ich nun freilich Baron Nopcza beipflichten, welcher in seiner hochinteressanten Studie über das katholische Nordalbanien meint, die Kleidung der Albanesen würde im höchsten Grade malerisch zu nennen sein, wenn sie nicht im allgemeinen unter dem Zeichen der Armut stünde. Man findet wohl auch bei den Männern manchen recht kleidsamen Anzug, aber sehr oft kommt es vor, daß die Oberkleider am bloßen Leibe getragen werden. In mancher Gegend der Malcija soll es sogar „chic und männlich" sein, in möglichst schmieriger und abgetragener Kleidung zu erscheinen. Von Ibalja sagt man, daß ein „Gigerl" und „Lebemann" sei, wer sich besser und reinlicher kleidet, als es für gewöhnlich üblich ist. Beachtet man die Tatsache, daß die Albanesen ebenso wie die Türken gewissermaßen jahraus, jahrein in denselben Kleidern stecken, daß sie in ihren Kleidern sich auf das ärmliche Lager von Farnkraut oder Fellen niederstrecken zur Nachtruhe, daß ein geregelter Wäschewechsel (falls Wäsche überhaupt vorhanden) ein ganz unbekannter Begriff ist, so kann man sich leicht ausmalen, wie diese Trachten nach kurzer Zeit ausschauen und man wird sich nicht wundern, dieselbe in der Regel „reich bevölkert" zu finden. Die Gerechtigkeit verlangt, zu konstatieren, daß besser situierte Albanesen wohl mit sehr adrett gearbeiteten Trachten prunken, daß ich auch manchen Albanesen in sauberer Kleidung traf, aber das waren eigentlich Ausnahmen, welche den Fremden nicht vor all dem Unangenehmen schützten, das ein längerer Aufenthalt in albanesischer Gesellschaft stets und unverweigerlich mit sich brachte.

In der Regel besteht der Anzug eines Albanesen aus eng anliegenden grob gewebten weißen Schafwollhosen, die in Skutari, in Merdita und im Gebiete der Stämme des Dukadschin Tschakschir genannt werden, und aus einer weißen, Dschamadan genannten Joppe. Beide sind mit schwarzen Borten verschiedenartig ausgenäht und weisen hiedurch, wie Baron Nopcza (dem ich hier folge) konstatiert, oft auf die Stammesangehörigkeit ihres Trägers hin. Unter dem Dschamadan wird in manchen Fällen ein grobleinenes Hemd, über diesem eine schwarze, kurzärmelige dickwollige Weste mit herunterhängendem, gefransten Rückenbesatz getragen. Die Opanken sind von derselben Art, wie die in Bosnien üblichen; an Stelle des Fez trägt der Albanese eine weiße, runde Filzkappe (Ksul). In Merdita trägt man häufig auch eine mantelartige Dolama; charakteristisch für Merdita ist ferner ein auffallend dicker Rückenbesatz an der Weste (Dschurdin). Hie und da findet man auch einen langen, weiten und mit Kapuze versehenen Mantel (Talagan). Im Süden Albaniens herrscht die Fustanella vor; im Gebiet von Puka kann man im Winter häufig Leuten begegnen, die über allen anderen Kleidungsstücken eine aus einem Schafpelze gefertigte, ärmellose, vorne offene Art Weste tragen, deren Pelzseite nach außen gekehrt ist. In Merturi und in Nikaj sind die Aermel des Dschamadan am oberen Teile, von der Achselhöhle bis zu den Ellenbogen, nicht nur der Länge nach geschlitzt, sondern sogar etwas ausgeschnitten, so daß man die Arme herausziehen und die Aermel lose herunterbaumeln lassen kann. Wo kein Talagan getragen wird, da schlägt man bei Regenwetter den herabhängenden Rückenbesatz des Dschurdin hinauf und verwendet diesen derart als Kapuze. Beim Stamme der Klemen sind an Stelle des Ksul im Sommer und im Winter große, weiße, leinene Kopftücher üblich, die dem Träger ein sehr kriegerisches Aussehen geben. In der Malcija sind die

enganliegenden Hosen reich verschnürt; breite Borten greifen hauptsächlich auf der Außenseite der Oberschenkel weit hinab. Vielfach trifft man im ganzen Lande auch die an montenegrinische Tracht erinnernde rote Weste. Wesentlichstes Kleidungsstück eines jeden Albanesen aber ist der reichlich mit Patronen gespickte Ledergurt (Rüp), der über einen mehrfach um den Leib gewundenen roten Schal geschnallt wird.

Die Frauen tragen über Hemd und Unterhosen einen unten befransten Rock aus grobem Wollstoff und ein ärmelloses, vorne geschlossenes Leibchen. Erwähnenswert ist, daß die unverheirateten Frauenspersonen kein Kleidungsstück, auch keinen Besatz oder Borte, von roter Farbe tragen dürfen. Ein vorne geknotetes Tuch bildet die Kopfbedeckung der Frauen, die ebenso wie die Männer über kurzen dicken Wollstrümpfen Opanken tragen. — —

* * *

Don Miedia kommt zur Kirche hinüber, zum Zelebrieren des heiligen Meßopfers. Die Kirche von Kukli ist ärmlich, sehr ärmlich. Vier kahle Mauern, an den Wänden um den Altar gruppiert einige recht bescheidene Oeldrucke, der Fußboden sehr unregelmäßig gestampfter Lehm — das ist alles. Der Priester schreitet zum Altare und bekleidet sich dort mit den Meßgewändern; sein albanesischer Diener fungiert dabei als Sakristan. Draußen vor der Kirche aber lehnen die Männer ihre Gewehre an den Felsen; die Revolver belassen sie im patronengespickten Gürtel. Und dann hocken sie sich im Hintergrunde der Kirche auf den Boden nieder; vor ihnen haben sich Frauen und Kinder bereits placiert. Die heilige Handlung beginnt. Mit aufgehobenen Händen folgen Frauen und Männer betend dem unblutigen Opfer; oft ringt sich ihnen ein schmerzlich klingendes Stöhnen aus der Brust, oder sie beten einige

Worte mit lauter Stimme. Den Revolver im Gürtel miniſtriert ein Albaneſe, das Reſpondieren jedoch auf die Formeln „Et cum spirito tuo“ oder „Amen“ beſchränkend. Beim Offertorium gießt er dem Prieſter Wein und Waſſer aus kleinen Arzneifläſchchen in den Kelch, die er zuerſt umſtändlich entkorken muß. Die Händewaſchung wird durch klägliches Geſchrei eines Albaneſenkindes unterbrochen, das ſich mit zwei Spielgefährten ſeitwärts am Podium des Altars niedergelaſſen hat und in ſeiner ſehr lebhaften Unterhaltung durch das herabtropfende Waſſer — ein Teller wurde nicht untergehalten — empfindlich geſtört und beläſtigt ward. Bei der heiligen Wandlung berühren Männer und Frauen mit der Stirn den Boden, andächtig halblaut betend und an die Bruſt ſchlagend. Ebenſo beim Agnus Dei. — Dann hält zum Schluſſe Don Miedia eine kleine Predigt, eindringlich, zu Herzen gehend. Und er rührt die wohlbewaffneten Kirchenbeſucher ſo ſehr, daß ſie ſtöhnend und reuevoll an die Bruſt ſchlagen, daß ſie ihre Stimmen mit der des Predigers vereinen zu einem laut geſprochenen Gebete, zu einem Bekenntnis zum Glauben an Gottes Sohn, den gekreuzigten Erlöſer. — Dieſer Gottesdienſt in fremdem Lande war ſeltſam ergreifend; rührend war die Andacht des Volkes, erhebend die Aufmerkſamkeit, mit der es der heiligen Handlung folgte. — — —

* * *

Nach dem Gottesdienſte bildeten ſich vor der Kirche lebhaft diskutierende Gruppen. Und erſt von ganz beſonderem Intereſſe wurde den Pfarrkindern der ſiebenundzwanzig Familien umfaſſenden Pfarrei Kukli die übliche Sonntagsunterhaltung, als Don Miedia zu ihnen trat und ihnen erzählte von der Reiſe, von der er eben zurückgekehrt war, ſowie von den Plänen, die wir betreffend

die Durchquerung Nordalbaniens hegten. Solche Unterhaltungen vor der Kirche spielen eine große Rolle im albanesischen Volksleben. Hier kann man den Albanesen beobachten auch in seinem Charakter und in mancher seiner Gewohnheiten. Hier kann man ganz besonders oft die Erfahrung machen, daß wohl mit der Naturanlage „dieser bewaffneten großen Kinder Europas" ihre leichte Erregbarkeit und Reizbarkeit zusammenhängt. Jede Kleinigkeit empfindet der Albanese bereits als Kränkung und Beleidigung; sein Stolz und sein Ehrgefühl sind übermäßig entwickelt. Verfeinden und manchmal auch aussöhnen liegt beim Albanesen so nahe zusammen, wie bei einem Kinde Weinen und Lachen. „Die Leichtigkeit des Entschlusses ist eine Eigentümlichkeit des Albanesen," schrieb schon Hahn in seinem epochalen Reisewerk; „er ist ein Mann der Tat, aber auch nichts mehr, woraus sich ein rascher Uebergang von einem Affekt zum anderen folgern läßt". Hahns Führer Don Angelo bestätigte diese Wahrnehmung in vollstem Umfange und erzählte krasse Beispiele von der fabelhaften Reizbarkeit der Albanesen und ihrer Neigung zum Jähzorn. Don Angelo erzählte Beispiele von jungen Leuten, welche als gute Freunde zusammen verkehrten, lachten und scherzten, worauf im nächsten Augenblicke der eine seine Pistole zog und den anderen niederschoß. Aus diesem impulsiven Nachgeben der augenblicklichen Stimmung ist es wohl auch erklärlich, daß der Albanese nie einen Augenblick zögert, den Beleidiger niederzuschießen, trotzdem er weiß, wie sehr er und seine ganze Familie unter dieser Tat zu leiden haben werden. Typisch ist für das oft plötzliche Ausbrechen der Leidenschaften bei den Albanesen der von Träger in der „Zeitschrift für Ethnologie" (1900, Seite 50) berichtete Vorfall, den ihm der Pfarrer von Schlaku wie folgt erzählt hatte: Am zweiten Osterfeiertage entstand vor der Kirche ein Zwist. Ein junger

Bursche schießt zuerst und in kurzer Zeit, während welcher der Pfarrer zwischen den Parteien zu vermitteln sucht, sind siebzehn Personen tot oder verwundet. Oder die von Glück schon erzählte Geschichte von dem Mädchen, welchem nachgesagt wurde, daß es mit einem Fremden gesprochen hätte. Das Mädchen hielt sich durch diese verleumderische Nachrede für entehrt, erklärte nach dem Gottesdienste vor der Kirche diese Behauptung als eine Lüge, griff zum Revolver und erschoß sich. Der Verleumder aber wurde noch am gleichen Tage vom Bruder dieses Mädchens erschossen.

Ein Menschenleben steht also in Albanien nicht sehr hoch im Werte und die Kugel sitzt dem Albanesen außerordentlich locker im Laufe. Kein Wunder, daß Albanien und die Albanesen in Europa in einem sehr schlechten Rufe stehen, daß vielfach behauptet wird, Raub, Mord und Grausamkeit seien bei den Skipetaren an der Tagesordnung. In diesem schlechten Rufe stehen die Albanesen trotz des eben Gesagten sehr zu Unrecht. Sehr zutreffend weist Baron Nopcza zur Ehrenrettung Albaniens darauf hin, daß man von fast jedem Albanesen erwarten und voraussetzen kann, er werde nichts tun, was ihm seine Moral und seine Tradition verbieten. Daß aber die albanesische Rechtsanschauung ganz besonders den Fremden, den Gast, schützt und gegen jederlei Gefahr in ihre Hut nimmt, habe ich bereits bei Besprechung des „Gesetzes der Berge" rühmend hervorgehoben. Und wie sehr die Tugend der Gastfreundschaft und hilfsbereiten Freundlichkeit dem Fremden gegenüber in Albanien gepflegt wird, werde ich noch an manchen Beispielen zu erörtern Gelegenheit haben. Ich habe durchweg und ausnahmslos das, was mir diesbezüglich Baron Nopcza, mit dem ich in Skutari beisammen war, erzählte, bestätigt gefunden. Und ich kann mit ihm nicht scharf genug jene Reisenden verurteilen, die aus Al-

banien zurückkehren und selbst in gelehrten Zeitschriften, in Fachorganen der geographischen und ethnographischen Wissenschaft (ich könnte haarsträubende Beispiele nennen, unterlasse es aber, weil ich nicht polemisieren, sondern nur feststellen will), von den Albanesen als von einem Volke reden, mit dem man nur mit der Hand am Kolben des Revolvers verkehren könnte. Es ist geradezu lächerlich, was da oft der staunenden „Zivilisation" erzählt wird über Albanien und sein „schreckliches Volk", und es ist abstoßend, daß man hie und da die Erfahrung macht, Leute von furchtbaren Gefahren erzählen zu hören, die sie in Albanien erlebt hätten, wenn man weiß, daß ihre „Reisen im Lande" sich auf harmlose Ausflüge unter reichlicher Bedeckung beschränkten. Achtet man die Sitten des Landes, respektiert man seine Bewohner, steckt man sich nicht in dumme Maskeraden, flunkert man nicht ständig mit dem Revolver vor den Nasen der sehr schießlustigen und sich vor einem solchen Ding gar nicht im geringsten fürchtenden Arnauten herum, so reist man in Albanien sicherer wie in irgend einem Lande der Welt, denn Gastfreundschaft und Blutrache sind der beste Schutz des Reisenden.

Ja, die schreckliche Blutrache! Freilich besteht sie in der grausamsten Folgerichtigkeit in Albanien zu Recht. Aber ist sie nicht, so fragt Dr. Liebert in seiner Studie über das nordalbanische Hochgebirge, ganz zutreffend, in einem Lande ohne eine Leben und Eigentum verbürgende Obrigkeit als Selbsthilfe notwendig? Freilich wüten die Stammesfehden in einzelnen Teilen des Landes unbarmherzig wie Menschenjagden. Hat aber damit der Fremde etwas zu tun? Ist schon je ein Fremder in der leisesten Weise davon betroffen worden? Trägt nicht gerade die Blutrache zu seiner Sicherheit bei? Vergessen wir auch eines nicht: so wie wir zur Liebe, wird der Albanese gewissermaßen zum Haß erzogen. Der junge

Abendländer vernimmt im Vaterhause, in Schule und Kirche nur die Lehre: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Dem Albanesenknaben aber wird von klein auf eingeprägt: „Dies und jenes Geschlecht sind die Todfeinde des deinigen, sie haben uns so und so viel Mann erschossen, sie schulden uns so und so viel Blut; du hast keine heiligere Pflicht, als diese zu rächen, und wenn es dir gelingt, den Stamm deiner Feinde auszurotten, so wirst du der Held von Albanien werden." Von der Außenwelt, von der Welt außerhalb seiner Familie und seines Stammes, sagt Hahn, hat der Albanese nie Gutes, sondern nur Böses zu erwarten, und um dieses abzuwehren, sieht er sich nur an seine eigenen Kräfte verwiesen. Er steht mithin der Außenwelt als Feind gegenüber und sein geistiges Leben bewegt sich nur um die Fragen, wie er sich schützen und wie er sich rächen könne. Zu beidem bedarf er seiner Waffen und deshalb fühlt sich der Albanese eigentlich nur als Krieger, der nur so viel arbeitet, daß er nicht verhungern muß. Ohne Arbeitsüberschuß über den Leibesbedarf hinaus aber gibt es keinen Wohlstand, ohne Wohlstand keine Bildung, ohne Bildung keine Entwicklung des Gemütes und alles dessen, was mit einer höheren Seelenrichtung zusammenhängt.

So ist es erklärlich, daß der Charakter der Albanesen wirklich der „bewaffneter großer Kinder" geblieben ist, aufbrausend, heftig, argwöhnisch und abergläubisch, aber doch auch gut und heiter. Daß die Beeinflussung von außen den Albanesen nicht besser gemacht hat, als er von Haus aus schon gewesen ist, braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden. Aber jedenfalls ist er bis heute tapfer und treu geblieben, hält er sein gegebenes Versprechen, ist im alltäglichen Verkehre zuvorkommend und höflich. Und diese im Laufe der Zeit angeeignete natürliche Höflichkeit und Ehrlichkeit bekundet der Albanese

ganz besonders gerne dem Fremden gegenüber. Baron Nopcza erzählt hiefür ein köstliches Beispiel nach einer Episode vom Dezember 1905: „Ein gewisser M., ein armer Teufel, raubte einstens nachts unter Lebensgefahr einem mit seinem geladenen Gewehr beim Feuer sitzenden Hirten den Schafpelz vom Rücken. Einige Tage darauf benützte ich ihn als Boten, um mir aus einer entfernteren Stadt mehrere hundert Franken Kleingeld zu holen, wobei er meinethalben neuerdings Leben und persönliche Freiheit riskierte. Daß er aber den Auftrag genau und glücklich ausführte, das war bei M. oder einem anderen sogenannten albanischen Räuber selbstverständlich; bei einem ansonsten rechtschaffenen europäischen Taschendiebe wäre es, wenn überhaupt möglich, gewiß ein ganz absonderliches und annormales Benehmen."

In der Tat: die Albanesen sind besser, als ihr Ruf! — — —

* * *

Es entsprach ganz der albanesischen Sitte und Anschauung, daß sich die Unterhaltung vor der Kirche von Kukli schließlich zu einem s o l e n n e n „S c h ü t z e n f e s t" entwickelte. Ich mußte meinen Stutzen holen und die ganze Gesellschaft begab sich hinüber zu einer Baumgruppe, die als „Schießstand" anscheinend ständig benützt zu werden pflegt. Ein junger Albanese mußte hoch droben im felsigen Abhange des Barbaluschit die „Scheiben" aufstellen, faustgroße Steine, die er so geschickt auf Felsvorsprünge zu postieren wußte, daß sie uns unten eben noch sichtbar waren. Nach diesen „Scheiben" wurde nun eifrig geschossen, bei welcher Gelegenheit ich zu meiner größten Ueberraschung die Entdeckung machte, daß die Albanesen zwar meist gute Waffen besitzen, aber schlechte Schützen sind. Ueber meine Beteiligung an diesem

Probeschießen berichtete später mein Freund und Reisegefährte Wenng in einer Feuilletonserie, die er in verschiedenen reichsdeutschen Blättern veröffentlichte, wie folgt: „Das neue Gewehr meines Freundes erregt das größte Interesse der Albanesen, die es der Reihe nach besichtigen. Siebertz entwickelt eine große Fertigkeit im Scheibenschießen und trifft auf den ersten Schuß das Ziel, was den Eingeborenen gewaltig imponiert.“ In der Tat erwies mir mein Mannlicher-Schönauer Repetierstutzen hier wie bei dem späteren Verlaufe der Reise deshalb die größten Dienste, weil ich mit ihm jeden Schusses, selbst auf 200 bis 300 Meter Entfernung, absolut sicher war und weil diese Treffsicherheit uns bei den Albanesen in bedeutend größeren Respekt versetzte, als irgend eine andere gute Eigenschaft dies vermocht hätte. Unsere albanesischen Diener und Begleiter beeilten sich an jeder Raststelle, ihren Landsleuten von dem „unfehlbar treffenden Gewehre“ des Fremdlings zu erzählen und allein durch diese Erzählungen war uns schon sehr achtungsvolle Zuvorkommenheit der Malzoren überall gesichert. Die Folge war freilich, wo immer wir uns auch zu mehr oder weniger längerem Aufenthalte niederließen, stets vor allem ein großes Schießen, ein immenser Verbrauch von Patronen und anderem Schießbedarf. So berichtete Wenng z. B. gleich vom ersten Aufenthalt in den Bergen, in Mnela: „Unsere Albanesen haben den Ruf des Herrn Siebertz als gewaltigen Schützen vor dem Herrn auch in Mnela rasch verbreitet und nach Tisch knattern auch alsbald die Gewehre nach einer improvisierten Scheibe.“

Daß der Selbstschutz und seine landesübliche Waffe, das Gewehr, die Hauptrolle im Leben des Albanesen spielt, liegt nach dem über das „Gesetz der Berge“ Gesagten klar auf der Hand. Nichts ist dem Albanesen so heilig wie seine Waffe; alle albanesischen Verwünschungen, z. B. „dein Pulver möge niemals Feuer fangen, deine

Kugel niemals ihr Ziel treffen", beziehen sich auf die Wehrhaftigkeit. Mit Recht nennt Baron Nopcza, der über diese Frage sehr interessante Details anführt, Albanien die Waffensammlung Europas. Die „Hauptwaffe" ist das Martinigewehr, von dem man in Albanien zwei Typen unterscheidet: das langläufige, importierte, echte Martinigewehr, den sogenannten Kacator, und eine kurzläufige, im Lande selbst angefertigte Imitation, eine Art Karabiner, die Hut Djakows genannt wird. Beim Martinigewehr hat der Albanese den großen Vorteil, daß er die abgeschossenen Kapseln leicht mit einem Eisenstift entfernen und neue Kapseln mit der bloßen Hand in die Oeffnung drücken kann. Pulver und Blei sind überall zu haben. Kugelgießpfannen aus grauem Speckstein werden hauptsächlich in der Umgegend von Kuschnani, recht schöne Gewehrkolben bei Mnega verfertigt. Ein Kacator kostet in Albanien ungefähr 120 Kronen. Die einheimischen Martinikarabiner werden aus zu weichem Eisen angefertigt, verderben daher bald. Sie kosten 20 bis 30 Kronen. Als Zentren der einheimischen Martiniindustrie, wobei dann sogar die amerikanische Patentinschrift imitiert wird, sind Djakowa und Kalkandelen zu bezeichnen. In letzterem Orte sind ungefähr 100 Personen mit der Gewehrfabrikation beschäftigt. — Den höchsten Kaufpreis erzielen in Albanien die selten in den Handel kommenden Mausergewehre der türkischen Infanterie, für die ein Kaufpreis bis zu 450 Kronen gezahlt wird. Sie sind wegen ihrer Rasanz und Durchschlagskraft durch Holzdeckung sehr beliebt; auch ist es ziemlich leicht, sich in Djakowa die dazu gehörenden Patronen zu beschaffen. Mannlicher-Karabiner sind in Albanien nur als geschmuggelte Waffen zu haben; ihr Preis beträgt 140 bis 160 Kronen, und ist deshalb so „niedrig", weil die Patronen zu denselben nur sehr schwer zu beschaffen sind. Die verschiedenen neueren

Mauſer- und Mannlicher-Modelle haben in Albanien bis jetzt nur geringe Verbreitung. Ein neuartiges Gewehrmodell wird ſeit einiger Zeit von Djakowa aus in den Handel gebracht; es beſteht darin, daß ein Mauſerlauf mit einem Martiniverſchluß verbunden iſt. Sehr ſelten findet man noch ſchön gearbeitete alte Feuerſteinflinten, aber mehr als Rarität und als Erbſtücke, denn zum „praktiſchen“ Gebrauch. An Piſtolen überwiegt bei weitem der Wiener Gaſſerſche Armee-Revolver und ſeine montenegriniſche Abart. Alle übrigen Typen, von Feuerſteinpiſtolen bis zur automatiſchen Mauſer- und Browningpiſtole, ſind aber ebenfalls, wenn auch nur ſehr ſelten, vertreten. Der Preis einer Mannlicherpatrone beträgt ungefähr 37 Heller; eine Martinipatrone kommt durchſchnittlich auf die Hälfte. Recht bald haben es die Albaneſen erkannt, daß ſich eine Mannlicherpatrone, deren oberer Teil abgeſchnitten wird, ganz gut in den Laderaum des Gaſſer-Revolvers einfügt. Pulvermühlen ſollen in der Matija exiſtieren; Salpeter wird fleißig aus Italien eingeſchmuggelt. Bei Salpetermangel wird das Pulver, ohne Rückſicht auf die Folgen, mit geringerem Salpetergehalte gemahlen. Natürlich iſt die balliſtiſche Wirkung dann eine ſehr ſchlechte; auch der Knall iſt weniger ſcharf und das Gewehr macht dann, zur Schande des Eigentümers, nicht wie es ſollte „tak“ ſondern „lich“. Den Knall des Gewehres bezeichnet der Albaneſe mit „tak!“

Daß ſich ſo viele importierte Waffen in Albanien vorfinden, iſt nur durch das Vorhandenſein eines gut organiſierten Waffenſchmuggels zu erklären. Ich habe in Beziehung auf dieſe Organiſation in Albanien ſtaunenerregende Erfahrungen gemacht; ich lernte Leute kennen, welche durch dieſen Schmuggel ſich in kurzer Zeit anſehnliche Kapitalien erworben haben. Beſonders im Gebiete der Bojana (ich drücke mich mit Abſicht ſo unbeſtimmt



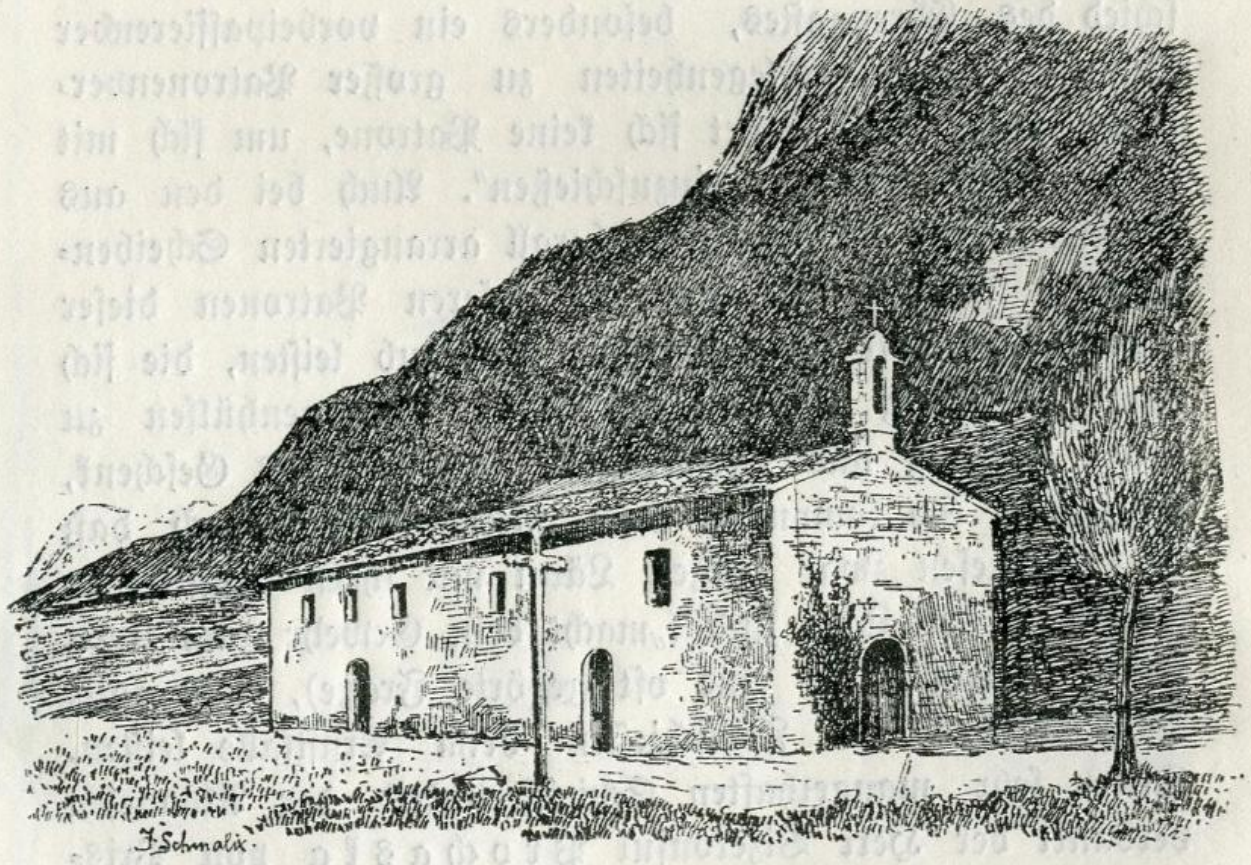
Südalbaneſin.

aus) ist ein Schmugglersystem organisiert, das mit wohlbezahlten Agenten sowohl an der italienischen als an der dalmatinischen Küste arbeitet.

Und trotz dieser guten Waffen die schlechten Schießresultate der Albanesen! Ich machte die Beobachtung, daß eigentlich nur die wohlsituierten Albanesen leidliche Schützen waren; die große Menge schoß trotz größter Bemühung meist ins Blaue hinein ohne zu treffen. Und aus dieser Beobachtung zog ich den Schluß, daß diese mangelnde Schießfertigkeit in der Tatsache ihren Grund hat und ihre Erklärung findet, daß die Munition so schwer zu erlangen und so kostspielig ist. Achtzehn bis zwanzig Heller für eine Martinipatrone ist für einen Albanesen eine außerordentlich große Ausgabe. Deshalb spart er seine Munition nur für den Ernstfall und für festliche Gelegenheiten, wo es nur auf die Knallwirkung ankommt (alle größeren Festtage, fast jedes Familienereignis, ein zeremoniöser Besuch, ein Abschied des Ehrengastes, besonders ein vorbeipassierender Brautzug, sind Gelegenheiten zu großer Patronenverschwendung), und leistet sich keine Patrone, um sich mit seiner Waffe wirklich „einzuschießen". Auch bei den aus Anlaß unserer Anwesenheit überall arrangierten Scheibenschießen mußten wir stets mit unseren Patronen dieser Schießleidenschaft der Albanesen Vorschub leisten, die sich dann sorgfältig die abgeschossenen Patronenhülsen zu neuer Füllung und Verwertung, als kostbares Geschenk, sammelten. So kommt es denn, meiner Ansicht nach, daß die Albanesen zwar großen Lärm mit ihren Waffen zu machen in der Lage sind („macht dein Gewehr auch einen starken Lärm", ist eine oft gehörte Frage), aber ganz Unglaubliches im Fehlschießen beim Ernstfalle leisten. Dieser sehr mangelhaften Schießfertigkeit der Albanesen verdankt der Herr Vizekonsul Prochaska von Prisrend, der gerade zur Zeit unserer Reise in Albanien einer

dreistündigen Beschießung durch die Bewohner mehrerer Dörfer ausgesetzt war, im vollsten Sinne des Wortes sein Leben. Und wir hatten uns in den Bergen Albaniens überall der größten Wertschätzung und Achtung nicht zum wenigsten deshalb zu erfreuen, weil uns der Ruf vorausging, daß wir nicht nur gute Waffen mit uns führten, sondern sie auch zu handhaben verstünden. — — —

Noch knallten die Gewehre lustig in den sonnigen Sommertag hinein, als wir lieben Besuch in Kukli erhielten: Herr Ganzow von der Austro-orientalischen Handelsgesellschaft und Herr Stangen, Direktor des österreichischen Postamtes von Skutari, hatten als Sonntagsausflug den weiten Ritt zum gastlichen Hause Don Miedias gemacht, um uns vor dem endgiltigen Aufbruch in die unwirtlichen Berge noch Gesellschaft zu leisten und uns eine Strecke Weges hinüber ins Gebiet von Merdita zu begleiten. — — —



Eine Kirche in Albanien.

Beim Bischof von Sappa.

Das Bistum Sappa. — Nach Nanschati. — Mfgr. Giaccomo Sereggi. — Die bischöfliche Residenz. — Alessio. — Prenk Bib Doda. — Kirchliche Verhältnisse Albaniens. — Katholiken und Mohammedaner. — Gründe des Abfalles zum Islam. — Aus der Kirchengeschichte Albaniens. — Albanesische Bistümer. — Die Abtei zu Oroschi. — Missionäre. — Welt- und Ordensklerus. — Die Malzoren in ihrer Haltung zum Klerus: Der eingesperrte Pfarrer, Mfgr. Lazzaro Miedia.

Wir wollten für heute nach Nanschati reiten, der Residenz des Bischofs von Sappa, Mfgr. Giaccomo Sereggi. Das Bistum Sappa gehört zur Kirchenprovinz Skutari und zählt 21.000 Seelen, die sich auf 24 Pfarreien und 6 Missionsstationen verteilen. In 58 Kirchen und Kapellen versammeln 16 Weltpriester und 17 Ordensgeistliche die katholischen Albanesen des Episcopus Sappiensis zu den Andachtsübungen ihres heiligen Glaubens. Dem hochw. Mfgr. Sereggi ist das eigentliche Grenzgebiet von Zadrima, Merdita und Dukadschin unterstellt und sein Bischofssitz überragt, wie ein festes Schloß hoch auf den Abhängen des Krescha genannten Felsenzuges, die weithin zu überblickende Ebene.

Diese Ebene durchquerten wir in mehrstündigem Ritte, worauf unsere Pferde frisch und wohlgemut die ziemlich steil ansteigenden Felsen erkletterten, auf denen sich Mfgr. Sereggi Haus und Kirche erbaut hat. Wir hatten zuerst den Drin zu durchwaten gehabt, der sich durch die Ebene bei Kukli träge hinüber zieht gen Alessio, um sich dort

ins Adriatische Meer zu ergießen. Dann waren wir dem Laufe des Gjadri gefolgt, der gleich unterhalb Kukli in den Drin mündet und hier unten wieder Wasser führt, während wir später stundenlang in dem ausgetrockneten Bette seines oberen Laufes reiten konnten. Ueber einen Bergrücken von mäßiger Erhebung waren wir dann zu dem freundlichen Dorfe Dajtschi gelangt, dessen Häuser fast verschwinden unter einer geradezu tropisch üppigen Vegetation und besonders versteckt schienen ob der reichlich mit Früchten beladenen Obstbäume.

Schon von weiten sahen wir den hochw. Bischof mit einer größeren albanesischen Gesellschaft vor seiner Residenz im wohlgepflegten Garten sich ergehen, und da er der die Felsen erklimmenden Kavalkade ansichtig wurde, sich hinauf begeben zur bischöflichen Residenz, die sich auf weiter Terrasse oberhalb dieses schattigen Gartens erhebt. An der Schwelle seines Hauses begrüßte uns der hochw. Herr, ließ unsere Pferde warten und führte uns in den geräumigen und sehr geschmackvoll ausgestatteten Empfangssaal zur ersten landesüblichen Bewirtung mit Kaffee und Tabak. Dann wurden uns prächtige, gut ausgestattete Zimmer angewiesen, auf unserer Reise die letzte Station mit Betten und modernen Toiletteeinrichtungen.

Währenddem Msgr. Sereggi uns ein opulentes Festmahl bereiten ließ, hatten wir Gelegenheit, sowohl den herrlichen Bau zu bewundern, welchen dieser albanesische Bischof hier oben gleichsam als Schutzwehr und Bollwerk für seine Diözese errichtet hat, als die prächtige Aussicht zu genießen, welche dieses Felsennest bietet. Mit unendlicher Mühe hat Msgr. Sereggi ein großes Plateau dadurch geschaffen, daß er einesteils die Felswand absprengen und heraushauen ließ, anderseits durch mächtige Aufschüttung und Sicherung derselben durch gewaltige Quaderbauten den Umfang dieser so gewonnenen Fläche immens vergrößerte. Wie eine starke Bastion mutet die

Terrasse vor der bischöflichen Residenz an; unersteigliche Mauern von vielleicht zwanzig Metern Höhe stützen sie und sichern sie in ihrer Front. Man blickt von hier aus hinüber zu den Pfarrdörfern Blinischti und Troschani, nach dem benachbarten Bischofssitze von Kalmeti am Fuße der über tausend Meter hohen Maja Vels, und sieht in verschwindender Ferne an den letzten Ausläufern des Mali Vels die Stadt Alessio (albanisch Lesch — Alexander) angeschmiegt.

* * *

Eine ungemein fruchtbare Ebene breitet sich vor Alessio aus, der ebenso fette als ungesunde Marschboden des Gebietes, welches von den Albanesen Italia genannt wird. Hier mündet, wie gesagt, der Drin in die Adria, und den fortdauernden Anschwemmungen des Flusses verdankt die Küste hier ihre fortwährendem Formwechsel unterliegende Gestaltung. Hart am linken Flußufer ist das Bazarviertel angebaut; östlich von demselben erhebt sich ein vielleicht fünfhundert Fuß hoher Felskegel, auf dessen plattem Gipfel die Zitadelle liegt, welche nicht nur die Küstenebene beherrscht, sondern auch den Schlüssel zum Drintale bildet und dergestalt von der Natur selbst zur Akropolis bestimmt erscheint. Nach Dioder von Sizilien war Lissus eine Anlage Dyonis des Aelteren von Syrakus; ihre Gründung fällt in das Jahr 385 vor Christus. In den Zeiten Philipps von Mazedonien erscheint Lissus bereits als eine illyrische Stadt; nach Livius ist sie im Besitze des Königs Gentius. Als die Venetianer im Jahre 1386 den Kugliesen Durazzo entrissen, kam auch Lissus in ihre Gewalt. Im Jahre 1467 starb dort Skanderbeg und wurde in der Kathedrale von St. Nikolaus beigesetzt. Während der zweiten Belagerung von Skutari (1478) wurde die Stadt von den Türken erobert, welche Skander-

begs Grab öffneten, dessen Körper zerstückelten und die Stücke als Talismane und Amulette verwendeten. Die Kirche wurde in eine Moschee verwandelt, aber nicht ausgebaut, weil der einstürzende Kirchturm drei Derwische erschlug. Heute ist die Stelle von Skanderbegs Grab völlig vergessen. Während des Krieges der Venetianer mit den Türken ergab sich Alessio im Jahre 1501 freiwillig an die ersteren, aber im Friedensvertrage wurde ihrer vergessen. Bajazet verlangte jedoch ihre Auslieferung so dringend, daß die Venetianer diesem Ersuchen nachkamen, um nicht die Früchte des kaum geschlossenen Friedens zu verlieren. Die Türken kamen aber nur in den Besitz von Ruinen, weil die Venetianer die Festungswerke zerstörten und die Bewohner anderwärts ansiedelten. Heute hat Alessio ungefähr 3000 Einwohner und ist der Sitz eines katholischen Bischofs, der in Kalmeti residiert.

* * *

In Kalmeti hielt sich auch zur Zeit unserer Anwesenheit der vielgenannte Chef der Mirditenstämme auf, Prenk (Fürst) Bib Doda. Erst das jungtürkische Regiment hatte ihm, der seit Anfang der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts in der Verbannung zu leben genötigt gewesen war, erlaubt, in die Heimat zurückzukehren. Ob nicht dem sehr intelligenten Manne noch eine große Rolle in der Geschichte seines Volkes zugedacht ist? Die Familie Prenk Bib Dodas, welche in Oroschi ihren Stammsitz hat und seit gut einem Jahrhundert von diesem Hauptorte der Mirditen aus stets den größten Einfluß auf die Geschicke des Landes nahm, ist die angesehenste in ganz Albanien. Der Stammvater des jetzigen Mirditenchefs war Dschon Marku, der um das Jahr 1700 die Kapetanswürde bei den Mirditen übernahm. Prenk Bib Dodas Großvater, Nikol Prenka, der sich im Jahre 1829 während des Krieges gegen Rußland

ganz besonders hervorgetan hatte, fiel einer Privatrache zum Opfer, zu deren Vollstreckung sich sein eigener Vetter Skander hergab. Den Aufzeichnungen Georg von Gyurkowics' zufolge, der sich seine Daten in Oroschi selber holte, verlor Nikols Witwe aber keine Zeit mit Wehklagen, sondern sie rächte den Gatten nach echt albanesischer Sitte: Skander und dessen beide Söhne wurden erschossen. Die entschlossene Witwe aber machte Nikols Sohn, den minderjährigen Bib Doda, zum Herrn von Oroschi. Unablässig stellten Skanders Freunde und Verwandten der Witwe nach dem Leben, und mehrere Jahre lang lebte dieselbe in einer abgelegenen Höhle verborgen, die sie nur selten und dann nur unter Anwendung der größten Vorsicht zu verlassen wagte. Inzwischen hatte sich Bib Doda verheiratet, aber die Ehe blieb kinderlos. Scheidung war ausgeschlossen, denn die Mirditen sind katholisch. Wieder half die Mutter und brachte die Dinge auf ihre Art ins Reine: sie nahm die Flinte und erschoß die Schwiegertochter. Bib Doda aber herrschte in seinem Schlosse zu Oroschi, das aus einer Anzahl massiver Gebäude besteht, die festungsartig bewehrt sind, wie ein Raubritter ohne Furcht und Tadel. Er zog sich in seine Felsenburg zurück, die von einem etwa 4 Meter tiefen Graben umgeben und nur auf einigen Zugbrücken zu erreichen ist, wenn er im Streite lag mit dem Pascha von Skutari oder mit den türkischen Arnauten. Er zahlte weder Steuern noch Abgaben an den Sultan, und wurde er darob angegriffen, schickte er die Feinde mit blutigen Köpfen heim. Die Pforte suchte ihn versöhnlich zu stimmen und verlieh ihm den Titel eines Pascha; dankend quittierte er den Ehrentitel und blieb der Alte. Bib Doda fühlte sich so stark, daß er sogar den Traditionen seines Volkes zu trotzen wagte und ein Türkenmädchen heiratete. Das klingt ganz ungeheuerlich, wenn

man weiß, daß jeder Mirdite, der zum Islam abfällt, das Gebiet des Stammes verlassen muß. Bib Doda war auf seinen abenteuerlichen Zügen öfter in das mohammedanische Dorf Luria geraten, wo er ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit fand. Er überfiel das Mädchen bei günstiger Gelegenheit, entführte es nach Oroschi, ließ es unter dem Namen Maria Angela taufen und nahm es zum Weibe. Jeder der diesbezüglichen sehr dringlichen Reklamationen der Pforte begegnete er mit einer verächtlichen Antwort. Aber im Jahre 1869 fiel dieser mit der ganzen Ungebundenheit des Arnauten ausgestattete Stammeshäuptling einer verräterischen Mörderbande zum Opfer. Und das war so gekommen: Bei seinem Feldzuge gegen Montenegro hatte Omer Pascha die Mirditen derart exponiert, daß sie samt ihrem Führer Bib Doda in montenegrinische Gefangenschaft gerieten. Sie wurden zwar wieder in ihre Heimat entlassen, aber Bib Doda glaubte sich vom Sultan verraten und weigerte sich, im Krimkriege das vertragsmäßige Kontingent an Hilfstruppen zu stellen. Daraufhin sagte die Pforte Bib Doda die volle Autonomie des Mirditengebietes zu, und nach dem Kriege wurden auch wirklich Verhandlungen eingeleitet. Bib Doda ging in die Falle und verfügte sich nach Skutari; dort aber wurde er ermordet. Zwei Kinder entstammen der Ehe Bib Dodas mit Marangela, wie das getaufte Türkenmädchen in der Ehe genannt wurde, eine Tochter, die in Skutari als Klosterfrau lebte und der jetzige Kapitän der Mirditen, Prenk Bib Doda.

Nach des Vaters Ermordung wurde Bib Dodas Sohn, Prenk Bib Doda, als Geisel nach Konstantinopel gebracht, wo er zuerst in ziemlich strenger Haft interniert blieb, später sich jedoch größerer Bewegungsfreiheit erfreute. Das Vermögen Bib Dodas war von der türkischen Regierung konfisziert worden, so daß der Sohn ganz auf die Gnade

des Sultans angewiesen war. Dieser dekretierte denn auch, daß dem jungen „Fürsten" monatliche Subsistenzmittel in der Höhe von 30 türkischen Pfund auszufolgen seien. Daß diese Erhaltungskosten jedoch sehr unregelmäßig ausgezahlt wurden, ist nicht weiter verwunderlich. Dennoch vermochte Prenk Bib Doda in dem Palaste, den er später in Pera angewiesen erhielt, den zahlreichen Landsleuten gegenüber unbegrenzte Gastfreundschaft zu üben, die sich am Goldenen Horn aufhielten. Für seine geistige Ausbildung sorgte Prenk Bib Doda dadurch, daß er sich als externer Hörer des Lyzeums von Galata inskribieren ließ. Außerdem betrieb er eifrige Sprachstudien und eignete sich besonders die türkische, italienische und französische Sprache ganz vollkommen an. Prenk Bib Doda spielte seinerzeit schon eine ziemliche Rolle in den Verschwörungen, welche der Entthronung Abd-el-Aziz' vorausgingen. Er hatte mit sämtlichen in Konstantinopel weilenden katholischen Albanesen, 600 an der Zahl, die Verteidigung des Prinzen Murad Efendi übernommen. Als Belohnung war ihm die Aufhebung des Asyls in Aussicht gestellt worden, aber die Türken hielten sich nicht für verpflichtet, ihr Versprechen einzulösen. Alle Vorstellungen der Mirditen, namentlich jene von seiten des Onkels Prenk Marku, blieben erfolglos. Und da Abdul Hamid wirklich einmal für kurze Zeit das Exil aufgehoben hatte, wäre Prenk Bib Doda in Skutari beinahe ebenso das Opfer eines Mordanschlages geworden, wie einst sein Vater. Zweifellos auf Befehl des Sultans suchte der Vali von Skutari den jungen Mirditenchef zu vergiften; ein italienischer Arzt rettete demselben jedoch das Leben. Eine Zeitlang hielt sich nun Prenk Bib Doda in Oroschi auf und verwaltete sehr glücklich und geschickt die Angelegenheiten seines Stammes. Dann aber mußte er wieder ins Exil nach Kastanumi, der Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets im Norden Kleinasiens, zurückkehren.

Erst die jüngsten Ereignisse, erst die Julirevolution von 1908, schenkten ihm nach neuerlicher, dreißigjähriger Verbannung die volle Freiheit wieder, so daß er sich jetzt unbehelligt im Gebiete seines Stammes aufhalten und bewegen darf.

Es ist klar, daß Prenk Bib Doda auf die Verhandlungen einen großen Einfluß ausübt, die zurzeit zwischen dem jungtürkischen Regime und den Notabeln der Albanesen zur Festlegung der endgiltigen Verhältnisse Albaniens geführt werden. Das Endergebnis dieser Verhandlungen ist von der größten Bedeutung für die Geschicke des auf neue Grundlage gestellten türkischen Reiches, dem ein unruhiges und unbefriedigtes Albanien ständig eine Quelle neuer Mißhelligkeiten und unabsehbarer Verwicklungen bleiben wird.

* * *

Die Gesamtzahl der im türkischen Reiche lebenden Albanesen wird auf rund zwei Millionen geschätzt; jedenfalls kann man Albanien zu den bestbevölkerten Provinzen der europäischen Türkei rechnen. Man nimmt allgemein an, daß in der albanesischen Gesamtbevölkerung das christliche Element von dem mohammedanischen überwogen werde. Bei dem Mangel an jeder ordnungsgemäß durchgeführten Zählung ist es jedoch außerordentlich schwer, das Verhältnis auch nur annäherungsweise genau zu bestimmen. In Südalbanien und im mittleren Teile des Landes ist das moslemitische Element sehr stark mit den Bekennern der griechisch-orthodoxen Religion gemischt; Nordalbanien ist fast durchwegs katholisch und die mohammedanischen Niederlassungen machen sich dort fast nur enklavenartig bemerkbar. Merdita ist ganz katholisch; im Gebiete von Dukadschin findet sich eine mohammedanische Ansiedlung nur im Gebiete von Puka; bis zur Tschaffa Malit findet sich dann eine

gemischte Bevölkerung, während ostwärts dieses Passes bis Prisrend das Land fast ausschließlich von Moslims bewohnt wird. Die Gebiete von Djakowa und Ipek bis über Gusinje hinauf sind ebenfalls mohammedanisch. Ebenso die im Valbonatale ansässigen Stämme der Krasnitschi und Gaschi, welche im Rufe großer Unnahbarkeit und Fremdenfeindlichkeit stehen. Baron Nopcza hat in einer ungarischen Zeitschrift eine sehr genaue Religionskarte des Berglandes von Skutari veröffentlicht, aus welcher hervorgeht, daß dieses fast rein katholisch genannt werden kann, die oben genannten Ausnahmen abgerechnet. Derart würden allein in diesem Gebiete 120.000 Katholiken existieren. Dadurch, so schreibt derselbe Baron Nopcza in seiner Studie über das katholische Nordalbanien, daß in vielen katholischen Gebieten, so in Schala, Nikaj, Merturi und Thethi viele Katholiken mit mohammedanischen Namen (z. B. Arif, Ismail, Hassan, Mehmed u. s. w.) angesprochen werden, ja sogar sozusagen nur unter diesen Namen bekannt sind, wird dies im Vereine mit dem auch bei Katholiken gebräuchlichen Gruße „Allah ras sallah" bei oberflächlichen Beobachtern leicht den Eindruck erwecken, als ob das mohammedanische Element weiter verbreitet wäre, als dies tatsächlich der Fall ist. Im Gebiete von Skutari und der Stämme des hiehergehörenden Berglandes sind aber fast alle mit mohammedanischen Namen Gerufenen getauft, gehen in die Messe, empfangen die Sakramente und sind ebenso fromme und glaubensstarke Katholiken wie die anderen. Es darf vielleicht auch hier schon festgestellt werden, daß die Beziehungen zwischen den katholischen und mohammedanischen Stämmen heutzutage ziemlich gute sind. Auch innerhalb der konfessionell gemischten Stämme vertragen sich die Bekenner beider Religionen sehr gut miteinander. Dr. Liebert erzählt sogar, es seien zwischen den

mohammedanischen Gaschi und den katholischen Merturi Heiraten vorgekommen, freilich nur in sporadischen Ausnahmefällen. Dieses gute Einvernehmen mag wohl zum Teile seinen Grund darin haben, daß der mohammedanische Albanese weiß, seine Voreltern seien auch Christen und Katholiken gewesen. In vielen Fällen weiß er selbst nach Geschlechtern noch die Zeit zu bestimmen, in welcher der Abfall vor sich ging. Gewöhnlich ging das Bekenntnis zum Islam massenweise vor sich und hatte seinen Grund in dem Wunsche, sich dem Drucke mohammedanischer Grundherren oder Nachbarn zu entziehen. Hahn weiß sogar von weiten Gebieten im südlichen Albanien zu berichten, in denen viele der Kirche sich nur im Aeußern entfremdet hätten, sich jedoch im geheimen zum Katholizismus bekennen. Diese Erscheinung erklärt sich Hahn aus dem albanesischen Charakter; der Albanese, so schreibt er, erträgt den Druck so schwer und liebt die Freiheit so sehr, daß er dieselbe sogar mit dem Glauben seiner Väter bezahlt. Dies gelte namentlich von der Kriegerrasse, welche überall zum Islam übergetreten sei, wo es ihr die Verhältnisse nicht gestatteten, sich streng gegen ihn abzuschließen und sich unter der Standarte des Kreuzes (das die Fahnenstangen der Merditen und Malzoren krönt) selbständige Geltung zu verschaffen. Aber auch heute noch leben die türkischen Albanesen nach dem bei ihnen sehr verbreiteten Sprichworte „Da wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube", welches bei Gesprächen über den Glauben ganz im Sinne des Satzes „cujus est regio, ejus est religio" sehr oft zu hören ist. Pouqueville erzählt in seinen „Griechischen Reisen" das klassische Beispiel eines solchen Abfalles. Der Distrikt von Karamuratades im Tale des mittleren Miusse, zählt 36 von Albanesen bewohnte Dörfer, welche bis zum Jahre 1760 zum Sprengel des Bischofs von Pogoniani, eines Suffragans des Erzbischofs von Berat,

gehörten. Um diese Zeit wurde der Druck, welchen die mohammedanischen Nachbarn auf diese christliche Landschaft ausübten, so stark und unerträglich, daß sämtliche Dörfer im Anfange des Jahres 1760 einmütig beschlossen, die vierzigtägigen Fasten mit der äußersten Strenge zu halten und dann, wenn bis zu Ostern keine Hilfe von Oben käme, den alten Glauben zu verlassen und zum Feinde überzugehen. Als nun der Ostersamstag herankam und der Zustand der Landschaft sich nicht verbessert hatte, vertrieben sie ihre Priester und einige wenige Familien, welche am angestammten Glauben festhielten, holten von Premeti einen Kadi und den Imam herbei, vor denen sie ihren Uebertritt zum Islam erklärten. Kaum aber war dies geschehen, so machten sie durch einen Einfall in das Gebiet von Premeti der langverhaltenen Rache Luft. Mord, Brand und Raub begleiteten ihre Züge; die gefangenen Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft: sie waren Moslims geworden und frei! — In Skutari erzählt man sich, daß im achtzehnten Jahrhundert ein ganzes Dorf abgefallen sei, um seinen Pfarrer zu ärgern, der nach wiederholten fruchtlosen Ermahnungen, früher in die Kirche zu kommen, an einem Sonntage die Messe las, ohne die Versammlung der Gemeinde abzuwarten. Als sich der Pfarrer dann der Forderung, noch einmal zu zelebrieren, nicht fügte, wurde das ganze Dorf zum Trotz „türkisch".

Wann eigentlich Albanien zum Christentum bekehrt wurde, wann der Albanien bevölkernde illyrische Volksstamm sich zur Religion des Kreuzes bekannte, darüber existieren keine Geschichtsquellen. Auch nicht über den Zeitpunkt, zu dem Albanien zum Schisma überging. Das erste Aktenstück, welches über die religiösen Wandlungen der Albanesen berichtet, ist in den Briefen Innocenz IV. enthalten, welcher Papst im Jahre 1250 an den Erzbischof von Antivari schreibt, daß der bis

dahin schismatische Bischof der Provinz Albania ihm das Verlangen kundgegeben habe, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Papst Innocenz IV. beauftragte in diesem Briefe den Bischof von Antivari, die Aufnahme dieses Bischofs und der ihm folgenden Gläubigen in den Verband der katholischen Kirche vorzunehmen. In einem zweiten, in demselben Jahre an den Provinzial der Predigermönche in Ungarn gerichteten Schreiben erzählt der Papst, daß sich die früher schismatischen Provinzen von Philat (Pulati), Arbania und Unavia, welche sehr ausgedehnt und volkreich wären und mehrere Bistümer umfaßten, der katholischen Kirche zugewandt hätten und beauftragt ihn, mehrere Missionäre zur Belehrung des Volkes dorthin zu senden.

Aus diesen Briefen geht hervor, daß Antivari stets treu an der Verbindung mit Rom festgehalten hatte. Das Gleiche ist der Fall von Durazzo und dem eigentlichen Küstenstrich. Und da auch heute noch die in jenen Briefen genannten Gebiete zur katholischen Kirche gehören (die wenigen Ausnahmen, welche zum Islam später übergetreten sind, abgerechnet), so darf man annehmen, daß das damals geschlungene Band auch all den Verfolgungen widerstanden habe, welche unter den serbischen Königen, besonders Stephan Duschan, über die katholische Kirche in ihrem Machtbereiche verhängt wurden. Als die unter Stephans Erben ausgebrochenen Thronstreitigkeiten das ganze Reich dieses Serbenzaren ins Wanken brachten, da machte sich auch der Statthalter des Gebietes von Skutari von der serbischen Oberherrlichkeit frei, und er, Herr Balsch von Skutari, trat mit seinen tapferen Söhnen Strassimir, Georg und Balza im Jahre 1368 zur katholischen Kirche über und schwor dem Papste den Eid des Gehorsams und der Treue.

Heute ist Albanien kirchlich verwaltet von den Erzbistümern Skutari, Durazzo und Ueskûb. Diese drei Erzbistümer sind direkt dem apostolischen Stuhle unterstellt. Dem Erzstuhle von Skutari unterstehen die Bistümer Alessio, Pulati, Sappa und Belgrad (das erst durch Breve vom 8. Oktober 1886 zum Suffraganat Skutaris bestellt wurde).

Von den 200.000 Epiroten des Erzbistums Durazzo sind annähernd 13.000 katholisch, die sich auf 23 Pfarreien mit 23 Kirchen und 24 Kapellen verteilen. Neben einigen Ordensschwestern wirken in diesem Sprengel 8 Franziskanerpatres und 2 Laienbrüder.

Bis zum Jahre 1885 befand sich die Residenz des Erzbischofs von Ueskûb in Prisrend, wenn nicht der ständigen Verfolgungen wegen dieser Seelenhirte seine 16.000 Katholiken von irgend einem Versteck in den Bergen aus leiten mußte. Zurzeit gibt es im Erzbistume Ueskûb acht Pfarreien und eine Missionsstation mit insgesamt sechs Kirchen und drei Kapellen, die von 19 Priestern versehen werden. Fünf Franziskaner unterstützen den Klerus in der Seelsorge und fünf Barmherzige Schwestern sind in der Krankenpflege und im Unterrichte tätig. Erzbischof von Ueskûb ist seit Juni 1909 Monsignore Lazzaro Miedia, früher Koadjutor des Erzbischofs von Skutari. Trotzdem Mgr. Miedia cum jure successionis zum Koadjutor des Primas von Albanien ernannt worden war, wußte es die in Albanien sehr tätige italienisierende Partei in Rom durchzusetzen, daß dieser hervorragende Mann nach Ueskûb „wegbefördert" wurde, damit in Skutari der Platz für einen Erzbischof nach dem Willen der italienischen Partei frei werde. Und die mit Wahrung der österreichischen Interessen in Albanien betrauten Stellen in unserem Ministerium des Aeußern vermochten es nicht, diesen Schachzug zu verhindern! Welche Folgen dieser Mangel an Voraussicht

und an klugem Abwägen haben wird, das zeigt sich hoffentlich nicht erst, wenn wir in Albanien schon alles an die italienische Partei verloren haben!

Zur Kirchenprovinz Skutari zählen außer dem bereits angeführten Bistum Sappa noch folgende Bistümer: Skutari mit 30.000 Katholiken, 26 Pfarreien und 25 Missionsstationen mit 42 Kirchen und Kapellen, 64 Weltpriestern und 64 Ordensleuten. Zwanzig Schwestern sorgen für Schule und Krankenpflege. Alessio zählt 14.000 Katholiken in 13 Pfarreien mit 15 Priestern und 5 Religiosen; Pulati 15.000 Katholiken in 10 Pfarreien mit 14 Kirchen und 9 Priestern. Das Bistum Belgrad erstreckt sich über ganz Serbien, zählt aber nur 8000 Katholiken in 3 Pfarreien und 7 Missionsstationen mit 3 Kapellen und nur 2 Priestern. Erzbischof von Skutari ist, wie schon erwähnt, der fast neunzigjährige Msgr. Pasquale-Guerini, der zur Zeit ohne Koadjutor die ganze gewaltige Last seines Amtes zu tragen hat.

Eine überaus große Rolle nicht nur im kirchlichen Leben Albaniens spielt die frühere Benediktinerabtei St. Alexander in Droschi, die mit der Zeit in die Hände des Weltklerus überging und 1888 zum Sitze Nullius dioeceseos erhoben wurde. Ihr unterstehen heute 15 Pfarreien mit 16.000 Katholiken, die von 12 Priestern pastoriert werden, denen 16 Kirchen und 13 Kapellen zur Verfügung stehen. Monsignore Primus Doczi, Abbas Nullius in Merdita, ist ein außerordentlich einflußreicher Mann nicht nur in Albanien, sondern auch in Rom (im Quirinal ebenso wie im Vatikan!) und in Wien, wo er sehr gute Verbindungen zum Ballhausplatze unterhält. Msgr. Doczi ist ein weitgereister, sehr gebildeter Mann, der sich — falls er nicht



Ein Malſore aus Schala.

auf Reisen im Auslande ist — mehr in seinem herrlichen schloßartigen Ansitze in Skutari aufhält, als in der ebenso prachtvollen und „modern“ eingerichteten oberhirtlichen Residenz zu Droschi. Ich sah den „Abt der Mirditen“ zum erstenmale in Skutari, mit reichem Gefolge die Stadt durchwandelnd — eine imponierende Gestalt, ein echter Mirdite in den Fünfzigerjahren, selbstbewußt und durchdrungen vom Gewichte seiner Persönlichkeit und seines Einflusses.

Um die Seelsorge in Albanien haben sich die Franziskaner außerordentlich verdient gemacht, die im Lande fünf apostolische Präfekturen unterhalten, deren jeder eine Anzahl von Klöstern untersteht. Von diesen „Klöstern“ sind besonders erwähnenswert jene von Skutari, Troschani, Kastrati, Hotti, Gruda, Triepschi, Selze, Vukali, Vulati, Schoschi, Planti, Nikaj, Aranza, Kiri, Duschmani und Schelje. Von diesen „Klöstern“, die eigentlich nur Pfarreien sind, sind aber nur zwei oder drei mit irgend einem Grundvermögen dotiert. Fast alle sind sie nur mit einem Priester besetzt, der unter den größten Entbehrungen seine unsagbar beschwerliche Mission erfüllt, die Bergbewohner zu pastorieren. Fast die gesamte Seelsorge in Nordalbanien ist Missionären und unter diesen meist Ordensleuten übertragen. Bei Hahn findet sich in den „Albanesischen Studien“ ein so anschauliches Bild der Wirksamkeit dieser opferfreudigen Priester, daß ich mich nicht enthalten kann, es im Wortlaute hier anzuführen. „Die Entbehrungen“, schreibt Hahn, „mit welchen die Missionäre in diesen ebenso wilden als armen Gegenden zu kämpfen haben, gehen nicht selten bis zum Mangel des täglichen Brotes, denn in harten Jahren müssen sie wörtlich Hunger leiden, weil sie nicht satt zu essen haben. Der Dienst in diesen Missionen ist freiwillig, und dennoch verbringen viele Brüder ihre halbe, ja ihre ganze Lebenszeit in denselben. Wer das stille anspruchslose Wirken

dieſer Männer, welches allein das Vordringen des Islams in dieſen Ländern hemmte und hemmt, zu beobachten Gelegenheit fand, der wird ihr Andenken ſtets in Ehren halten."

Wie ſehr Hahn mit dieſen Worten der Wahrheit die Ehre gab, davon ſollte ich mich im Laufe meiner albaneſiſchen Wanderungen ungezählte male überzeugen. Die Geiſtlichkeit in Albanien, ſei es nun Welt- oder Ordensklerus, iſt eine geradezu unentbehrliche Stütze zur Durchforſchung dieſes ſchwer zugänglichen Landes. Und es iſt bewundernswert, mit welchem Verſtändnis für die Bedürfniſſe des Fremden, mit welch liebevollem Eingehen auf all ſeine Wünſche, mit welch unbegrenzter Gaſtfreundſchaft ſie jedem entgegenkommt, der ſich zu ihr in ihre meiſt ſehr unwegſamen Bergdörfer verſteigt. Das hebt auch Steinmetz in ſeinen „Hochländergauen Nordalbaniens" hervor, indem er ſchreibt: „Für den Reiſenden ſind die Miſſionen von großem Werte, denn man iſt in ihnen nicht nur beſſer aufgehoben als in einem Privathauſe, ſondern es iſt infolge des Anſehens, welches ſie genießen, auch die Sicherheit des Fremden größer, wenn die Leute wiſſen, daß er von einem Miſſionär kommt oder zu einem ſolchen geht." Charakteriſtiſch iſt, daß ein in Abweſenheit des Miſſionärs die Fremden führender Albaneſe den Schirm des Miſſionärs mitnahm, damit jeder gleich auf weite Entfernung ſehe, er führe „Gäſte des Pfarrers", des einzigen Menſchen, welcher im Beſitze eines Regendaches und als ſolcher weit und breit bekannt war! Einer beſonderen Vereinbarung gemäß ſteht in Albanien ſtets der unmittelbar vor dem Miſſionär einherſchreitende Mann im Schutze der Beſſa und iſt dadurch unverletzlich. Zur Verſtärkung dieſes Schutzes dient noch die allgemein bekannte Tatſache, daß der Pfarrer, da er ja als Prieſter die ihm eventuell angetane Unbill nicht ſelbſt rächen kann, gewöhnlich eine Anzahl Garanten zur Ver-

fügung hat, die nötigenfalls für ihn wie für ein Familienmitglied einstehen müssen. Diese Bürgen gehören meist zu den angesehensten Familien der Gegend und sie bieten nebst der Achtung, die der Missionär als solcher genießt, dem Pfarrer die Möglichkeit, in dem ihm anvertrauten Bezirke relativ sicher herumzugehen. Muß der Geistliche zur Nachtzeit auf einen Versehgang gehen, so gibt er sich unterwegs durch den Ruf „Une jam frate" (ich bin der Pater) zu erkennen, damit er nicht „versehentlich" durch eine Kugel aus dem Hinterhalte getroffen werde.

Unter dem Klerus in Albanien findet man jetzt nur selten mehr Ausländer. Bis vor wenigen Jahren noch wurde die Pastorierung des Landes zumeist durch direkt von der Propaganda fide in Rom bestellte Priester versehen; heute aber sind die Missionäre Albaniens zumeist schon einheimische Priester, die in dem von den Jesuiten geleiteten Seminar in Skutari ihre erste Ausbildung genossen haben und dann in Oesterreich (meist in Salzburg oder in Villach) ihre Studien vollendeten. Es kostete langjährige Kämpfe mit den fanatischen Mohammedanern, bis den Jesuiten endlich im Jahre 1865 die Erbauung ihres Kollegiums in Skutari genehmigt wurde; die Grundmauern ihres Hauses wurden sogar einmal gewaltsam zerstört. Jetzt aber sind Schule und Seminar der Jesuiten in Skutari in vollster, segensreichster Tätigkeit; sogar eine kleine Druckerei zur Erstellung der Lehrbücher wird von den Jesuitenpatres betrieben.

Der Ordensklerus in Albanien gehört fast ausschließlich dem Franziskanerorden an und erhält seine erste Vorbildung im Franziskanerkloster in Skutari. Die Kleidung dieser Religiosen ist die auch bei uns übliche Kutte des Franziskaners.

Der Weltklerus trägt die schwarze Soutane und als Kopfbedeckung eine schwarze Schirmkappe mit einer Koptscha

mit dem päpstlichen Wappen (eine Tiara über zwei sich kreuzenden Schlüsseln).

Für den Unterhalt des gesamten Klerus in Albanien sorgt fast ausschließlich die österreichische Regierung, unter deren Protektorat bekanntlich die albanesischen Katholiken stehen. Was die Bevölkerung ihren Seelsorgern gibt, würde bei weitem nicht für die einfachsten Lebensbedürfnisse ausreichen, denn die Albanesen sind zumeist selber arm und sie können nur Beisteuern zum Unterhalt des Pfarrers oder der Missionsstation in Naturalien leisten. Aber von der österreichischen Regierung erhält jeder albanesische Pfarrer einen Zuschuß von jährlich sechshundert Kronen, an sich sehr wenig, aber bei dem hohen Werte des Geldes in der Malzija ein ganz ansehnlicher Betrag. Nur dadurch ist es möglich, daß wenigstens die gröbsten Nahrungssorgen von den Priestern genommen sind, die ein so überaus mühsames Missions- und Opferleben in Albanien führen müssen.

Das Hauptregulativ der Kirche von Albanien ist in seinen Umrissen heute noch die Sammlung von Dekreten des im Jahre 1703 in der Kirche des heil. Johannes des Täufers von Merkinja der Diözese von Alessio abgehaltenen Provinzialkonzils, die in „Farlat. Illyr. sacr.", Band VII, abgedruckt sind und von Hahn in den „Albanesischen Studien" in ihrem wesentlichsten Teile einer größeren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Die Kirchen Albaniens befinden sich fast alle in dem Zustande der Kirche von Kukli, die Gotteshäuser in den Städten natürlich ausgenommen. Sie alle sind zwar niedrig und klein und im Innern höchst ärmlich, doch werden sie verhältnismäßig reinlich und sauber gehalten und von den Pfarrkindern fleißig und mit großer Andacht besucht. Daß der Gottesdienst auch in solchen Orten, die sich keiner Kirche erfreuen, sehr häufig unter freiem Himmel auf dem Friedhof abgehalten wird, ist

nichts auffälliges; vor dreißig Jahren war dies selbst in Skutari noch der Fall, woselbst sich die Mohammedaner jahrelang sehr lebhaft gegen die Erbauung einer Kirche zur Wehr setzten.

In den religiös gemischten Gegenden werden die Priester heutzutage auch von den Mohammedanern sehr geachtet und respektiert. Es kommt jeden Augenblick vor, daß die katholischen Pfarrer von den Mohammedanern um Amulette gegen alle möglichen Krankheiten angegangen werden, wenn sich die von dem eigenen mohammedanischen Geistlichen ausgestellten als unwirksam erwiesen haben. Diese Amulette bestehen meist aus einem mit einem frommen Spruche beschriebenen Stück Papier. Steinmetz erzählt, daß sich besonders der Pfarrer von Gjonpegaj, Pater N o u, sowohl bei seinen Pfarrkindern als bei den Mohammedanern als Heilkünstler weit und breit des größten Rufes erfreut und sich durch seine ärztliche Kunst ebenso wie durch seine Bereitwilligkeit bei Ausstellung von Amuletts bei den Mohammedanern viele begeisterte Freunde erworben habe.

Bemerkenswert ist, daß die Malzoren bei aller Hochachtung vor dem Pfarrer es sich doch nicht nehmen lassen, oft h ö c h s t e i g e n m ä c h t i g und a u ß e r o r d e n t l i c h e i g e n s i n n i g über dessen intimsten Angelegenheiten und sein Verhalten zu disponieren. So werden die Pfarrer, welche von den Städten in die Berge hinaufkommen und vielleicht den Malzoren ungeläufige Taufnamen haben, von ihren Pfarrkindern sehr gewalttätig sozusagen umgetauft und in Zukunft nur mehr bei dem neuen, ihnen von den Pfarrkindern beigelegten Eigennamen gerufen. Die Taufnamen der Malzoren sind gewöhnlich einsilbig, und hat nun der Pfarrer unglückseligerweise einen schwer auszusprechenden Namen, so wird er schleunigst in einen Kin, Kol, Lek oder Nou umgetauft. Dem Pfarrer von Nrejai z. B., der Pater

Lodovico hieß, erklärten seine Pfarrkinder gleich bei seiner Ankunft, daß ihnen sein Name nicht gefalle und daß er von nun an Pater Gjon heißen würde. Bei einem Widerspruche gegen diese Umänderung würde man ihn in Arejai einfach nicht geduldet, sondern ihn gezwungen haben, wieder nach Skutari zurückzukehren.

Daß die Malzoren zu solchen Gewalttaten unbeschadet aller Wertschätzung, die sie an sich dem Klerus entgegenbringen, sehr wohl fähig sind, geht ja wohl schon aus der erzählten Geschichte hervor, die berichtet, daß ein ganzes Dorf „türkisch" wurde, weil der Pfarrer früher Messe lesen wollte, als es seinen Pfarrkindern paßte. Und ich hatte selbst Gelegenheit, zwei Vorkommnisse mit zu beobachten und mit zu erleben, die viel mehr als lange akademische Erörterungen dartun, welche Rechte sich die Malzoren ihrer Geistlichkeit gegenüber anmaßen.

In einem Dorfe, das zum Erzbistum Skutari gehört, paßte aus verschiedenen Gründen der Pfarrer den Malzoren nicht mehr. Sie verlangten von ihm, daß er den Ort verlasse und nach Skutari zurückkehre. Der Pfarrer weigerte sich, und nun sperrten ihn die Skipetaren kurzerhand in einen Stall ein, in den sie ihn unter irgend einem Vorwand gerufen hatten. Dann schickten sie hinunter nach Skutari zum greisen Erzbischof Msgr. Pasquale Guerini und verlangten von diesem kategorisch, daß er jenen Pfarrer abberufe und ihnen einen neuen Seelsorger sende. Sie würden jedenfalls den Pfarrer so lange eingesperrt lassen, bis er abberufen sei.

Der alte Kirchenfürst reitet am selben Tage noch hinauf in die Berge, um den Fall zu untersuchen; er verlangt aber vor allem, daß der Pfarrer freigelassen werde. Darauf lassen sich die Malzoren nicht ein. „Mit dir wollen wir ja gerne reden," sagen sie zum Erzbischof, „aber der Pfarrer darf nicht dabei sein." Ueber diesem

Parlamentieren wurde es Abend, und der Bischof wollte sich ins Pfarrhaus zur Nachtruhe begeben. Der albanesischen Sitte gemäß weigerte er sich aber, in einem Hause zu schlafen, dessen Hausherr oder berechtigter Vertreter nicht anwesend wäre, um ihn als Gast zu empfangen. Er verlangte unter Berufung auf diese Sitte die Freilassung des Pfarrers wenigstens für diese Nacht, damit derselbe die Pflichten des Hausherrn erfüllen könne. Vergebens. Darauf begab sich der greise Erzbischof zu seinem Pfarrer in den Stall und suchte dort kümmerliche Nachtruhe. In der Früh wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, und man einigte sich auch schließlich auf den Vorschlag des Erzbischofs, er werde den Pfarrer mit nach Skutari nehmen bis zum Abschlusse der Untersuchung über die Beschwerden der Pfarrkinder. „Gut; wir werden ihn also freigeben. Aber du mußt uns einen Garanten stellen, der uns dafür bürgt, daß er niemanden verleitet, ihn an uns zu rächen." „Ich bin dafür Garant," erklärt Msgr. Guerini. Die Albanesen der Berge aber entgegnen darauf: „Nein, du bist nicht gut als Garant, denn du bist Bischof und du bist alt. Rächt er sich, so können wir auf dich nicht schießen, weil wir dich verehren. Du mußt einen anderen Garanten stellen, auf den wir auch schießen können." Und der Erzbischof mußte hinunter schicken in die Stadt und dort seinen Diener holen lassen, damit er als sein „Garant" im Bergdorf oben bleibe, „auf den man auch schießen kann". Dann erst konnte er mit dem befreiten Pfarrer abziehen. — Malzorenart!

Das zweite Bild: Der Koadjutor des Erzbischofs von Skutari wurde zum Erzbischof von Prisrend-Uesküb ernannt. Die Skipetaren des Vilajets Skutari aber lieben Msgr. Lazzaro Miedia, hängen an ihm, wie an einem treu besorgten Vater, der er auch wirklich für sein Volk ist. Und mit allem Nachdruck erklären sie: „Muß Msgr. Miedia fort von Skutari, so werden wir nicht

mehr in die Kirche gehen. Wir werden aber auch herunterkommen von den Bergen und werden die Kirchen in Skutari schließen; niemanden werden wir hineinlassen und die Gotteshäuser werden verödet sein, denn wir werden sie streng bewachen." Nur dem überragenden Einflusse des hochw. Msgr. Miedia konnte es gelingen, seine Malzoren von diesem Vorsatze abzubringen: sie erwarten zuversichtlich, daß er zurückkehrt, bald zurückkehrt nach Skutari, wo er ihnen alles war — Lehrer, Freund, Berater und Seelenführer.

Sollten sie sich enttäuscht sehen in ihrer Erwartung, unbedenklich würden sie ihre Drohung wahr machen! —

Aus dem Gesagten kann man sich wohl unschwer ein klares Bild vorstellen von den großen Schwierigkeiten, mit denen ein albanesischer Bischof zu rechnen, gegen die er anzukämpfen hat. Aber Msgr. Sereggi ist diesen Schwierigkeiten gewachsen wie sein Freund Lazzaro Miedia. — — —

* * *

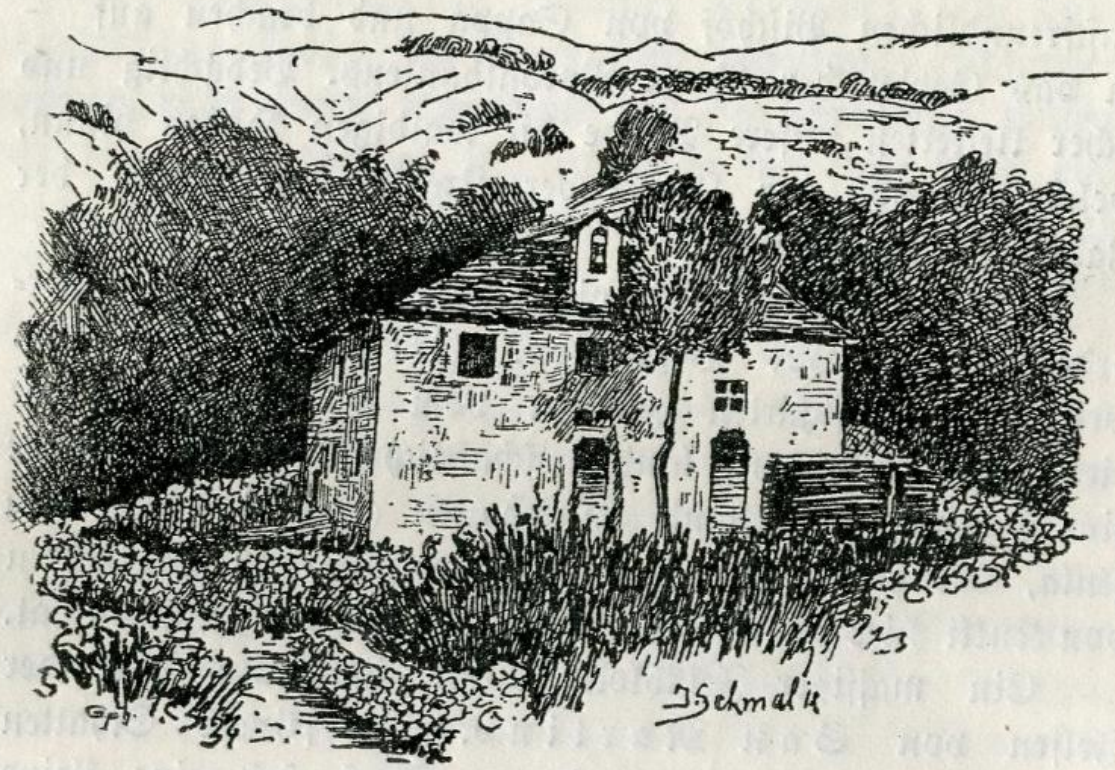
Uns aber, die Fremdlinge, bewirtete der Bischof von Nanschati mit auserlesener Gastfreundschaft. Was Küche und Keller seiner bischöflichen Residenz boten, ließ er uns bei dem Festmahle auftragen, das er uns zu Ehren gab. Und zwei Arnauten mit gespicktem Patronengürtel und gewichtigen Revolvern bedienten uns mit einer Aufmerksamkeit, die selbst in einem „europäischen" Fürstenhause jede Probe bestanden hätte.

Es war auf der Uhr im Speisesaale der bischöflichen Residenz 1/2 3 Uhr (nach unserer Zeitrechnung also 9 Uhr abends), als wir uns erhoben, um auf der Terrasse noch bei einem Glase Wein zu plaudern. Ein wundersam schöner Sternenhimmel leuchtete in wahrhaft südländischer Pracht über uns. Sanft verloren sich in weiter Ferne die Berge, welche vor uns das Gebiet von Merdita abschlossen. Wie

ein silbernes Band schlängelten sich die Wasser des Drin durch die Ebene der Zadrima hin zur blauen, unvergleichlich schönen Adria. Wie grelle Dissonanzen zerrissen einige Schüsse, dann ein kurzes Schnellfeuer von den Bergen her, die unsagbar friedliche Stimmung, die uns hier gefangen hielt. Was war es? Was wird es sein? Vielleicht ein Rächer des Blutes auf gefährlichem Pfade, vielleicht die Folge eines kurzen Wortwechsels, der Menschenleben forderte.

In langer Bahn verlor sich eine Sternschnuppe in der Unendlichkeit des Weltalls. Ach ja:

„Und trifft sich Ziel und Menschenwille nicht,
So muß ein Stern entthront vom Himmel fallen!"



Albanesische Missionsstation.

Durch die Schluchten des „Mali Barsch".

An der Grenze von Merdita. — San Martino. — Ein albanesisches „Sodoma". — Die Mirditen. — Altrömische Funde. — Rast in Mnela. — Beim Scheibenschießen. — Der Räuber als Gast. — Lebensgefährliche Saumpfade. — Albanesische Almhütten. — Malsteine. — Berieselungskanäle. — In Kschira. — Der Albanesen Liebe zu Österreich. — Albanien und Italien. — Liebeswerben Montenegros. — Die Albanesen als Antisemiten.

Früh am Morgen verabschiedeten wir uns vom gastfreundlichen Bischof von Sappa und brachen auf — in das Gebiet der Berge Nordalbaniens. Bedächtig und sicher kletterten unsere Pferde die waldigen Höhen hinan, welche sich von der Kuppe der Kreschta zur Ebene der Zadrima hinabziehen.

Wir gelangten auf ein Hochplateau mit außerordentlich üppiger Vegetation. Große Weinberge und weitläufige Obstgärten zeugten vom hohen Stande der hier vorherrschenden landwirtschaftlichen Kultur. Sogar eine Dreschmaschine stand im Schatten einer einzelstehenden Kula, bekundend, daß das gute Beispiel des Pfarrherrn von Kukli hier oben einen gelehrigen Schüler gefunden hat.

Ein massiger Felsblock schiebt sich nun vor, der Felsen von San Martino. In seinem Schatten barg sich einst ein wohlhabendes Dorf, fast eine kleine Stadt. Ueber 300 Türkenfamilien hatten sich hier angesiedelt; sie mögen wohl auch den Grund gelegt haben zur heutigen Wohlhabenheit dieses Landstriches. Aber an der Grenze von Merdita war nicht gut wohnen: mit Feuer

und Schwert fielen die kriegslustigen Manen Bib Dodas über die reiche Türkenkolonie her, zerstörten die Ansiedlung, vertrieben ihre Bewohner. Nur eine Unzahl von Türkengräbern zeugt heute noch davon, daß hier einst Bekenner des Propheten hausten.

In der Nähe des ehemals von Türken bewohnten San Martino haben jetzt die Mirditen sich im Dorfe Hajmeli eine für albanische Verhältnisse schmucke Kirche gebaut und diese den Apostelfürsten Peter und Paul geweiht. Hier ist schon Grenzgebiet der Stämme von Dukadschin und jener von Merdita. Oft hat hier Krieg und Kriegsgeschrei getobt; heute weiden hier friedliche Schafherden, und schauerlich aufgeputzte Vogelscheuchen in den Weinbergen sind das einzige, das an Abwehr und Streit erinnert. In auffallend großer Zahl kriechen Landschildkröten, darunter Exemplare von ganz ansehnlicher Größe, am Wege hin; meterlange Schlangen werden durch unsere Karawane von den sonnigsten Plätzen vertrieben und winden sich eiligst in das den Pfad einsäumende Gebüsch. Eine kristallklare Quelle ladet zu kurzer Rast, bevor wir zum ausgetrockneten Bett des Gjadribaches hinuntersteigen.

„Bach" kann man eigentlich nicht sagen, denn das Bett dieses Gewässers wird in der Ebene reichlich bis zu 20 Meter breit: im Tale des Gjadrit wälzt sich im Frühjahr und im Spätherbst ein ansehnlicher Fluß dem Drin entgegen. Im geröllbedeckten Bette dieses Flusses reiten wir nun stundenlang aufwärts. Massige Felsen schließen das Tal zu beiden Seiten ein, das sich je mehr weitet, je tiefer wir eindringen. Und nun ein ausgedehnter Kessel: die Mulde des Mali rsuni, des gefallenen Berges. Zur rechten Hand erhebt sich in schwindelnder Höhe ein Felsenkoloß, aufgebaut aus hellem Sandstein. Gegenüber aber ragen dunkle Schieferbänke zum Himmel und

die ganze Mulde ist bedeckt mit dem Kieselgeröll des Gjadrit.

Diese Stelle passiert der Albanese nur voll geheimen Schauderns, und ist er ein Mirdite, so wird er sich fromm und ängstlich bekreuzigen. Denn hier stand einst ein Dorf; bevor die reißenden Fluten des Gjadrit alles pflanzliche Leben hier wegschwemmten, bedeckten üppige Maisfelder dieses Talbecken. Die Menschen aber, die hier wohnten, lebten nicht in der Gnade Gottes. Denn ihre Sittenverderbnis war groß und schrie zum Herrn, wie einst die Laster Sodoms und Gomorrhas. Wohl mahnte sie mit beredten Worten der fromme Siedler, der oberhalb des Ortes eine stille Felsenklause bewohnte, aber man spottete seiner und achtete nicht seiner Warnung. Da erzürnte Gott der Herr in seinem Grimme, und er zerschmetterte mit einem einzigen Felsblock das lasterhafte Dorf und seine sündigen Bewohner in einer einzigen Nacht.

So erzählt der Albanese, wenn er den „gefallenen Berg" passiert, und voll zitternder Angst weist er darauf hin, daß ein mächtiger Sandsteinblock sich unvermittelt an den Schieferfelsen anschmiegt, über 100 Meter entfernt von dem das Tal zur Rechten einsäumenden Sandsteinfelsen — das ist der Stein, mit dem Gott der Herr das Dorf und seine in Blutschande lebenden Bewohner vernichtete. — — —

Aus dem Bette des Gjadrit steigen unsere wackeren Tiere jetzt die steilen Lehnen des Mali Barsch (des weißen Berges) hinan. Wir sind im Lande der Mirditen.

Vom Stamme der Mirditen habe ich schon gesprochen, da ich die Geschichte Prenk Bib Dodas erzählte. Mir Dita heißt „guter Tag". Eine albanesische Sage weiß von der Gründung dieses mächtigsten und angesehensten aller Albanesenstämme Nordalbaniens zu berichten, was folgt: Bei seinem Tode verteilte ein Vater sein Eigentum unter

drei Söhne; der eine erhielt den Sattel, der andere ein Sieb, für den dritten blieb nichts übrig„ als ein guter Tag, „mir dita", und dieser soll der Gründer des Stammes gewesen sein. Eine andere Sage erzählt, unter Sultan Murad I. habe ein Führer dieses Stammes, der mit dem Sultan verbündet war, diesem auf die Mitteilung, an einem bestimmten Tage keine Schlacht wagen zu wollen, weil dies kein guter Tag sei, entgegnet, zum Siegen sei jeder Tag gut. Als dann die Schlacht gewonnen worden sei, habe der Arnautenchef zur ewigen Erinnerung an seinen guten Rat den Ehrentitel „mir dita", „guter Tag", erhalten.

Nach Ghurkovics zählen die katholischen Mirditen 19.000 Seelen, die sich auf fünf Bajraks und vierzehn Franziskanerpfarreien verteilen. Steinmetz nennt fünf Bajraks mit insgesamt 1900 Familien: Dibri (600 Familien), Kuschneni (110 Familien), Droschi (120 Familien), Spatschi (650 Familien) und Fani (420 Familien). Wenn nun auch diese fünf Bajraks nach außen hin als ein Stamm gelten, so betrachten sich jedoch nur die Droschi, Spatschi und Kuschneni als verwandt miteinander, da die beiden anderen erst später zu ihrer Stammesgemeinschaft hinzugetreten sind. Deshalb heiraten auch die drei ersteren nicht untereinander, sondern nehmen sich ihre Frauen aus den Fani und Dibri.

Von allen Albanesenstämmen genießt der Stamm der Mirditen die am meisten ausgebildeten autonomen Rechte. Während alle anderen Stämme wenigstens formell einem türkischen Kamaikam oder doch direkt dem Pascha von Skutari zugeteilt sind, gilt als Verwalter des Mirditengebietes immer nur der freigewählte Kapetan aus dem Geschlechte Dschon-Marku. Auch obliegt der Stamm nur im Kriegsfalle der Pflicht türkischer Heeresfolge; der zu leistende jährliche Tribut wird von der Pforte gewöhnlich sogar in vermehrter Quantität an den Kapetan und die

angesehenen Mirditen in Form von Geschenken wieder verteilt.

Hauptort der Mirditen ist Droschi, die Residenz sowohl ihres Kapetans als ihres Abtes Msgr. Doczi. In Schen Pal (Sankt Paul), einem kleinen Dörflein in den Schluchten des Fanigebietes, halten die Mirditen jährlich ihre großen Volks- und Ratsversammlungen ab, die jeweils sowohl für die Geschichte Albaniens als der ganzen Türkei von großer Bedeutung sind. Bemerkenswert ist, daß sowohl Steinmetz als auch Baron Nopcza von der großen Desorganisation des öffentlichen Lebens in Merdita zu erzählen wissen. Ersterer berichtet, daß in der Merdita „das Brigantagio blüht und die Mirditen als Räuber berüchtigt sind. Sie beunruhigen die an ihrer Nordgrenze führende Handelsroute Skutari-Prisrend, sperren sie oft wochenlang für jeden Verkehr, berauben sich untereinander, suchen aber mit Vorliebe die Küstengegenden als Viehräuber heim". Im Han von Kalimatschi sah Steinmetz einen kaum fünfzehnjährigen Jungen, der eine Woche vorher mit zwei Altersgenossen in die Ebene auf Viehraub gestiegen war und hiebei den Eigentümer der Herde erschossen hatte. „Natürlich," fügt Steinmetz bei, „gehen solche Taten vollkommen straflos aus, denn die Bewohner des Flachlandes getrauen sich nicht in die Berge und die Türken dürfen die Merdita überhaupt nicht betreten."

Einst erstreckte sich bis hieher an die Grenze des Mirditenlandes der Einfluß des gewaltigen römischen Reiches. Vor wenigen Jahren erst machte ein Bauer auf dem Gebiete des jetzt vom Erdboden verschwundenen San Martino hochinteressante Funde aus der Römerzeit, die er nach Skutari zum damaligen österreichischen Generalkonsul Ippen brachte. Steinmetz berichtet auch aus dem Gebiete der Schala und Nikaj von reichen Ausgrabungen aus der römischen Zeit; ihm selbst übergab

der Missionär von Nikaj einen abgenützten Sesterz aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel, den er bei den niedrigen, mit Gestrüpp verwachsenen Mauerresten der Kirche Wargut, etwa eine Stunde südlich von Gjonpegaj, gefunden hatte. — — —

Das, was wir „Weg" zu nennen genötigt waren, fing an entsetzlich zu werden. Zwischen gewaltigen Steinblöcken und -Platten führte ein oft kaum erkennbarer Saumpfad bergan. Eine schwerbeladene Karawane begegnet uns; über zwanzig Pferde hochbepackt mit Holzkohlen und mit Teer, der in umfangreichen Meilern aus Kiefernholz erzeugt wird. Hier auszuweichen erforderte die Gewandtheit eines Zirkusreiters. „Wilde Schluchten versperren uns die Bahn, in welche unsere Pferde, oft auf dem Gesäße rutschend, hinabsteigen, um auf der anderen Seite wieder an steilen Abstürzen oder in lockeren Schuttmassen aufwärts zu klettern. Eben heißt es, die Füße fest in die Steigbügel stemmend, sich weit nach rückwärts auf die Kruppe des Pferdes zu legen, um in der nächsten Minute sich wieder auf seine Mähne niederzubeugen, wenn es schnaubend eine Steilhöhe zu gewinnen sucht. Ein Absturz würde Mann und Roß zerschmettern." Also beschrieb Freund Wenng den Aufstieg aus dem Gjadritale nach Mnela, und wahrhaftig, er hat nicht übertrieben! „Halten Sie sich an der Mähne fest, Herr Wenng", rief besorgt Don Miedia an einer besonders schwierigen Passage dem Freunde zu, der grimmig zurückruft: „Ich möchte schon, aber mein Roß hat bereits keine Mähne mehr." Schallende Heiterkeit begleitete diese Konstatierung und half uns wieder eine Zeitlang über die Erkenntnis der sehr ungemütlichen Situation hinweg.

Endlich, endlich ist der Rücken des Höhenzuges nach stundenlangem Ritte erreicht, und freundlich winkt die Missionsstation von Mnela zu uns herüber. Hier wartete unser eine Ueberraschung: der ver-

ehrungswürdige Bischof von Nanschati hatte schon beim Morgengrauen einen Boten zum Missionär nach Mnela gesandt, und diesen auf unsere Ankunft vorbereitet. Dank dieser gütigen Fürsorge fanden wir nun nach dem anstrengenden Ritte nicht nur gastlichste Aufnahme, sondern auch einen für albanesische Verhältnisse so wohlgedeckten Tisch vor, daß wir uns der Vermutung nicht entschlagen konnten, Msgr. Sereggi habe den Boten auch mit reichlichen Vorräten aus Küche und Keller seiner bischöflichen Residenz versehen gehabt.

Die Kula des Missionspfarrers von Mnela erhebt sich einsam auf hohem Felsenplateau, von welchem man eine ergreifend schöne Rundsicht genießt. Nach ausgiebiger Stärkung des Leibes lagerten wir uns denn auch draußen unter den schattigen Eichen, welche das Haus schützend umgeben und der Pfarrherr von Mnela erzählte bei duftendem „Schwarzen" interessante Züge aus dem Leben seiner Pfarrkinder. Dann aber erwacht in ihm der Albanese: er muß mein Gewehr sehen und ausprobieren, von dem ihm unsere Diener bereits erzählt hatten — das obligate „Scheibenschießen" ist bald in vollem Gange. Und merkwürdig, schon nach den ersten Schüssen tauchen aus buchstäblich jeder Bodenfalte bewaffnete Malzoren auf, zuerst scheu rekognoszierend, dann sich mit uns anfreundend und mit uns schießend. Eine köstliche Episode beleuchtet das Leben in den Bergen Albaniens mehr als viele Worte: Ich war hinausgegangen zur „Scheibe", um ein neues Ziel aufzustellen und da ich zurückkehrte, kommt der Pfarrer von Mnela auf mich zu mit den Worten: „Herr Siebertz, hier ist Gergio Marko, ein bekannter Räuber aus der Malcija, und bittet, daß Sie ihm Ihr Gewehr zeigen." Diese „Vorstellung" entbehrte jedenfalls nicht der Originalität und Gergio Marko besichtigte mein Gewehr mit großer Sachkunde. Das lebhafte Wohlgefallen jedoch, das er über den Mannlicher-Schönauer-Stutzen



Malsore und Malsorin aus Schala.

äußerte, erweckte in mir den leisen Argwohn, der wilde Sohn seiner Heimatberge möchte vielleicht in gar zu große Versuchung kommen, sich diese gute Büchse für den eigenen Bedarf zu akquirieren. Doch schwand meine mißtrauische Vermutung sogleich, da mir „Freund Marko" seinen wohlgepflegten Mauserkarabiner neuesten Modells zur Besichtigung reichte; der „Räuber" war ebenso gut bewaffnet, wie ich selbst. Auch wußte ich damals noch nicht so gewiß, als ich es jetzt aus mehrfacher Erfahrung weiß, daß dem albanesischen Räuber — in der Regel sind es Geächtete, die sich eines Vergehens oder Verbrechens halber vor den Türken in die Berge geflüchtet haben — dort, wo er als Gast erscheint, die Person und das Eigentum seines Gastgebers sowie der Freunde desselben heilig und unverletzlich sind. Gerade vertrauenerweckend war ja der äußere Eindruck Gergio Markos nicht. „Wir haben," schrieb Freund Wenng in seinen Reisebriefen, „später noch manchen albanesischen Räuber zu sehen bekommen, der sich in keiner Weise von anderen seiner Stammesgenossen unterschied, weder in seiner Kleidung noch in seinem Gesichtsausdrucke. Der ältere Mann aber, der dort am Boden hockte und mit freundlichem Lächeln das Gewehr meines Reisegenossen entgegennahm, glich dem Banditen, wie wir ihn in unserer Jugendzeit uns vorzustellen pflegten, aufs Haar. Zwar die Kleidung war die gewöhnliche albanesische, aber aus dem Gesicht ragte eine spitze Adlernase über einen gewaltigen Schnurrbart und aus tiefen Höhlen blickten Geieraugen." Wir glaubten dem Missionär in Mnela aufs Wort, daß so manche Bluttat das Gewissen des Mannes beschwere, der hier in vertrautem Kreise mit uns schwarzen Kaffee trank und Zigaretten rauchte. — —

* * *

Unser liebenswürdiger Gastgeber von Mnela begleitete uns ein gutes Stück des immer beschwerlicher

werdenden „Weges“, als wir aufbrachen, um das Bergmassiv des Mali Barsch zu überqueren und gen K s c h i r a zu reiten. Anfangs auf dem Bergplateau einen herrlichen Buchen- und Eichenwald passierend, ging der Ritt alsbald wieder eine steile Berglehne hinab in ein kleines fruchtbares Tälchen mit Kastanien- und Weinpflanzungen. Doch nur zu kurze Zeit war es uns vergönnt, in diesem kleinen Paradies landschaftlicher Schönheit zu weilen. Es ging wieder aufwärts auf die Schroffen der Berge, und fast schien es, als wolle sich jeder Pfad in unwegsamer Wildnis verlieren. Im „Bayerischen Kurier“ hat Freund Wengg die Passageverhältnisse im Gebiete des Weißen Berges so anschaulich geschildert, daß ich mir nicht versagen kann, seine sehr lebenswahre Charakteristik hier einzuflechten.

„Ich habe,“ so schreibt Wenng, „auf meinen Wanderungen viele Gebirgszüge Europas kennen gelernt, aber ähnliche Formationen wie in Albanien sind mir nirgends begegnet. Die Berge Albaniens erheben sich im äußersten Norden bis zu 3000 Meter, die Gegend jedoch, die wir durchzogen, gehört zum Mittelgebirge, das nirgends über 1500 Meter ansteigt. Aber an Wildheit und Unwegsamkeit sucht es seinesgleichen. Schauerliche Abstürze, tiefe Schründe und Schluchten wechseln mit Geröllhalden, in denen sich Giganten Schlachten geliefert zu haben scheinen. Große und kleine Blöcke liegen hier zu Tausenden an- und übereinander geschichtet, gerollt und geschoben und lassen kaum Raum, den Fuß aufzusetzen. Die Flüsse haben sich tiefe Rinnen in das Gebirge gerissen, aber die Talsohle ist so schmal, daß sie nur für den Fluß Raum übrig läßt. Die Saumpfade — wo solche vorhanden sind — ziehen sich daher meistens hunderte von Metern an schroff abfallenden Hängen über den Flüssen hin, senken sich nach denselben nieder und führen dann wieder steil-

ansteigend über schmale Felskanten und -Bänder auf den Rücken des Berges, der oft sofort wieder verlassen wird, um auf der anderen Seite in Schwindel erregende Tiefen hinabzusteigen.

„Im langsamen Paßgange, vorsichtig ein Bein vor das andere setzend, verfolgen unsere Reittiere stundenlang ihren Weg, nur selten durch einen Trunk Wassers erquickt. Von den Zwergeichen, die an den Hängen wachsen, im Vorbeischreiten ab und zu Zweige und Blätter abreißend, um sie auf dem Wege zu kauen, tragen sie geduldig des Reiters Last auf Wegen, die in unseren Gebirgen kaum ein Jäger oder Hochtourist begehen würde. Aber auch der Mut dieser geduldigen und unendlich ausdauernden kleinen Pferdchen wird manchesmal auf eine zu harte Probe gestellt. Kaum fußbreit zieht sich in ragender Höhe an einem fast senkrechten Absturz ein Felsband entlang, das unseren Pfad bildet. Ich schließe auf Momente die Augen, um nicht in den Abgrund schauen zu müssen, der sich hier auftut — da bleibt mein Pferd plötzlich zitternd stehen und wendet den Kopf nach mir um, wie wenn es sich Rats erholen wollte. Von der Höhe abstürzende Steine haben die Wegspur an dieser Stelle auf ein, zwei Meter Länge verwischt, die schmale Kante in den Abgrund mit sich gerissen. Da gibt es kein Wenden und Abbiegen; kein Absteigen oder Ueberklettern wäre hier möglich — hier heißt es einfach: Vogel friß oder stirb! Das jüngere, schneidigere Pferd des Kollegen Siebertz hat die lebensgefährliche Stelle bereits mit einem Sprunge übersetzt, kaum daß es Raum gefunden hat, die Hufe aufzusetzen und fast hätte es für die Hinterbeine keinen Halt mehr gefunden. Aber Siebertz ist glücklich drüben und ich versetze meinem Pferd einen kräftigen Hieb mit der Gerte auf den Hals und alle seine Kräfte anspannend, nimmt es mit einem gewaltigen Satze das Hindernis und landet mit mir auf dem

brüchigen Gestein, auf welchem drüben unser Weg weiterführt.

„Ich bin namentlich in jüngeren Jahren manchen schwindelerregenden Bergsteig gewandelt und — das darf ich von mir ohne Ruhmredigkeit sagen — es hat mir niemals in schwierigen Lagen an persönlichem Mut gefehlt — aber die Reise durch das albanische Hochland und insbesondere den Ritt von Nanschati bis Kschira werde ich niemals vergessen, so alt ich auch noch werden sollte. Denn Stellen, wie die eben geschilderten, hatten wir an diesem einen Tage noch so manche zu überwinden gehabt und es erscheint mir auch heute noch fast unbegreiflich, daß wir sie alle ohne Unfall passiert haben. Ein Fehltritt, ein sich ablösender Stein mußte Verderben bringen. Nicht selten auch wiesen uns unsere Begleiter Stellen, wo ein Eingeborener samt seinem Maultiere abgestürzt war und im Abgrunde zerschellte. Oefters fanden wir die Ueberwindung solcher Stellen noch erschwert durch das Brombeer- und Eichengestrüpp an den Berglehnen. Das Pferd schritt darunter weg, aber den Reiter drohte es oft aus den Sattel zu reißen und seitwärts in die Tiefe zu stürzen."

So weit Wenng, und ich muß gestehen: er hat nicht übertrieben. Dieser Ritt über den Mali Barsch nach Kschira war eine ständige, stundenlange Todesgefahr! — — —

Sengend brannte die glühende Augustsonne auf uns herunter; das Kalkgestein der Felsen strahlte eine barbarische Hitze aus. Unsere Pferde bedurften des Wassers und auf halsbrecherischem Wege führte uns der Kiradschi einen steilen Abhang hinab zu einer versteckt in einer Schlucht rieselnden Quelle. Nur vereinzelte Hütten kamen uns zu Gesicht, Almhütten auf hochgelegenen Viehweiden: auf niedrigem Steinsockel erhebt sich ein in der Regel aus Brettern, mitunter auch aus Zweigen, hergestellter Oberbau, meist aus einem einzigen Raume, den in kalten

Nächten das Jungvieh mit den Menschen teilt. Diese Hütten liegen einsam und versteckt, und trotzdem haben ihre Bewohner wenig zu fürchten, da die isolierten, der Nachbarn entbehrenden Hirten sich einer besonderen Bessa erfreuen. Wer einem Hirten etwas zu Leide tut oder ihm etwas raubt, zahlt nach Dr. Liebert die dreifache Buße. Sehr anschaulich schildert Steinmetz das Innere einer solchen Almhütte in den albanesischen Bergen: „Die Fugen der Wände waren mit Gras verstopft, durch das Astwerk des Daches schien die Sonne hindurch. Das den Boden bedeckende Farnkraut diente als Sitz- und Schlafgelegenheit. An den Wänden hingen Kochgefäße, Gewehr und Patronengürtel. Auf einer Schmalseite standen auf einem Gestell große, ganz flache hölzerne Mulden von viereckiger Form, die der Rahmgewinnung dienten. Ein roher Trog war mit Schneestücken aus den nahen Schneewächten gefüllt, die, geschmolzen, den Wasserbedarf deckten."

Unser Führer war durch den Abstieg zur Quelle vom Wege abgekommen und nun fand er sich in dem verwirrenden Gerinne der unersteigbaren Schluchten nicht mehr zurecht. Wie froh waren wir nun, zu einer solchen Almhütte zu kommen, die von zwei alten, wettergebräunten Albanesen bewohnt war. In freundlichster Weise nahmen sich dieselben unser an. Sie brachten uns nach mühseligster Erkletterung eines steilen Felssturzes hinauf auf das mit üppigem Eichenwald bedeckte Hochplateau, wo wir kurze Rast machten. Inzwischen waren die Beiden zu ihren oben weidenden Herden gelaufen und kamen nun zurück, uns mit Molke und topfigem Käse zu erfrischen. Die Guten: sie hatten nur dies Wenige, aber von dem Wenigen gaben sie uns gerne und reichlich. — — —

Wiederholt bemerkten wir längs des Saumpfades hohe zugespitze Steine an den Felsen oder an die Bäume gelehnt. Jeder dieser Malsteine bedeutet einen auf der

betreffenden Stelle erschossenen Menschen, und der Stein bleibt so lange dort, bis der Blutrache Genüge geleistet, bis die Tat gesühnt ist. Sobald dies geschehen, wird der Stein entfernt.

Dann aber sahen wir wieder flache und runde Steine auf den Aesten der Bäume sorgfältig aufgeschichtet oder abseits des Weges auf Felsvorsprüngen placiert. Diese Steine legt der reisende Albanese dorthin, wie mir Don Miedia erklärte, weil er weiß, daß seine Seele nach dem Tode alle die Wege wieder wandern muß, die er einst geschritten. Ermüdet nun die Seele auf dieser Wanderung, so soll ihr der flache Stein im Schatten des Baumes oder auf dem geschützten Felsblock als bequeme Ruhestätte dienen — eine sinnige Vorsorge für den Toten und eine ernste Mahnung an den Tod. Kein Albanese wird es je wagen, einen solchen Stein zu entfernen und so eine müde Seele ihres Ruheplatzes zu berauben. — — —

* * *

Ein siebenstündiger, außerordentlich anstrengender Ritt hatte uns endlich über die Höhen und durch die Schluchten des Mali Barsch zum Tale der Gömsitsche gebracht, ein wildes Bergflüßchen, das sich beim Dorfe Gömsitsche in den Drin ergießt. Aber wir konnten nicht in das Tal hinabsteigen, sondern hatten noch mehrere Stunden dem Kamm des Gebirges entlang zu reiten, bis wir endlich nach Durchfurtung des Flüßchens nach Kschira zu gelangen vermochten. Hier lernten wir eine charakteristische Erscheinung der ackerbautreibenden Malcija kennen, die unzähligen Berieselungskanäle, welche das sterile Karstgebiet erst anbaufähig machen müssen. Nirgendwo bietet hier die Talsohle Raum für Acker- oder Weideflächen; nur die kleinen Terrassen der Gehänge können mit dürftigem Mais bepflanzt werden. Doch ist eine stete künstliche Bewässerung der Saat er-

forderlich, wenn eine kärgliche Ernte eingeheimst werden will, denn die Malcija ist in den Sommermonaten sehr regenarm, ganz abgesehen davon, daß das Niederschlagwasser von den oft recht steilen Hängen, welche die kleinen Feldparzellen bilden, rasch abläuft, ohne tiefer in die trockene Erdkrumme eindringen zu können. „Jede Gemeinde legt also einen oder mehrere Kanäle an, Wad genannt, welche, von einem Quellwasser ausgehend, längs der Abhänge oberhalb der Felder oft auf mehrere Kilometer Länge verlaufen. Zu jedem Acker führt von diesem Hauptkanal ein Seitengraben herab, der durch einen kleinen Stein- oder Erddamm abgesperrt wird. Da die vom Kanal geführte Wassermenge natürlich nicht hinreicht, alle Felder gleichzeitig zu inundieren, ist ein Turnus eingeführt, nach welchem jedes Haus der Gemeinde während acht Stunden (entweder vormittags oder nachmittags oder auch in der Nacht) das gesamte Wasserquantum des Aquäduktes zur alleinigen Benützung erhält. Der Besitzer des Feldes, an dem die Reihe ist, öffnet dann seinen Seitengraben und ist während der acht Stunden eifrigst mit Spaten und Hacke bemüht, allen Teilen des Grundstückes Wasser zuzuführen.“ Die Wadadschija, die das Feld bewässernden Arbeiter, stehen selbst bei erbitterter Stammesfehde unter dem gemeinsamen Schutze aller Stämme, genießen die sichernde Bessa. (Steinmetz, Hochländergaue.)

Es will Abend werden, da wir zum Flusse heruntersteigen, um über dem Steingeröll des Gebirgswassers das andere Ufer zu gewinnen. Von den jenseitigen Hängen begrüßen uns Schüsse zum Willkomm; wie wir nachher erfahren, hatte Pater Michael uns diesen Empfang bereitet, der biedere Franziskanerpater und Pfarrherr von Berischa bei Skutari, mit dem wir uns nach Kschira verabredet hatten. Das Pfarrhaus von Kschira, das Ziel der heutigen Tour, liegt am rechten Ufer der Gömsitsche

auf fast unzugänglicher Höhe und nur unsere wackeren Pferde konnten wohl nach allen Strapazen dieses entsetzlichen Tages uns auch noch wohlgemut diese Kletterpartie überstehen lassen.

Bei sinkender Nacht lassen wir uns bei der Kirche von Kschira totmüde von unseren Pferden fallen. — —

* * *

Mit kräftigem Handschlag begrüßt uns Don Andrea Lizna, der Pfarrer von Kschira, ein Albanese von Geburt, ausgebildet im Priesterseminar der Jesuiten in Skutari. Aermlich ist seine Kirche, überaus arm sein Wohnhaus. Aber reich ist dieser junge Priester an Geist und Gemüt, reich an glühender Liebe zu seinem Volke. Und wie alle seines Stammes ist er von überwältigend aufopferungsvoller Gastfreundschaft. Er nimmt unsere Waffen ab, läßt unser Gepäck ins Haus schaffen und dann kredenzt er uns draußen auf üppigen Wiesen vor seiner Kirche, woselbst wir uns gelagert haben, heißen Kaffee, die erste Erfrischung nach so langer Zeit. Welch eine Wohltat es uns war, auf den herausgeschafften Matten und Fellen die müden Glieder auszustrecken, das kann wohl nur ermessen, wer je vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht hinein zu Pferde gewesen, fast ununterbrochen, und auf Wegen, die jede Minute äußerste Anspannung eines jeden Nervs und jeder Muskel erfordern. Jetzt war uns recht wohl begreiflich, warum man beim Abschied in Skutari gemeint hatte, wir würden es vielleicht vorziehen, nach einem kleinen Abstecher in die Berge wieder zu den Fleischtöpfen des „Hotel Tosli" zurückzukehren, warum uns ständig gesagt worden war, die Durchquerung des albanesischen Hochlandes bis Prisrend würde undurchführbar sein! In der Tat pflogen Freund Wenng und ich auch ernsten Rat, ob wir nicht lieber das waghalsige Unternehmen aufgeben sollten, ob

wir nicht besser über Gömsitsche zurückkehren würden in die bequemen Gefilde einer vielgepriesenen Zivilisation.

Aber der Abend in Kschira verlief dann in derart animierter Stimmung, die Gastfreundschaft Don Liznas war eine so berückende, was wir hier wieder an neuen Charakterbildern des unbekannten Landes kennen lernten, das reizte so sehr unseren Forschungstrieb, daß wir am nächsten Morgen mit keinem Worte mehr unserer Bedenken vom Vorabende gedachten, sondern mit frischem Mute weiter vordrangen. — — —

In Kschira trafen wir, wie schon erwähnt, mit Pater Michael Temali, Pfarrer von Berischa, zusammen, den uns der Franziskanergeneral von Skutari als Führer und Dolmetsch für die weitere Reise in gütigster Weise zur Verfügung gestellt hatte. Don Andrea Miedia mußte nämlich von hier aus zurückkehren, um seiner Pfarre in Kukli zu warten, von der ihn zuerst die Reise nach Wien und dann unsere Begleitung so lange ferne gehalten hatte. Ach, wie lauschte doch Don Lizna den Berichten seines Konfraters aus der Kaiserstadt an der Donau; wie weitete sich das Herz des würdigen Pater Michael in Erinnerung an die Zeit, da er studienhalber in Salzburg geweilt hatte! Wie lieben doch die Albanesen „das Land des großen Kaisers", Oesterreich.

Oesterreich ist in Albanien die einzige Macht, die außer der Türkei wenigstens dem Namen nach bekannt ist, die aber bei den Malzoren Nordalbaniens in weitaus höherem Ansehen steht, als das Reich des Sultans selbst. Bezeichnend ist der Schluß eines von Steinmetz wiedergegebenen albanesischen Liedes, das sich auf die albanesische Bewegung im Gebiete von Djakowa bezieht, das bei den Malzoren als Heldenlied viel gesungen und stets mit großer Andacht angehört wird. In diesem

Nationalepos der Albanesen wird bitterlich geklagt über die Bedrückungen, welche der neue Pascha des Gebietes von Djakowa den Albanesen zufügte. Pater Nou, der Pfarrer von Gjonpegaj, allein habe sich damals bei der Pforte für das gequälte Volk verwendet und dem Sultan und „den sieben Königen“ geklagt:

„O übet Gnade, die Not ist groß,
O mildert Albaniens trübes Los!
Der Reichste besitzt nur ein Stückchen Feld,
Vier Schafe, vier Ziegen der Reichste sich hält.
Aus Felsen man wenig Futter gewinnt,
Für sieben Häuser ein Tragtier dient.
In Sturm und Schnee trägt ohne Rast,
Entblößt und nackt der Mann die Last;
Die Flinte bei sich, bloß Salz zum Brot,
Wird stets er von Todesgefahr bedroht!“

So die Klage Pater Nous beim Sultan und den sieben Königen. Dann aber, nach der Klage, folgt im Liede die Drohung:

„Der Malzore aber ergibt sich nicht,
Auch ohne Gewehr und Patronen er ficht! —
Nun geht von uns in des Sultans Hände
Ein Brief, daß er Gewehre uns sende,
Auch schicke Patronen er uns sogleich,
Sonst wenden wir uns nach Oesterreich
Und schreiben dahin, so gut wir's verstehn:
„Siebenhundert Häuser zum Kreuz übergehn!“

„Wie man sieht,“ fügt Steinmetz der Wiedergabe dieses Liedes bei, „sind die hier ausgesprochenen Ansichten recht bemerkenswert. Ein katholischer Priester wird auch von den Mohammedanern als Führer und Fürsprecher gefeiert, und mit religiösem und politischem Abfall droht

der Malcija Djakows. Die mohammedanischen Hochländer sind nicht so fanatische Bekenner des Islam, wie z. B. die slawischen Konvertiten, und ihre Treue zum Ottomanischen Reiche richtet sich sehr nach dem Entgegenkommen der Regierung. Daß Oesterreich ihnen imponiert und ihnen nicht unsympathisch ist, läßt sich auch sonst belegen. Bei den Katholiken ist überhaupt jede andere Macht entweder gar nicht bekannt oder ohne jedes Ansehen. Da ihre Kirche unter österreichisch-ungarischem Protektorat steht, so betrachten sie sich vielfach selbst als Oesterreicher und erwarten die faktische Besitznahme sehnsüchtig. In Schoschi baten auch die Leute, ihnen zu sagen, ob sie noch wirklich zur Türkei gehörten. In Merturi sagte mir ein Mann allen Ernstes, er sei ein ‚Nemtze', ein Oesterreicher."

Diese Erfahrungen Steinmetz' kann ich nur vollinhaltlich bestätigen. Wo wir auch hinkamen, wurden wir gefragt, ob wir gekommen seien, um Albanien zu verkünden, daß es frei sei oder daß es jetzt zu Oesterreich gehöre. Wie oft wurde mir klagend und bedauernd gesagt: Warum will Oesterreich uns nicht frei machen, warum läßt man uns sterben, bevor wir Oesterreicher sind. Und die so sprachen, waren nicht nur katholische Albanesen; die Mohammedaner äußerten sich ebenso. Im albanesischen Hochlande ist die Vorstellung verbreitet, daß die ganze Welt unter den „Sultan und die sieben Könige" aufgeteilt sei. Der mächtigste von allen diesen Monarchen ist der „König", der über Oesterreich herrscht. Ihm möchten sie sich unterwerfen, für ihn möchten sie in den Krieg ziehen. Besonders nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina — wir bereisten ja nach diesem Ereignis das Land — wurden diese Wünsche in früher nie dagewesener Weise laut. „Warum befreit Oesterreich unsere Brüder in Bosnien und in den schwarzen Bergen, und überläßt uns

der Knechtschaft" — das war die uns ständig vorgebrachte Klage. Albanesen im Auslande reden ja hie und da auch von einer Autonomie, die sie für ihr Land ersehnen. Aber auch sie erwarten sich von einer solchen Autonomie erst dann etwas, wenn „ein Zwischenstadium einer amalgamierenden und erziehenden Okkupation" durch Oesterreich vorausgegangen wäre.

Von ganz besonderem Interesse ist natürlich für Oesterreich die Frage, wie man sich im albanesischen Hochlande zu Italien stellt. Zur Beantwortung dieser Frage genügt der Hinweis, daß man in der Malcija die Italiener verachtet. Warum? Weil ein Reisender bei den Malzoren die Nachricht verbreitet hat, daß in Italien Pferde- und Eselfleisch gegessen würde! Bei dieser Disposition des albanesischen Volkes ist es umso unverantwortlicher, wenn man sich österreichischerseits in den Küstenstädten kommerziell von italienischen Gesellschaften überflügeln läßt.

Ganz besondere Anstrengungen macht Montenegro, die katholischen Hochländer Albaniens für sich zu gewinnen. Jeder Malzore, der nach Cetinje kommt, wird vom Fürsten Nikita empfangen und erhält ein Geldgeschenk. Ob der Fürst wohl weiß, daß nur zur Entgegennahme dieses Napoleonsdor jährlich eine Anzahl Malzoren nach Cetinje pilgert, welche dann zu Hause die verhaßten „Kauri", so werden die slawischen Montenegriner von den albanesischen Hochländern genannt, weidlich auslacht? Zwischen Montenegro und den Hochländern Albaniens hat nur eines Bestand und ist unverwüstlich echt: der alte Haß beider Stämme gegen einander. „Lieben" können sie einander nur „mit der Büchse", die tödliches Blei entsendet.

Aber die Oesterreicher lieben sie aus ganzem, vollem Herzen. Ich habe einmal in einem Kreise von Albanesen das „Gott erhalte" singen hören und dabei gesehen, daß

diesen rauhen Männern die Tränen in den Augen standen, weil sie wußten, diese einzig herrliche Hymne, von der sie kein Wort verstanden, sei „das Lied der Oesterreicher".

Zu diesem Zusammenhang darf vielleicht noch erwähnt werden, daß die katholischen Malzoren wütende Antisemiten sind. Es gibt keine Juden in Albanien, außer vielleicht jüdische Kaufleute in den mehr „zivilisierten" Hafenstädten. Aber selbst aus Skutari wurde mir erzählt, daß ein Malzore dort einmal ingrimmig und allen Ernstes nach seinem Revolver gegriffen habe, als ihm ein Jude gezeigt wurde: „Der Jud da hat Christus gekreuzigt, ich werde ihn erschießen," rief der naive Sohn der Berge aus, den ganzen Bazar von Skutari alarmierend. — — —

Dem Pfarrer von Kschira führt sein altes Mütterchen das Hauswesen. Mit unendlichem Eifer war das gute Frauchen für uns tätig, immer wieder bemüht, uns ja nichts an Speise und Trank abgehen zu lassen, ständig fragend herüberschickend, ob wir keine Wünsche hätten. Als ich dann endlich den guten Pfarrherrn bat, er möge doch seine alte Mutter bei uns Platz nehmen lassen, da wir eigengebauten Weißwein aus dem Tale der Gömsitsche zu kosten begannen, da erregte dieser von Freund Wenng lebhaft unterstützte Wunsch das größte Aufsehen beim ganzen Hausgesinde. Denn es war noch nie erhört worden, daß sich eine Frau, daß sich selbst des Pfarrherrn alte Mutter zum Tisch der Gäste setzen durfte. Die Stellung der Frau ist nämlich eine derart wenig angesehene bei den Albanesen, daß eine solche „Bevorzugung" der Mutter des Hauses allen Anwesenden schier unbegreiflich schien.

Die albaneſiſchen Frauen.

Untergeordnete Rolle der Frau. — Frühzeitige Verlobung. — Kein ſprachlicher Ausdruck für „Liebe“. — Die vertauſchte Braut. — Kauf der Frau. — Polygamie und eheliche Untreue. — Das Äußere der Albaneſinnen. — Frauen im Kampfe. — Die Wirdſchen (Jungfrau).

Mehr als aus allem anderen ergibt ſich die niedrige Kulturſtufe des albaneſiſchen Volkes aus dem mangelnden Anſehen des weiblichen Geſchlechtes. Im öffentlichen wie im privaten Leben der Albaneſen ſpielt die Frau eine ganz untergeordnete Rolle. Zwar iſt die Frau, wie Baron Nopcza ſehr zutreffend hervorhebt, in Albanien ſo wie in der Türkei überhaupt unverletzlich, aber dies darf nicht als Zeichen der Hochachtung angeſehen werden, ſondern iſt eher als Geringſchätzung zu deuten. Eine Frau wird niemals wegen eines Vergehens belangt oder gar beſtraft; ſie darf auch überall herumgehen ohne ſelbſt dann etwas befürchten zu müſſen, wenn in ihrer Familie die Blutrache herrſcht, aber nur deshalb, weil es als Schande gilt, mit einer Frau zu ſtreiten. Holztragen, Eſſenkochen, Brotbacken und Kleideranfertigen ſind die häuslichen Eigenſchaften, welche der Albaneſe von ſeiner Frau verlangt; er benützt ſie als Laſtträgerin, wenn ihm das Laſttier fehlt oder krank iſt, alle ſchwere Arbeit obliegt ihr. „Da bereits unmündige Kinder miteinander verlobt werden,“ ſchreibt Baron Nopcza, „iſt ideale Liebe ein unbekannter Zuſtand. Es zeigt ſich dies deutlich darin, daß in der Regel der Tod ſeiner Gattin dem Ehemann zwar

nicht wenig zu Herzen geht, allein es ist meist nicht die treue Lebensgefährtin, die er in der Hingeschiedenen bedauert, er beklagt vielmehr eher den Verlust der dienstbaren Hausfrau." Bezeichnend ist, daß die albanesische Sprache nicht einmal einen eigenen Ausdruck für „Liebe" und „lieben" hat. Die Frau lernt ihren Mann gewöhnlich erst bei der Hochzeit kennen, denn die Verlobungen werden durchwegs von den Eltern vereinbart. Nur bei den Albanesen des Hochlandes, bei den rauhen Bergstämmen, finden vereinzelte Neigungsheiraten statt, weil hier der Verkehr ein mehr ungehinderter ist. Aber auch hier ist ein Sichkennenlernen vor der Hochzeit nur sehr schwer möglich, weil bei den meisten Stämmen Heiraten innerhalb des Stammes verpönt sind. Die Eheleute müssen verschiedenen Stämmen angehören, da sich die Mitglieder eines Stammes als Sprößlinge eines Ahns für blutsverwandt halten und jede, wenn auch noch so entfernte Blutsverwandtschaft als Ehehindernis aufgefaßt wird.

Zur Illustration dieser Zustände dient trefflich folgender von Steinmetz erzählte Vorfall, der sich in Nikaj zutrug: Ein Nikaj war mit einem Schoschi-Mädchen verlobt, doch kurz vor der Hochzeit entfloh die Braut zu ihrer in Schala verheirateten Schwester. Ihr Bruder befand sich nun als Familienoberhaupt in einer sehr unangenehmen Lage, denn der Bräutigam forderte die Braut, und die Nichteinhaltung des Eheversprechens hatte die Blutrache zur Folge. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, ergriff er die verheiratete Schwester aus Schala, die zum Besuche ihrer Familie gekommen war, und führte sie kurzerhand dem Nikaj an Stelle der entflohenen jüngeren Schwester zu. Dieser war damit zufrieden; hatte er doch weder die eine noch die andere früher gesehen. Die Angelegenheit war damit erledigt. Doch später entfloh die Frau wieder zu ihrem ersten Manne und der Nikaj

wurde bei dem Versuche, sie zurückzuholen, von dem Schala erschossen.

Handelt es sich bei den Hochländern um den seltenen Fall einer Neigungsheirat, so findet sich der Jüngling erst selbst einigemale im Hause der Braut zum Besuche ein; hierauf schickt er die Mutter oder eine Anverwandte mit einem Geschenke an den Vater der Umworbenen hin. Nimmt dieser das Präsent an, so gibt er damit seine Einwilligung zu der Verbindung zu erkennen. Weigert sich der Vater, ist aber das Mädchen einverstanden, so raubt es der junge Mann mit Hilfe einiger Freunde, verfällt aber dadurch der Blutrache der betreffenden Familie. Nicht selten werden aber auch laut Steinmetz Frauen mit ihrer Zustimmung entführt.

Eine Mitgift bekommt die Braut nicht; es muß vielmehr der Mann vor der Hochzeit, je nach seinem Vermögen, 1000 bis 1500 Piaster (220 bis 300 Kronen), im höchsten Falle 3000 Piaster (700 Kronen) der Familie der Braut entrichten. Die Braut wird also eigentlich direkt gekauft, wie Patsch in seiner Studie über das Sandschak Berat eingehend auseinandersetzt.

In der Malcija kommt auch Polygamie ziemlich häufig vor. In einem Falle ist sie durch das Herkommen direkt vorgeschrieben: wenn von zwei verheirateten Brüdern der eine stirbt, so übernimmt der Ueberlebende die Witwe als Nebenfrau; das gleiche geschieht mit der Frau des Oheims. Die Anschauungen über *eheliche* Treue sind in der Malcija überaus laxer Natur. *Steinmetz* sieht sogar „als erste Veranlassung der meisten Blutfehden die *eheliche Untreue der Frau*“ an. „Wenn frühere Reisende,“ so schreibt dieser sehr gewissenhafte Forscher, „die in der Malcija herrschende Sittlichkeit hervorhoben, ja sie als geradezu musterhaft priesen, so beruht dies auf einer nur oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Tatsächlichen. Es soll aber damit



Eine Walſorin in Feſtgewand.

durchaus nicht gesagt werden, daß bei den Malzoren allgemeine Unsittlichkeit herrscht. Sie haben im Gegenteil, wie die Orientalen überhaupt, sehr strenge Anschauungen über das weibliche Geschlecht und ein Mädchen darf es kaum wagen, mit einem Manne ein Wort zu wechseln. Anders steht es hingegen mit den Frauen; unter ihnen kommen Ehebrecherinnen nicht selten vor."

Daß Nichtverheiratete zum Unterschiede von den Frauen, bei sonst völlig gleicher Kleidung, nicht das mindeste von roter Farbe an sich tragen dürfen, habe ich schon in dem Abschnitte über die albanesischen Trachten hervorgehoben.

Ueber das Aeußere der Albanesinnen gehen bei den Gelehrten die Meinungen sehr stark auseinander. Während Steinmetz erklärt, man finde unter den Malzorinnen sehr viele anmutende, und derbe bäuerliche Gesichtszüge, wie man sie bei uns hie und da sieht, kämen bei den Albanesinnen fast gar nie vor, erklärt Baron Nopcza, weniger galant, aber wohl etwas lebenswahrer: „Frühe Heirat und schwere Arbeit tragen viel dazu bei, die an und für sich nicht besonders schönen Physiognomien der Albanesinnen manchmal in kürzester Zeit fast zu Scheußlichkeiten zu verwandeln. Auch nur halbwegs schöne Frauengesichter trifft man ungemein selten." Uebrigens trägt auch, wie Baron Nopcza im Interesse der Gerechtigkeit hervorhebt, die Kleidung zum unvorteilhaften Gesamteindrucke das ihrige bei, denn die Kleidung der Frauen ist entschieden als plump und geschmacklos zu bezeichnen. Bemerkenswert ist, daß die albanesischen Frauen, auch jene mohammedanischer Religion, unverschleiert ausgehen und sogar so rücksichtslos sind, bei einer Begegnung sich nicht abzuwenden, um Gesicht und Hände dem Anblicke des Fremden zu entziehen.

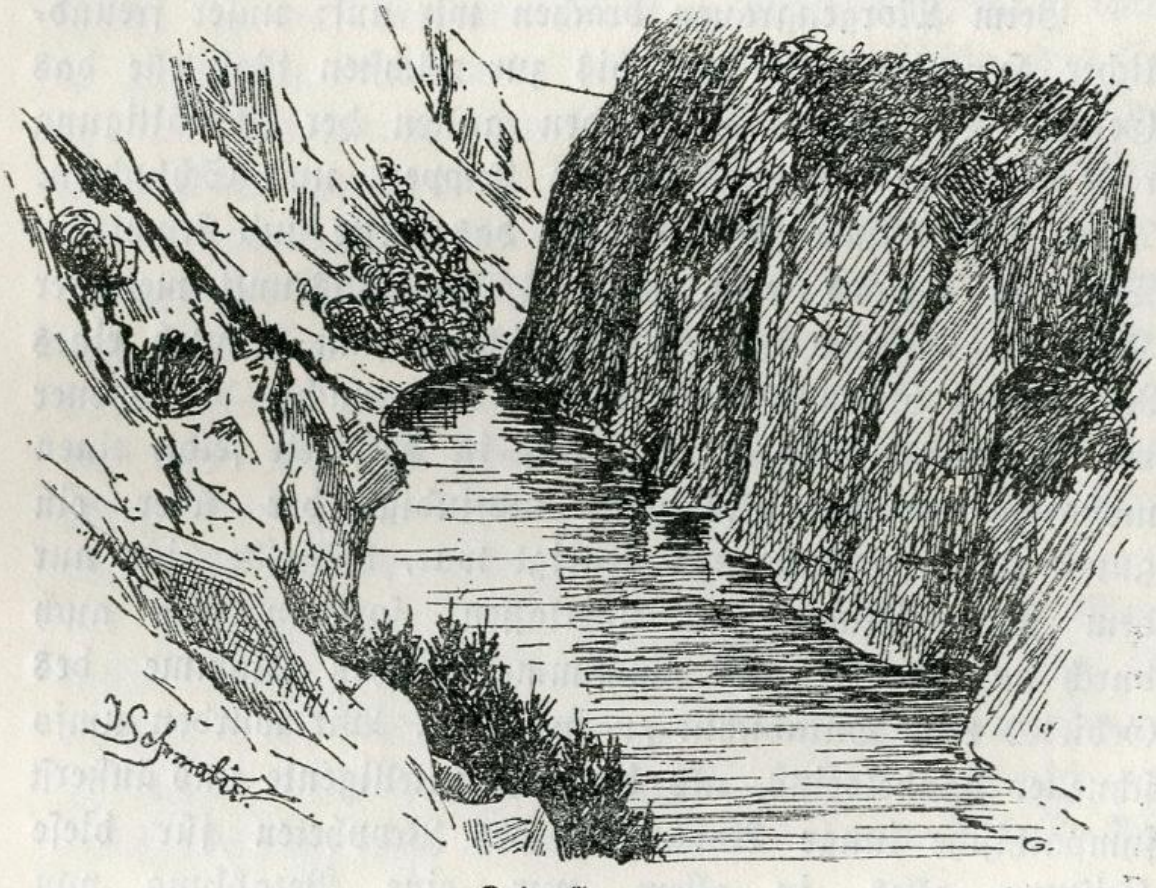
Daß albanesische Frauen an einer Mahlzeit teilnehmen, zu der Fremde zugelassen wurden, ist eine auf-

sehenerregende Seltenheit. In mohammedanischen Häusern sind die Frauen mit den Kindern in besonderen Räumen untergebracht, und der Fremde bekommt sie im Hause selber gar nicht zu Gesicht. Sonst aber werden die Vorschriften des Koran von den albanesischen Frauen moslemitischen Bekenntnisses nicht sehr ernst genommen, wenigstens nicht genau befolgt.

Im Kampfe begleitet das Weib den Mann, ist ihm aber auch hier mehr Waffen- und Gepäckträger als gleichberechtigter Gefährte. Mit besonderer Vorliebe werden die Frauen als Parlamentäre sowie zur Bestattung der Gefallenen und zur Pflege der Verwundeten verwendet. Besonders von den stets sehr heftigen und erbitterten Kämpfen zwischen Albanesen und Montenegrinern wird sehr oft berichtet, daß auch Frauen — wohl durch verirrte Kugeln — getötet worden sind.

Jeder Albanese muß heiraten; es gibt daher nur sehr wenige ledig bleibende Mädchen. Nun kommt es aber doch vor, daß sich die Eine oder die Andere dem Ehejoch nicht beugen will oder aus Rücksichten auf ihre Familie nicht beugen kann. Diese erklären dann feierlich vor der Kirche, daß sie nie heiraten wollen und genießen nun alle Vorrechte der Männer, tragen von dieser Stunde an auch Männerkleidung und Waffen. Diese Mädchen, Wirdschen (Jungfrau) genannt, stehen unter dem Schutze der Kirche, verwalten oft sehr mühselig das väterliche Erbe oder ziehen als sehr geschätzte Sängerinnen der heimischen Heldenlieder frei durch das Land. Oft kommt es vor, daß ein Mädchen sich als Wirdschen erklärt, um den heimatlichen Besitz vor fremden Erben zu retten, wenn kein männlicher Nachkomme des verstorbenen Vaters vorhanden ist. Ein solcher „Geschlechtswechsel" ist ferner das einzige Mittel für ein Mädchen, sich von einem mißliebigen Verlöbnis loszusagen und die Angehörigen dennoch von der Blutrache des verschmähten

Bräutigams zu bewahren. Hahn erzählt von der berühmteſten aller Wirdſchens, Marla von Perlatai, deren Oheim ſie als Kind an einen Türken aus Lurja verlobt hatte. Als Marla ſiebzehn Jahre alt geworden war und der Türke ſie haben wollte, trat ſie vor den Altenrat ihres Ortes und erklärte, daß der Türke ſie zwingen würde, ſeinen Glauben anzunehmen. Um ihre Seele zu retten, wolle ſie daher Mann werden. Sie verlangte alſo von ihrem Oheim die Waffen ihres Vaters und führte ſie bis zu ihrem Tode als „Peter von Parlatai“. — Ein anderes Albaneſenmädchen, Martſchalla aus Laſſa, liebte einen jungen Mann, der in ſeiner Jugend mit einer anderen verlobt worden war. Als dieſer nun genötigt wurde, ſeine Verlobte zu heiraten, um ſeine Familie nicht mit deren Verwandtſchaft in Blutfeindſchaft zu bringen, da „wechſelte Martſchalla ihr Geſchlecht“ und hieß von nun an Dſchin. — — —



Drin Canon.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Der hohe Wert des Geldes. — 10 bis 40prozentiger Zinsfuß. — Maisanbau. — Primitiver Zustand der Landwirtschaft. — Erschreckende Armut. — Auswanderung. — Viehzucht. — Maßstab des Reichtums in Albanien.

In aller Frühe des nächsten Tages trat Don Andrea Miedia den beschwerlichen und gefahrvollen Ritt an, der ihn wieder über den Mali Barsch zurück nach Kukli führen sollte. Nach herzlichem Abschiede übergab er unsere Karawane der Führung des Franziskanerpaters Michael, für den es nun vor allem ein Pferd zu beschaffen galt.

Beim Morgengrauen brachen wir auf; unser freundlicher Hausherr gab uns bis zur nächsten Raststelle das Geleite. Die ersten Wegstunden galten der Bewältigung recht mühselig zu passierender Kuppen und Schluchten. Dann aber öffnete sich vor uns das weite und fruchtbare Tal von Tschereti, woselbst der Auskunft mehrerer Kschiraner zufolge sich die Möglichkeit zum Erwerb eines Reitpferdes bieten werde. In der Tat machte der Diener des Pfarrherrn von Kschira auch in Tschereti selbst einen mohammedanischen Albanesen ausfindig, der über ein gutes Pferd verfügte und geneigt war, dasselbe nicht nur dem Pater Michael zu überlassen, sondern uns auch durch das Gebiet der mohammedanischen Stämme des Gebietes von Dukadschin zu begleiten. Wir wurden umso schneller handelseins, als der sehr intelligente und äußerst sympathische junge Anhänger des Propheten für diese Leistung alles in allem nur eine Bezahlung von

115 Piaſtern (zirka 20 Kronen ö. W.) verlangte. Um ſich einen Begriff davon machen zu können, was wir für dieſe 20 Kronen alles erhielten, muß man wiſſen, daß Arfid ſich für eine achttägige Reiſe zu rüſten hatte: wir rechneten ab Tſchereti noch vier Tage bis Prisrend! Den notwendigen Raſttag in Prisrend einbezogen, erhielten wir alſo dieſen mohammedaniſchen Führer mitſamt einem vorzüglichen Pferde durch neun Tage hindurch zu unſerer Verfügung — neun Tage für 20 Kronen! Hiezu kommt noch die Gefahr in Betracht, welche den guten Mann auf die Heimreiſe begleitete, da er genötigt war, feindliche Stämme allein zu durchqueren, die er bis Prisrend in unſerer Geſellſchaft paſſierte. Kurz — man erſieht aus dieſer Epiſode mehr als aus langatmigen akademiſchen Erörterungen, in welch hohem Werte das bare Geld in Albanien ſteht.

Tatſächlich gehört denn auch Albanien in ſeinem jetzigen Zuſtande, obſchon, wie Baron Nopcza ſehr richtig hervorhebt, von Natur aus hiezu durchaus nicht verurteilt, zu den ärmſten Ländern Europas. „Bares Geld iſt im Lande ſelten und dies, ſowie das Riſiko, das ſich mit der Gewährung von Darlehen verbindet, bedingt vor allem einen exorbitanten Zinsfuß. Die katholiſche Geiſtlichkeit iſt im allgemeinen beſtrebt, den Zinsfuß auf 10 bis 12 Prozent herabzudrücken, aber dies iſt nur in einigen Gegenden und auch da nur teilweiſe gelungen. In Merdita ſchwankt der Zinsfuß ſogar zwiſchen 40 bis 60 Prozent. Da 100 Oka Mais bei Barzahlung und normalem Kurſe 100 Piaſter koſten — allerdings kann der Preis auch auf 120 bis 130 Piaſter und mehr ſteigen — und ein alleinſtehender Mann jährlich zirka 400 Oka Maismehl braucht, ergibt dies einen Fixpunkt, um das Bedürfnis eines nicht eben glanzvoll lebenden Albaneſen zu beſtimmen. Man kann annehmen, daß ein Menſch mit durchſchnittlich 160 Kronen Jahreseinkommen das Aus-

langen findet." Der hohe Preis des Maises und die Preisdifferenzen, die zwischen Djakowa-Prisrend und Skutari existieren, sind durch die Ungangbarkeit der Wege und die Schwierigkeiten des Transportes gegeben. Ist es doch sogar möglich, leichter transportable Waren, wie Prisrender und Ipeker Pferde, in Skutari mit ansehnlichem Reingewinne zu verkaufen. Auch zwischen Prisrend und Uesküb ist die Differenz im Geldwerte so groß, daß beispielsweise in Prisrend eine Medschidje noch mit 26 Piastern berechnet wird, während sie in Uesküb nur mehr 18 Piaster wert ist.

Das Bergland von Nordalbanien produziert viel weniger Mais als es verzehrt; es ist daher auf Ankauf aus der gut bebauten Skutariner Ebene, aus dem Becken von Gusinje-Pova und aus der Niederung, die sich zwischen Ipek, Djakowa und Prisrend (der Metocchia) erstreckt, angewiesen. Gibt es bei Skutari oder in der ganzen Zadrima verheerende Ueberschwemmungen oder allzugroße Dürre, oder steigen in Skutari aus anderen Gründen die Maispreise, so übt dies auf fast das ganze katholische Bergland Albaniens die allernachteiligsten Folgen aus. Da übrigens die Skutariner Niederung außer einem großen Teile von Albanien auch noch ein bedeutendes Gebiet des noch viel unfruchtbareren Montenegro zu ernähren hat, so ist sogar eine Mißernte in der Crnagora von der schlimmsten Rückwirkung auf Albanien begleitet. Um abnorme Preissteigerungen und gar Hungersnot in der Malcija zu verhüten, ist es daher sehr oft notwendig, die Getreideausfuhr nach Montenegro ganz zu untersagen. Im Kriegsfalle könnte von einer Maisausfuhr nach dem Lande der schwarzen Berge überhaupt keine Rede sein, ein Faktor, der an den verschiedensten Stellen sehr beachtet werden sollte. Daß durch Beschluß des Pletschenija des Stammes bei den Schala die Maisausfuhr ganz verboten ist, habe ich schon früher erwähnt.

Der schlechten, ja überaus schwierigen Transportverhältnisse halber sind, was nicht uninteressant ist, in Mnela die Edelkastanien billiger als der Mais; sie kosten dort (nach Baron Nopczas Feststellungen) sogar im Winter bloß 6 Piaster die Oka. Kartoffeln sind bis heute in Albanien als Nahrungsmittel nur in Skutari und in Prisrend bekannt, woselbst sie als außerordentliche Delikatesse gelten; in der ganzen Malcija kennt man sie überhaupt nicht.

Ganz abgesehen von der Unfruchtbarkeit des Bodens in der Malcija liegt wohl die Ursache des primitiven Zustandes der Landwirtschaft in Albanien auch in den Verhältnissen des Landes selbst. Mit geladener Flinte am Rücken oder auch bloß durch die Arbeitskräfte der Frauen läßt sich keine erfolgreiche Landwirtschaft betreiben. „Trotzdem," so schreibt Baron Nopcza, „wird infolge von mir unbekannten Gründen in zahlreichen Gegenden, so in Kthela und Merdita, aber auch in Schoschi die Viehzucht immer mehr aufgelassen und zu der erträgnisarmen Landwirtschaft gegriffen. Es ist dies zwar ein Fortschritt der Kultur, und dies wird vielleicht mit der Zeit auch Sitten und Gewohnheiten mildern, aber derzeit wird dieser Fortschritt von einer rapid zunehmenden und auf den Zuschauer beängstigend wirkenden Armut begleitet." Diese Armut ist wirklich stellenweise erschreckend groß; sie wird nur von der Bedürfnislosigkeit der Albanesen übertroffen. Und es ist gar nicht abzusehen, wie sich das arme Volk aus dieser Lage herausarbeiten könnte. Eine Fruchtwechselwirtschaft ist in der Malcija unbekannt; tiefes Ackern ist unmöglich, gedüngt wird fast gar nicht, und ist es vielleicht durch fleißige Bewässerung gelungen, ein wenig Frucht auf die Halme zu bringen, so weiß man noch immer nicht, ob eine Ernte möglich sein wird, denn ein oft gar rasch entflammender Streit zwischen zwei Stämmen vernichtet in wenigen Stunden die Arbeit vieler

Monate. So sind von den in besonders ärmlichen Gebieten wohnenden Stämmen der Schkreli, Hotti und Klemen sehr viele Familien nach der fruchtbaren Zadrima ausgewandert, aber auch hier ist es ihnen nicht möglich, zu wirklichem Wohlstande zu gelangen wegen der Nachbarschaft der armen und vielfach verschuldeten, daher laut Nopcza „dem Raube nicht abgeneigten 30.000 Mirditen". Ob der großen Armut ihres Landes sehen sich viele Albanesen zur Auswanderung genötigt, wenn sie es nicht vorziehen, sich über die Wintermonate in Griechenland und Rumänien als Feldarbeiter zu verdingen und im Sommer wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Ein fleißiger Mann soll auf diese Weise während eines Winters 160 bis 200 Kronen verdienen können — für einen Albanesen ein sehr ansehnlicher Verdienst. Vielfach aber ist es auch vorgekommen, daß ganze Hochländerstämme unter ihrer Schuldenlast zusammenbrachen, dann auf ihren Grund und Boden einfach verzichteten und sich in die Metocchia flüchteten, um sich dort als Pächter und Arbeiter eine neue Existenz zu gründen. Durch diese konstante Auswanderung ist im Vilajet Kossovo die ethnographische Grenze zu Ungunsten der Slawen langsam aber sicher nach Osten verschoben worden. Besonders aus Merdita sind viele Albanesen — meist vom Stamme der Fani — nach dem Ipek-Prisrender Gebiete ausgewandert und haben dort, in ursprünglich ganz mohammedanischer Gegend, eine katholische Kolonie gebildet, die jetzt schon angeblich 2000 Mann stark sein soll. Es ist sehr wichtig, dies zu wissen, und besonders wichtig ist auch, daß sich diese Albanesen in dem oft zu Unrecht „Altserbien" genannten Landstriche so stark und sicher fühlen, daß sie von den Mohammedanern respektiert und ihrer Wehrfähigkeit halber geachtet werden.

Jene Stämme der Malcija, welchen durch die Bodenbeschaffenheit jeder Ackerbau unmöglich gemacht ist, be-

schäftigen sich mit der Viehzucht. Im Sommer wird dort das Vieh auf die verhältnismäßig üppigen Hochweiden im Gebirge, auf die Bergplateaus, getrieben; den Winter bringt die Herde dann im Tale zu, wo man mit Heu, das vom Gebirge herabgebracht wird, und abgekörnten Maiskolben füttert. Die Klemen zum Beispiel, soferne sie nicht in der Zadrima sich ständig angesiedelt haben, lassen ihre Herden im Sommer auf den grasreichen Weiden über dem Becken von Plava weiden und treiben sie dann beim Eintritte der rauhen Jahreszeit in endlosen Zügen zur Ueberwinterung in die Küstenebene südlich von Skutari. Von den Nikaj sagt Steinmetz, daß sie Ackerbau und Viehzucht treiben, daß aber der Ertrag kaum genügt, um das nackte Leben zu fristen, denn das Stammesgebiet ist infolge seiner Karstnatur so steril, daß auch die sehr mühselige Bewässerung durch die bereits beschriebenen Kanäle keine einigermaßen ergiebige und befriedigende Ernte gewährleistet: trotz aller Bemühungen treten hier Mißernten und Hungersnot sehr häufig auf. „Ich sah manche," schreibt der Forscher, „die nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe hatten; ein Gewehr und einen Patronengürtel hatte aber ein jeder." Und Baron Nopcza konstatiert, die Malzoren seien sehr wohl darüber unterrichtet, daß zuweilen auf Präzisionswaffen ein Fernrohr montiert werde, aber wie man einen halbwegs anständigen Schafkäse bereite, darüber sei man sich im Lande noch lange nicht im klaren.

Maßstab des „Reichtums" ist in Albanien vielfach die Größe der zur Verfügung stehenden Bodenfläche und die Anzahl der darauf zu ernährenden Schafe. Eine wohlhabende Familie verfügt im besten Falle über 500 Schafe; der Besitz von 2000 Schafen ist der Reichtum des reichsten Malzoren. Daß das Vermögen der Familie stets ungeteilt bleibt, habe ich bereits gelegentlich der Besprechung des „Gesetzes der Berge" hervorgehoben.

Albaneſiſche Gaſtfreundſchaft.

Die „Feſtung" Puka. — Der bequeme Pater Michael. — Im Tale des Großen Fani. — Muſtafa Aga. — Unbeſchränkte Gaſtfreundſchaft. — Der Schutz des Gaſtes durch Blutrache. — Jup von Brdeti. — Albaneſiſche Kula. — Ein Feſtmahl in der Malzija. — Ein albaneſiſcher Heldenſänger.

Nach Neuformierung unſerer Karawane in Tſcherett ſetzten wir, vom Pfarrer von Kſchira uns herzlich verabſchiedend, unſeren Marſch in die Berge fort. Ein verhältnismäßig gangbarer Pfad führte uns ſanft abfallende Abhänge hinauf zur Ebene von P u k a, einer mit einem türkiſchen Kaimakam beglückten Oaſe an der Grenze von Merdita und Dukadſchin. Hier in Puka befindet ſich „zum Schutze des Ueberlandtelegraphen Skutari-Prisrend" auch eine kleine türkiſche Garniſon, die einzige in Nordalbanien geduldete. Die zehn türkiſchen Askari, welche in Puka garniſonieren, ſchweben in ſtändiger Lebensgefahr, denn wehe ihnen, wenn ſie es wagen wollten, ſich irgendwelche Rechte herauszunehmen. Der das Kaſtell Puka befehligende Kaimakam iſt direkt ein Gefangener der Stämme, eine Geiſel in ihrer Hand für das Wohlverhalten der türkiſchen Regierung. Der Ort Puka (das Picaria der peutingerſchen Tafel) beſteht aus ungefähr 600 Häuſern, die aber alle außer dem Bereiche des höchſt unanſehnlichen Kaſtells erbaut ſind. Sehr bezeichnend für die Stellung des Kaimakams von Puka iſt die Tatſache, daß uns beim Uebergange auf das Plateau von Puka die erſten Schwierigkeiten gemacht wurden: bewaffnete Albaneſen

rokteten sich zusammen, um uns den Uebergang zu wehren. Die braven Leute waren der sehr irrigen Ansicht, Freund Wenng und ich seien türkische Offiziere, welche nach Puka Verstärkungen der Garnison dirigieren sollten, und sie erklärten mit größter Bestimmtheit, dies nicht dulden zu können. Gelang es uns auch nicht so sehr, sie zu beschwichtigen, so ließen sie sich doch einreden, daß wir uns an der nächsten Quelle zu längerer Rast lagern wollten, woselbst wir sehr gerne zu gründlicher Aussprache bereit sein würden. Hoffentlich haben uns die wackeren Männer nicht verübelt, daß wir trotz des glühenden Sonnenbrandes auf diese Rast verzichteten und in eiligem Tempo schnurstraks gen Puka ritten.

Dort erst lagerten wir uns beim geräumigen Han im Schatten mächtiger Kastanien, und wenn sich auch unser Führer erbötig machte, etwas Eßbares für uns aufzutreiben — wir bekamen nichts. Es sei nichts vorhanden, log uns der schlechte Kerl vor, um sich dann mit seinen albanesischen Genossen bei uns niederzulassen und mit großem Appetit Brot, Melonen und Gurken zu verspeisen. Uns könne er hievon nichts anbieten, behauptete er dann auf energischen Vorhalt hin, denn die Sachen seien ungenießbar für „europäische“ Mägen. Da wir nun darauf drangen, weiter zu reiten, meinte Pater Michael, auch das sei jetzt nicht möglich, denn es wäre zu heiß und die Pferde müßten ruhen. Hungrig, müde und aufgebracht durch die bewiesene passive Resistenz, blieb uns nichts übrig, als hier stundenlang beim Kastell von Puka zu lagern, bis unser Führer ausgeschlafen und sein reichliches Mittagmahl verdaut hatte. Und da dies endlich dann doch der Fall war, entwarf Pater Michael verlockende Schilderungen von einem wohlbestallten Pfarrhause in der Nähe und schlug vor, wir sollten heute dorthin reiten, woselbst wir glänzend aufgenommen werden würden. Nun aber entlud sich auf den guten Mann, dem

uns in Tschereti Don Miedia überantwortet hatte, ein solches Gewitter, daß er seitdem nur mehr mit größtem Mißtrauen auf uns und die vortreffliche Karte schaute, mittels derer ich seine weitere Führerrolle kontrollierte und kritisierte. Wir würden wochenlang nicht unser Ziel erreicht haben, hätten wir ihm gefolgt, der diesen Abstecher ins albanesische Hochland als eine überaus willkommene Gelegenheit betrachtete, uns kreuz und quer bei seinen Freunden und Bekannten herumzuschleppen, wo reichlich gebotene Gastfreundschaft winkte. So waren wir genötigt, uns weniger auf den Führer als auf die Karte zu verlassen und selbst zu bestimmen, welche Wege wir einzuschlagen gedachten. Brummend und knurrend fügte sich unsere Begleitung dann auch den gegebenen Weisungen und in kurzer Zeit waren wir wieder marschbereit.

Vom kahlen Pukakamm hatten wir nun die zerrissenen Klüfte des Kjuter Kar zu erklettern, dann auf äußerst beschwerlichen und steilen Abhängen wieder herunterzuvoltigieren, kurz, für einige Stunden wiederholten sich die Reiterkunststücke, die wir im Gebiete des Mali Barsch so oft und so unliebsam Gelegenheit gehabt hatten, zu produzieren. Es mußten die scharf eingeschnittenen Bachsohlen des Hum, des Gri und des Hum Stit durchquert werden, die sich von Norden her in den Fanibach ergießen, und erst ein stundenlanger, unendlich mühseliger Ritt brachte uns in das Tal des Großen Fani selber. Von Fuscha-Arschit ab schlängelt sich der Saumpfad jetzt eine Strecke weit über enge und beschwerliche Regenrinnen aufwärts bis zum Han-Arschit, woselbst sich eine weite Talmulde voll fruchtbarer Felder und aller Anzeichen einer verhältnismäßig hochentwickelten landwirtschaftlichen Kultur öffnet. In Fuscha-Arschit hatte es wieder einen heftigen Kampf mit unserer „Führung“ abgesetzt, die sich absolut eingeredet hatte, hier müßten wir Lager machen. Aber auch dieser Angriff auf

die im Menſchen ſchlummernden Geiſter der Bequemlichkeit wurde erfolgreich abgeſchlagen, und dieſer Ausdauer verdankten wir dann einen der genußreichſten, intereſſanteſten Abende in Albanien überhaupt.

Durch das Tal aufwärts reitend, wurden wir von einem Gewitter überraſcht, und ein bei ſeiner inmitten reicher Maisfelder erbauten Viehſtallung hantierender Albaneſe bat uns, mit ſeiner Gaſtfreundſchaft fürlieb zu nehmen. Einladend ſchauten von den das Tal einſäumenden Hängen zwei mächtige albaneſiſche Kulen wie alte Ritterburgen auf uns herab, und die eine von ihnen bezeichnete der freundliche Malzore als ſeine Wohnſtätte. Wir wußten, daß in Vrdeti einer der reichſten Albaneſen, der ehemalige Chef des Gebietes von Dukadſchin, hauſe — eine der beiden Kulen war gewiß die ſeine. Muſtafa-Aga war uns als einer der angeſehenſten Malzoren geſchildert worden, der bis vor wenigen Jahren Oberhaupt der ganzen Landſchaft geweſen ſei. Von ſeiner Freigebigkeit, von ſeiner Sorge für Arme und Kranke, hatte man uns Wunderdinge erzählt und man hatte uns für albaneſiſche Verhältniſſe fabelhafte Summen genannt, die dieſer mohammedaniſche Arnaute gemeinnützigen Zwecken opfere. Wir hatten Gelegenheit gehabt, durch wohlgepflegte Felder zu reiten, die in ihrer ganzen Bewirtſchaftung laut von der hohen Intelligenz und der zweckſicheren Art ihres Beſitzers ſprachen. Und nun glaubten wir, dieſen Mann, von dem uns ſo viel Sympathiſches geſagt worden war, vor uns zu haben, und wir freuten uns ob der Ausſicht, eine Nacht unter ſeinem Dache zubringen zu können. Mit Freuden nahmen wir die Einladung an. Der freundliche Malzore aber nahm ohne ein weiteres Wort ſeine Büchſe auf die Schulter und ſchritt voran. Es war ein beſchwerlicher Weg hinauf zur Bergeshöhe, auf der ſeine Kula ſich trotzig und alles überragend erhob, aber dieſen letzten

Beschwernissen des heutigen Tages trotzten wir voll freudiger Erwartung. Auf dem Plateau vor dem stark befestigten Hause angelangt, nahm der Hausherr uns die Waffen ab — wir waren seine Gäste. Freilich nicht Gäste Mustafa-Agas, wie wir vermutet hatten, sondern Gäste dessen Freundes und Nachbarn, des wackeren Jup von Brdeti.

* * *

Es ist etwas unbeschreiblich Schönes um die albanesische Gastfreundschaft. Schon aus dem, was ich vom „Gesetze der Berge" erzählte, geht hervor, daß Gastfreundschaft und Blutrache jene beiden Institutionen sind, welche in Albanien auch den Fremdling verhältnismäßig sicherer reisen lassen, als dies in irgend einem Lande der Welt möglich wäre. Gleich beim Eintritte in ein Haus fordert der Hausherr den Gast auf, den mehrere Kilogramm schweren Patronengurt abzulegen; er, der Hausherr, übernimmt vom Gaste Gewehr und Pistole und bringt dadurch zum Ausdrucke, daß von nun an ihm die volle Verantwortung für die Sicherheit des Gastes obliege. Gastlichkeit und Zuvorkommenheit werden in Albanien in einer Weise geübt, die unerreicht dasteht. Jedem, der in den Bergen war, hebt auch Dr. Liebert mit Recht hervor, wurde die weitgehendste und selbstloseste Gastfreundschaft ohne jede Bitte als selbstverständlich gewährt: „So oft ich nach einer anstrengenden Wanderung im einsamen Gebirge in ein Haus oder eine Hirtenhütte eintrat, stets war man darauf bedacht, für mich zu sorgen; man gab mir vom Besten, was an Speise und Trank vorhanden war; man räumte mir den besten Lagerplatz ein; nie sah ich ein mürrisches Gesicht, immer umgab mich die freundlichste Bereitwilligkeit." Die Gastfreundschaft kann als die schönste Eigenschaft des nordalbanischen Volkscharakters — die Süd-

albaneſen kennen ſie in ſolcher Ausdehnung nicht — geprieſen werden, bemerkt Steinmetz, ſein begeiſtertes Urteil wie folgt begründend: Die albaneſiſche Gaſtfreundſchaft beſchränkt ſich nicht darauf, daß der Fremde überall bewirtet wird, daß eine Bezahlung als Beleidigung angeſehen würde, ſie geht noch viel weiter. „Sowie ich in einem Hauſe ein Stück Brot eſſe, eine Schale Kaffee oder auch nur ein Glas Waſſer trinke, werde ich ein ‚Freund' (Mik) des Hauſes, und wenn ich dann auf dem weiteren Wege, bevor ich in ein anderes Haus einkehre, beraubt oder gar getötet werde, ſo ruht die ganze Familie nicht eher, als bis ſie die Tat gerächt, das heißt, den Täter erſchoſſen hat. Und unerbittlicher wird in dieſem Falle der Täter verfolgt, als wenn er ein Mitglied der Familie ſelbſt umgebracht hätte. Bei der Ermordung des Vaters oder des Bruders gelingt es den bei den katholiſchen Hochländern wirkenden Miſſionären manchmal, eine Verſöhnung herbeizuführen und der Blutrache Einhalt zu tun, bei der Untat an einem „Freunde" aber niemals. Tritt der ſeltene Fall ein, daß ſich ein Haus für den innerhalb ſeiner Gemarkung getöteten Mik nicht einſetzt, ſo verfällt es der Blutrache der Familie des Ermordeten. Dieſer Umſtand erklärt es, daß ich, faſt immer nur von einem Manne begleitet, durch die rauheſten Stämme ungefährdet hindurchkam, denn ein etwaiger Angreifer, der mich hätte berauben oder töten wollen, wußte, daß er ſich dadurch der zäheſten Verfolgung ſeitens des Hauſes, in dem ich zuletzt geweſen, ausſetzte."

Für die Erbitterung, mit der die Albaneſen darauf achten, daß dem Gaſte dieſer Schutz auch wirklich zuteil werde, zeugt ein Vorfall, den Haſſert im Jahre 1898 in den Mitteilungen der Wiener Geographiſchen Geſellſchaft wie folgt erzählte: „Herr Ingenieur Ranatta in Skutari, in deſſen Familie wir täglich ein- und ausgingen, hatte einen albaneſiſchen Koch namens Frano,

einen älteren, treuherzigen, sprachgewandten Mann, der mich allabendlich nach Hause begleitete. Vor ungefähr zwanzig Jahren nun, als Frano noch in seinem Heimatsdorfe bei Puka lebte, wurde ein Landsmann, den er nachts zuvor bei sich aufgenommen hatte, unterwegs ermordet. Nach albanesischem Rechte war in diesem Falle der Wirt gehalten, das Verbrechen zu sühnen. Frano aber, der inzwischen im Auslande Dienst genommen hatte und erst kürzlich nach Skutari zurückgekommen war, unterließ es und fiel dadurch der Rache der Angehörigen des Ermordeten anheim. Da man ihm in der volkreichen Stadt nichts anhaben konnte, griff man zur List. Wenige Wochen nach unserer Abreise erhielt er die Nachricht, sein Sohn sei schwer erkrankt und wünsche, vor seinem Hinscheiden den Vater noch einmal zu sehen. Sofort machte sich der zu Tode Erschrockene auf den Weg. Aber plötzlich traten ihm zwei Männer entgegen, hielten ihm das Gewehr auf die Brust und bedeuteten ihm, er möge seine Seele Gott befehlen. Als der arme Frano sah, daß es für ihn keine Rettung mehr gab, nahm er seinen Fez ab, schlug als guter Katholik drei Kreuze und sank dann, von zwei Kugeln durchbohrt, tot zu Boden."

Damit der Schutz, den jedes Haus seinem Mik gewährt, auch recht wirksam sei, ist es notwendig, daß jeder Begegnende weiß, unter wessen Schutze man steht, denn nur in diesem Falle kann der Uebeltäter von dem Gastfreunde zur Rechenschaft gezogen werden. Vermag man ihm das nicht nachzuweisen, so geht er straflos aus. Um nun jedermann kund und zu wissen zu geben, unter wessen Fahne man marschiere, gibt es verschiedene Mittel. Man kann den Namen des Gastfreundes unterwegs fortwährend laut ausrufen. Oder bei Begegnungen ruft man auf sichere Entfernung hin dem Begegnenden den Namen des Hauses zu, unter dessen Schutz man steht. Oder bevor man zu einem Hause oder einem Dorfe



Der Vairaktar von Schkrelli.

kommt, ruft man ebenfalls von weitem schon den Namen des Schützenden aus. Hat der Angerufene den Namen verstanden und dies zu erkennen gegeben, so kann man sich ihm ruhig nähern, es sei denn, der Angerufene wolle erst recht dem genannten Hause seine Mißachtung dadurch zum Ausdruck bringen, daß er dessen „Freund" behelligt oder tötet.

In der Malcija, und speziell im Gebiete der Stämme von Puka, hält dem Gastfreunde zu Ehren sogar die Blutrache inne und ein Mörder kann allenthalben, sogar im Hause des Rächers selbst, die vollen Ehren der Gastfreundschaft genießen. Einen der Blutrache Verfallenen, einen Dschaksur, im Hause nicht aufnehmen oder nach erfolgter Aufnahme, wenn man ihn als Dschaksur erkannt hat, ihm die Türe weisen, wäre in Nordalbanien ein unerhörter Vorgang. Diese Feststellung wird sowohl von Steinmetz als von Baron Nopcza zu wiederholtenmalen gemacht. Letzterer erzählt zum Beleg eine Anzahl von eigenen Erlebnissen, von denen nachstehende auch hier wiedergegeben zu werden verdienen: Ein gewisser N. erfährt, daß ihn zwei Brüder verschiedener Vorfälle halber erschießen wollen. Um zu zeigen, daß er sich vor seinen Gegnern nicht fürchtet, geht er, von einem Freunde begleitet, in das Haus des Einen, um abends dort zu speisen, und darauf in das Haus des Anderen, um dort zu übernachten. Während seiner Anwesenheit in beiden feindlichen Häusern können ihm seine Gegner nichts anhaben, denn er ist ihr Gast und als solcher sakrosankt.

In Curaj sah Baron Nopcza, wie ein Rächer im Hause seines zukünftigen Opfers Kaffee trank, und der Hausherr P. war so freundlich, als ob zwischen ihm und seinem Gegner nie etwas vorgefallen wäre. Er lud ihn sogar ein, zum Abendessen zu verweilen, und doch war Blutrache zwischen beiden. —

Dieser hohen Auffassung von der Gastfreundschaft

und der Hausehre entsprechend, kann natürlich auch die Ermordung eines Gastfreundes nur durch einen Akt der Blutrache gesühnt werden. Als jemand in Belnischti in Merdita seinen Gastfreund ermordete, wurde er vom ganzen Dorfe, seinem eigenen Bruder an der Spitze, standgerichtlich erschossen. — —

* * *

Der reiche Jup von Brdeti gewährte uns eine nach albanesischen Verhältnissen geradezu fürstliche Gastfreundschaft. Als unsere Pferde versorgt waren, ließ er Decken und Matten vor das Haus bringen, auf daß wir uns vorerst draußen lagern möchten. Es war ein herrlicher Abend. Schnell, wie es gekommen, war das Gewitter vorübergezogen und der gefallene Regen hatte die ganze Natur außerordentlich erfrischt. Von dem hochgelegenen Platze vor der Kula Jups aus genoß man einen reizenden Ueberblick auf das fruchtbare Tal des Großen Fani. Mit vollendeter Grandezza kredenzte uns der Hausherr Kaffee und Zigaretten und lagerte sich dann bei uns zu lebhaftem Austausche über das Woher und Wohin. Noch bei sinkendem Tageslichte wurde eine kleine Schießübung absolviert, die in wenigen Minuten an dreißig waffenfähige Albanesen um uns versammelt hatte. Inzwischen aber ließ Jup ein Schaf schlachten und gab den Frauen seines Hauses Auftrag, uns ein reichliches Festmahl zu bereiten.

Wir aber hatten Muße, uns die feste K u l a unseres Gastgebers zu betrachten und uns über die Bauart und Einrichtung solcher durchaus zur Verteidigung eingerichteten albanesischer Wohnhäuser zu informieren. Massendörfer sind im albanesischen Hochlande insofern etwas ganz unbekanntes, als sich die zu einem Dorfe gehörigen Häuser gewöhnlich auf Schußdistanz von einander erheben oder doch wenigstens in der Mitte eines kleineren Grundstückes gelegen sind. Ist die Familie nur einigermaßen

wohlhabend, so wohnt sie in der massiv aus Stein gebauten turmartigen, meist zwei Stockwerke hohen „Kula“. Eine solche Kula enthält im Erdgeschoß gewöhnlich die Räumlichkeiten, in denen sich die Schlafräume der Frauen und Kinder der Familie befinden, wenn für dieselben nicht ein eigenes Nebengebäude reserviert ist. Der Eingang ist meist mehrere Meter vom Erdboden angebracht; eine kleinere Stiege oder auch nur eine Leiter, die man heraufziehen und dadurch jeden Zugang abschneiden kann, führt zu einer schmalen und niedrigen Tür hinauf. Im oberen Stockwerke unterscheidet man einen Vorraum, in dem gewöhnlich in großen, oft zierlich geschnitzten Truhen der Besitz der Familie an Kleidungsstücken, Wäsche und Waffen aufbewahrt wird. Auch die eigentliche Kochstelle befindet sich hier; hier sitzen und arbeiten die Frauen fast das ganze Jahr hindurch, soweit sie nicht mit der Feldarbeit beschäftigt sind. Durch diesen Vorraum gelangt man in die für die Männer und für die Gäste bestimmte große Halle, welche zu zwei Drittel den ganzen Flächeninhalt der meist in quadratischem oder langrechteckigem Grundriß gebauten Kula einnimmt. Das spärliche Tageslicht erhalten sowohl Vorraum als Halle durch Schießscharten, welche eine ausgiebige Verteidigung des Hauses nach allen Seiten hin ermöglichen. Fenster oder sonstige Oeffnungen außer den Schießscharten gibt es nicht; im Erdgeschoß fehlen sogar die Schießscharten. Zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit war die Kula unseres Hausherrn noch an drei Seiten mit erkerartigen Türmchen versehen, welche eine Bestreichung aller Fronten des ganz frei auf dem Bergplateau stehenden Hauses durch wohlgezieltes Gewehrfeuer ermöglichten. Daß eines dieser Ecktürmchen durch eine im Fußboden angebrachte schießschartenähnliche Oeffnung zu jenem Orte ausgestaltet war, den der würdige Pfarrherr von Kukli in seinem Pfarrhause mit einem selbstgefertigten Wasserspülapparat ver-

sehen hat, verdient der Kuriosität halber — verzeihe es mir, lieber Leser — jedenfalls auch erwähnt zu werden, wenn ich mich auch beim Anblicke dieser für den Fall einer Belagerung vielleicht sehr zweckmäßigen Einrichtung sehr lebhaft des Dichterwortes erinnerte: „Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit." Von irgendwelchem Mobiliar ist in der Halle keine Spur zu entdecken. Einige Nägel sind in die kahlen Wände eingeschlagen, die als Garderobenhalter und zum Aufhängen der Waffen dienen. An einer Querseite ist Farnkraut aufgeschüttet und mit einigen Fellen bedeckt — das ist die Lagerstätte der Männer; dem Eingange gegenüber ist die offene Feuerstelle angebracht, welche einem halb in die Mauer eingelassenen offenen Kamine gleicht. Eine Mauernische neben der Feuerstelle dient zur Aufbewahrung des Kaffeegeschirrs. Die Beleuchtung wird abends, abgesehen von der hellflackernden Flamme der Feuerstelle, durch Kienspahnstücke bewerkstelligt, die man auf einen Eisenrost oder auf aus der Wand hervorragende Steinpflöcke legt. Der Rauch von der Feuerstelle zieht durch eine Schießscharte ab; ein Kamin ist im ganzen Hause nicht vorhanden. Das Dach ist aus Steinfließen oder aus rotgebrannten Hohlziegeln gebildet; das Steindach wird jedoch bevorzugt, weil man nicht durchschießen kann. Die Maurerarbeiten besorgen in ganz Nordalbanien die Dibrioten, welche, wie etwa die Italiener bei uns, als geschickte Maurer bekannt sind.

An den ganz massiven Bau der eigentlichen Kula sind die Stallungen oder auch bei reichen Albanesen mit zahlreicher Familie die Räume für die Frauen und Kinder angebaut. Bemerkenswert ist, daß man vor jeder albanesischen Kula auf hoher Stange einen Pferdeschädel erblickt. Muß man da nicht unwillkürlich an die Schilderung des Tacitus von Deutschland und seinen Bewohnern denken? — —

* * *

Es war Nacht geworden und der Hausherr lud uns ein, zum Essen hinauf in die Halle zu kommen. An der Schwelle wurden wir nochmals mit wohlgesetzten Worten und kräftigem Händedruck „Willkommen" geheißen, und beim Betreten der Halle selber schickte sich der Hausherr an, uns die Schuhe zu lösen und die Füße zu waschen. Dann wies er uns die Plätze an; wir lagerten uns seitwärts der Feuerstelle gleich auf dem von Farnkraut und Fellen bereiteten Lager. Außer den Mitgliedern unserer Karawane hatte der Hausherr noch einige angesehene Nachbarn und sämtliche erwachsene Mitglieder seiner zahlreichen Familie in die Halle geladen.

Und nun begann der Festschmaus, einzig in seiner Art und mir unvergeßlich. Es wurde ein großer runder Tisch von mindestens 1·5 Meter Durchmesser hereingebracht und mitten zwischen uns niedergestellt. So ein albanesischer Tisch aber hat die Eigentümlichkeit, daß er nur 10 bis 15 Zentimeter hohe Füße besitzt, man also genötigt ist, sich mit übergeschlagenen Beinen nach türkischer Art an ihm zu placieren, wenn die zahlreiche Tischgesellschaft es nicht erlaubt, daß man sich nach altrömischer Sitte in seiner ganzen Länge neben ihm ausstrecke. Die Sache nahm also für uns, deren Körperteile und besonders deren unteren Extremitäten die „Ruhen der Glieder" genannten türkische Art zu sitzen durchaus nicht gewöhnt waren, einen nicht sehr begeisternden Anfang. Freund Wenng und ich hatten eine Zeitlang zu tun, bis wir uns gegenseitig durch liebevolle Unterstützung in eine einigermaßen erträgliche Lage gebracht hatten.

Jetzt erschien der Bruder des Hausherrn mit einer Wasserkanne und einer Schüssel bei jedem einzelnen der Tischgäste, auf das er sich die Hände wasche. Das war ja so weit ganz angenehm; weniger lustig war für uns im ersten Augenblick jeder Mangel eines Tuches zum Abtrocknen.

Der erste Gang wurde aufgetragen: eine große Schüssel mit tüchtigen Stücken Schafkäse; dazu Brot und Treberbranntwein. Jede Festivität bei den Malzoren, jedes Mahl bei ihnen, beginnt mit ausgiebigem Genuß dieses Schnapses, der erfreulicher- und glücklicherweise sich nicht durch großen Alkoholgehalt auszeichnet. Nach einer peinlich genau eingehaltenen Rangordnung trinkt zuerst der Hausherr den Gästen zu, worauf die Gäste dem Hausherrn und dann einander mit freundlichen Wünschen ihr Glas weihen. Beim ersten Glas kommt es zu folgendem, laut Steinmetz in der ganzen Malcija, soweit sie katholisch ist, stereotypen Dialog:

A: Kjoft levdue Jesu Kristi!	Gelobt sei Jesus Christus!
B: Džis mon e jets!	In Ewigkeit!
A: Per t'mir e me ner!	Zum Wohl und mit Ehr'!
B: Me ner kjoš!	Mit Ehr' möge es sein!
A: Mir se t'dženta!	Gut, daß ich dich fand!
B: Mir se t'pruni Zati!	Gut, daß der Herr dich brachte!
A: Per t'mir!	Zum Wohl!
B: Baft mir!	Wohl bekomms!

Bei den folgenden Gläsern wechselt A mit B nur den letzten Spruch, oder er wendet sich an einen Bekannten beispielsweise mit den Worten:

Falem Kal Delija!	Ich grüße dich, Kal Delija!

Worauf dieser antwortet:

Šum mat e t'baft mir!	Viele Jahre (lebe) und wohl bekomms!

Dieses gegenseitige Zutrinken mit Treberbranntwein wird mit großer Feierlichkeit und Würde gepflogen und nimmt geraume Zeit in Anspruch. Wenn auch das Essen selbst nur aus Brot und Käse besteht, so ist der Albanese mit der Mahlzeit vollkommen zufrieden; fehlt sogar bei einem üppigen Mahle diese Einleitung mit Raki in genügendem Quantum, dann heißt es, wie Baron Nopcza aus Erfahrung erzählt, sehr leicht: „das Essen war schlecht,

denn es war nicht einmal genug Raki zu haben". Der Gaſt aber würde ſich alle und jede Sympathie der Tiſchgenoſſen verſcherzen, könnte er bei dieſem gegenſeitigen Zutrinken nicht Beſcheid tun. Bevor der Hausherr übrigens den Gäſten ſeinen Raki zu reichen beginnt, ſchüttet er ein Glas in die Flammen der Feuerſtelle. Oft dauert das Rakitrinken eine Stunde, und es wird damit beendet, daß der vornehmſte Gaſt ſein Glas der Ehre ſämtlicher Anweſenden und dem wirtſchaftlichen Gedeihen und Wohlergehen des Hausherrn darbringt. Nach dieſem Wunſche macht das Glas noch einmal die Runde und dann verlangt man nach den Speiſen.

Alle zuſammen eſſen aus einer gemeinſamen Schüſſel; Teller für den einzelnen Tiſchgenoſſen ſind ebenſo unbekannt, wie Meſſer oder gar Gabeln. Man ißt mit den Fingern oder behilft ſich im Notfall mit den aus Buchsbaum geſchnittenen Löffeln. Die Etikette erfordert, daß man mit der rechten Hand in die gemeinſame Schüſſel greife. Der Hausherr nimmt abſeits des Tiſches Platz; er darf erſt ſpeiſen, wenn ſeine Gäſte geſättigt ſind. Ihm werden von den einzelnen Speiſen größere Portionen gebracht, die er nun an die Gäſte zur beſonderen Auszeichnung derſelben verteilt. Es iſt höchſt ehrenvoll für den Gaſt, wenn ihm der Hausherr die Speiſen ſchon ſo präpariert, daß er ſie ihm kunſtgerecht zuwerfen kann, worauf ſie unnachſichtlich verſchluckt werden müſſen, will man den Gaſtgeber nicht tödlich beleidigen. Nur wenn der alſo Beglückte einem im Range höher als er ſelber ſtehenden Gaſte die vom Hausherrn dedizierte Speiſe anbietet, iſt dies nicht nur keine Beleidigung, ſondern wieder eine Ehrung des Gaſtgebers. Daß Freund Wenng von dieſer Möglichkeit erfahren hatte und nun, pochend darauf, daß ich bei den Albaneſen als Führer unſerer Expedition galt, mir reichlich oft kunſtvoll präparierte Pilawknödel, rieſige Stücke Käſe und honigbedeckte heiße

Brotkuchen zuschob, wenn er diese Ehrengaben nicht mehr zu bewältigen vermochte, das habe ich ihm trotz aller Freundschaft lange nicht verzeihen können. Denn ein deutscher Magen ist an sich schon nicht besonders gut auf diese albanesisch-türkischen Delikatessen eingerichtet, und er goutiert sie umsoweniger, wenn das scharfblickende Auge erspähte, wie der gütige Hausherr zu solchen Ehrungen schritt, nachdem er vielleicht eben erst in seinen Pantalons eifrige Jagd auf mißliebige Lebewesen veranstaltet hatte.

Die Reihenfolge der Speisen bei diesem Festmahle aber war folgende: Nach den hors d'oeuvres, bestehend in Raki, Käse und Brot, wurde in riesiger Schüssel gedünstete und in Würfel geschnittene Schafleber, -Lunge und -Niere serviert, was mir der bekömmlichste Teil der ganzen Mahlzeit zu sein schien. Dann gab es in ebenso großer, gemeinsamer Schüssel „Matck", ein mit Wasser bereiteter Maismehlbrei, der mit siedendem Rahm übergossen wird. Hierauf äußerst schmackhaften Lammsbraten, den der Hausherr in großen Stücken herabschnitt und den Gästen über den Tisch hinüber graziös zuwarf. Der fünfte Gang bestand in einem dicken Pilaw, mit Hammelfett gekochten Reis, in den kleine Stücke Hammelfleisch hineingeschnitten waren. Der nächste Gang war eine ganz erlesene Ehrung für Freund Wenng und mich: jedem wurde ein glühend heißer, halber Schafsschädel gereicht, aus dem wir uns mit viel Mühe, Not und Pein das Hirn herauspraktizieren mußten. Der gute Geschmack dieser nur uns Beiden zugedachten Einlage wurde uns dadurch sehr beeinträchtigt, daß wir den heißen Schafskopf in der bloßen Hand zu halten und die Prozedur des Herausfischens ohne Messer und Gabel vornehmen mußten. Nun gab es als siebenten Gang gulaschartig in kleinen Stücken in einer Brühe gekochtes Schaffleisch,

das wieder mit dem Holzlöffel aus der gemeinsamen Schüssel bezogen werden konnte. Hiezu erhielten wir frischgebackenes Maisbrot, das ganz heiß auf den Tisch kam. Dieses Brot wird aus grobgeschrottenem Maismehl in einer fast zur Rotglut vorgewärmten flachen, runden irdenen Schüssel gebacken, die man mit einem eisernen, gewölbten Deckel zudeckt, auf welchen man Kohlenglut legt. In einigen Minuten ist das ungesäuerte Brot fertig und wird sofort auf den Tisch gebracht. Zum Schlusse gab es dann eine Schüssel voll gegohrener Milch und eine Schüssel mit Wasser verdünnter saurer Milch, damit sich jeder nach freier Wahl bediene.

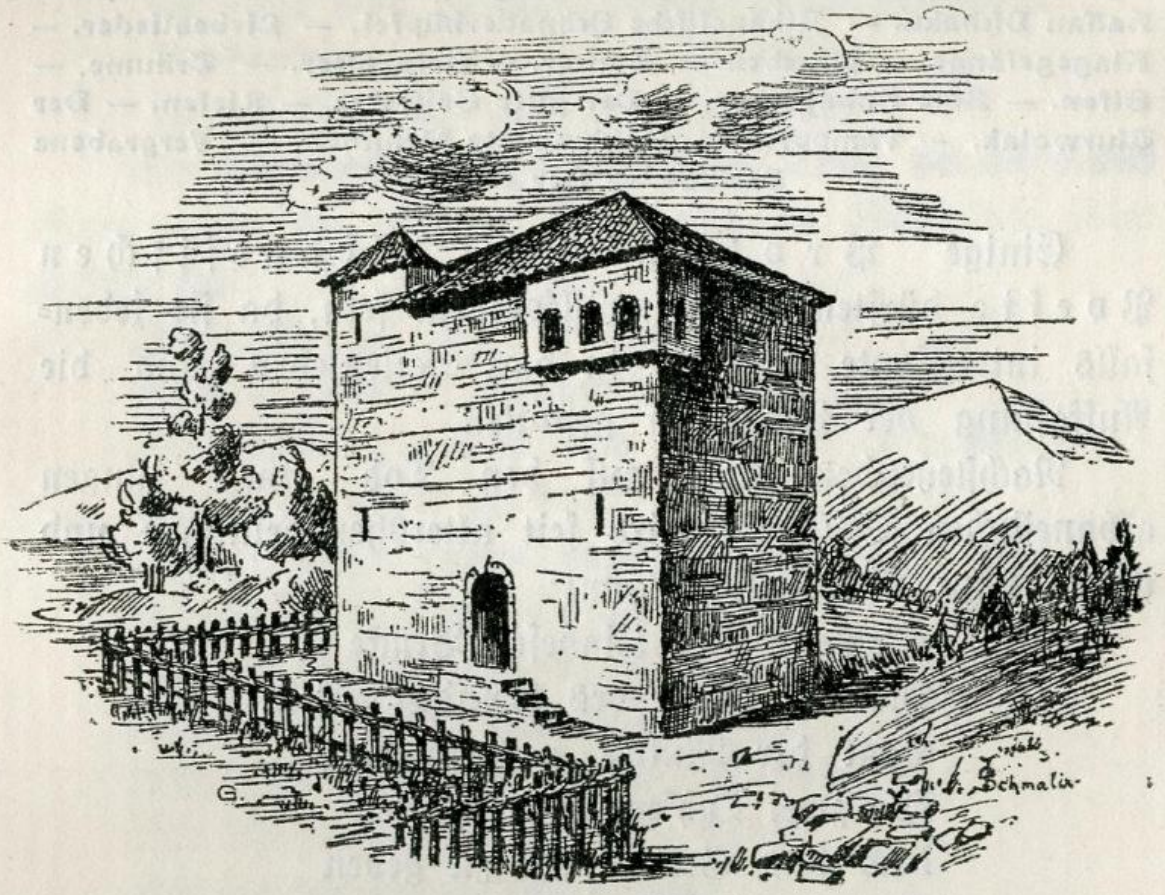
Man mag mir glauben: ich dankte Gott dem Herrn von ganzem Herzen, als diese Speisenfolge absolviert war, denn zu solchem Ueberfluß fortwährend genötigt zu werden, ist nicht gerade der größte Spaß, den ich mir denken kann. Daß ich aber nach absolvierter fettriefender Mahlzeit nochmals nach einem Glas Raki verlangte, verstieß zwar gegen alle Etikette, bereitete dem Hausherrn jedoch großes Vergnügen, weil er daraus schloß, es gefalle uns bei ihm ausgezeichnet und wir fühlten uns über alle Maßen wohl. Daß man in Albanien wie in der Türkei überhaupt bei Tisch besonders durch lebhaftes Schmatzen und lautes Rülpsen dem Hausherrn zu verstehen gibt, wie köstlich die Speisen munden, war Freund Wenng und mir zwar sehr wohlbekannt, aber, trotzdem wir unterwegs in stundenlangen Proben versucht hatten, uns auch diese Fertigkeit anzueignen, damit wir als wohlerzogene und gebildete Männer gelten möchten, gelang uns in dieser Beziehung keine befriedigende Leistung. Unser Dolmetsch sowohl als Afrid der Mohammedaner aus dem Tal von Tschereti wußten jedoch diesen bei den Fremden zutage tretenden Mangel an Lebensart durch eifrige Betätigung guter albanesischer Tischsitten reichlich wett zu machen. — — —

Wer genug gegessen hat, zieht sich etwas vom Tisch zurück und reibt sich an Rock oder Hose die anhaftenden Speisereste von den Fingern. Tut dies der Ehrengast des Hauses, so wird die Tafel sogleich aufgehoben; der Tisch wird hinausgetragen und abermals erscheint der Hausherr mit Wasserkrug und Schüssel bei jedem Gaste, damit er sich gründlich säubere: das Festmahl in Brdeti war beendet. Aber ich möchte doch noch ausdrücklich hervorheben, daß das Benehmen der Albanesen — abgesehen von den durch Sitte und Herkommen bedingten Eigentümlichkeiten — bei Tisch ein außerordentlich würdiges und gemessenes war. Niemand erhielt etwas zugeteilt, ohne zu danken; jeder war bemüht, uns mit größter Höflichkeit zu begegnen. Wirklich: die Art, in der in Albanien edle Gastfreundschaft gepflegt wird, ist geradezu rührend.

Nach dem Essen versorgte der Hausherr die Feuerstelle wieder mit frisch flackerndem Feuer und braute uns noch einmal vorzüglichen schwarzen Kaffee. Bemerkenswert ist, daß in Albanien die Frau alle Hausarbeit verrichten, alles kochen und schaffen muß: nur den Kaffee kocht der Mann. Jede andere häusliche Arbeit hält er für entwürdigend; den Kaffee zu kochen, ist das Vorrecht des Hausherrn. — —

Zu Kaffee und Zigaretten erhielten wir aber noch eine ganz außerordentliche Dreingabe: unser Gastgeber hatte einen albanesischen Heldensänger holen lassen, auf daß er uns durch Gesang und Musik ergötze. Die lebhafte Unterhaltung verstummte, sobald der Sänger auf seinem Instrument einige Akkorde anschlug. Tschefteli oder Tschimali genannt, hat das Musikinstrument der Albanesen viel Aehnlichkeit mit der in Bosnien oder Serbien landesüblichen Gusla. Zwei Saiten sind über einen selbstgeschnitzten Resonanzboden gespannt; das ganze Instrument ist vielleicht 60 Zenti-

meter lang und wird gespielt wie die freilich an Saiten reichere Mandoline. Dem eintönigen, nur zumeist am Schlusse des Liedes zu hohem Pathos anschwellenden Rhythmus der albanesischen Lieder lauschten sämtliche Anwesenden mit großem Wohlgefallen, ja mit Begeisterung, nach jedem Liede durch beifälliges Gemurmel dem Sänger dankend und ihn zu neuen Zugaben ermunternd.



Albanesische Kula.

Lieder, Märchen, Aberglauben.

Lied auf den Tod eines jungen Söldners. — Totenklage um Derwen Aga. — Von Räubern erſchoſſen. — Feige ermordet. — Der tapfere Haſſan Dſchaku. — Albaneſiſche Schnaderhüpfel. — Liebeslieder. — Klagegeſänge. — Märchen. — Geiſter. — Geſpenſter. — Träume. — Elfen. — Böſe Hausgeiſter. — Der gute Geiſt Ore. — Rieſen. — Der Wurwolak, — Vampyre. — Geſchwänzte Menſchen. — Vergrabene Schätze. — Der Teufel.

Einige Proben der albaneſiſchen Poeſie dürften nicht unwillkommen ſein, da ſie jedenfalls intereſſante Einblicke in das Seelenleben und die Auffaſſung der Albaneſen geſtatten.

Nachſtehendes Lied auf den Tod eines jungen albaneſiſchen Söldners wird ſeit altersher geſungen und iſt in ganz Albanien bekannt:

„Jenſeits von Kjabeſes Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
Die zwei Ochſen zu verwerten
Und das Geld dafür zu geben
Meiner Liebſten, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet
Sagt, ich hätte mich vermählet;
Wenn ſie fragt, wer meine Luſt,
Sprecht: drei Kugeln in der Bruſt,
Sechs in meine Arm' und Beine;
Fragt ſie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,

Sagt: die Krähen und die Raben
Kommen als Verwandte, haben
Alles freſſend fortgenommen."

Auf einen Derven Aga, der vor dem Feinde fiel, wird folgendes Lied geſungen:

„O wehe, o Derven Aga!
Dir hinterblieben deine Tapferen wie tot.
Es fragt das Schwert, welches aufgehängt iſt:
Wo iſt mein Herr, daß er mich ziehe?
Es ſchreit der Hengſt in dem Stalle,
Er ſagt: was iſt aus meinem Herrn geworden?
Er komme zu mir und ſattle mich,
Er beſteige mich und reite ſpazieren."

Ein berühmter Krieger, Selman Toto, der auf einem Zuge gegen die Räuber fiel, wird im Liede wie folgt verherrlicht:

„Was gibt es dort, ihr Frauen?
Selman Toto iſt erſchoſſen worden.
Wie ward er getötet und wo ward er getötet?
In dem großen Kampfe.
Klaget Berge, klaget Frauen,
Selman Toto Ruſcha ward getötet.
O Selman und Selicha:
Mit zwölf Paar Gürtelſchlöſſern
Von dem Felſen ſtürzte ſie ſich und fiel,
Wie die Schweſter für den Bruder,
Als ſie Selmans Tod erfuhr;
In tauſend Stücke zerſchmetterte ſie den Krug.
Du betrübteſt die Würdenträger,
Die drei Paſchas,
Denn dich beweinet der Vezier ſelber.
Der dich hielt wie ſeinen dritten Sohn,
O, ich Bruderverwaiſte."

Aus dem Schlußſatze ergibt ſich, daß die Dichterin dieſes Liedes die Schweſter Selmans war.

Den feige erschossenen Murtisa Aga besingt der Albanese in nachstehendem Liede:

„Himmelskrachen,
Bergesdonner;
Es wankten die Häuser
Und prasselten die Dächer;
Es saß drinnen auf der Galerie
Der Aga und schmauchte Tabak,
Hingestreckt auf die Decke.
Aga, während du Kaffee trankst,
Gaben sie eine Salve auf dich.
Es erhob sich ein Hund und Hundessohn
Und erschoß den Aga des Ortes,
Den Murtisa Aga.
O Edelster und Vater!"

Hassan Dschaku, der Tapfere, aber wird gepriesen:

„Hassan Dschaku, Schwertgestalt,
Du fingst Sklaven und Sklavinnen,
Ließest die Mutter kinderlos zurück.
Wenn du in eine Verschanzung sprangst,
Kamst du mit einem Kopfe in der Hand zurück.
Es fragte der Vezier: Wer nahm ihn?
Jener Jüngling, der kein Halten hat,
Hassan Dschaku, der Strahlende.
Als du über den Markt gingest,
Erschoß dich die ungarische Flinte.
Zum Gefolgsmann hatte dich Dschellja Pitsari,
Uebergossen mit Perlen.
Herzenssohn!"

Die Albanesen kennen aber nicht nur Helden- und Kriegslieder, sondern auch Liebeslieder mit oft sehr stark erotischem Einschlag. Sehr beliebt ist der Wechselgesang, und Hahn, dessen Sammlung albanesischer Lieder diese Proben entnommen sind, meint, Schnaderhüpfeln höre

man in Albanien noch häufiger als in den süddeutschen Hochlanden.

Schrecklich verliebt scheint der Albanesenjüngling zu sein, welcher seinem bittern Weh im folgendem Liede Ausdruck gibt:

„Mich ergriff Sehnsucht nach Hause
Einzig wegen eines Menschen,
Den sie Lene nennen,
Fuß und Hand geschmückt.
Komm, lieb Lenchen, sogleich heraus,
Komm für mich, den Aermsten.
Ich werde fortgehen in die Welt,
Werde die Haare wie die Franken wachsen lassen
Und, wenn ich zurückkomme, ganzen wie ein Hund."

Mit dem ihr wahrscheinlich ohne ihr Wissen angetrauten Gatten scheint die Albanesenjungfrau durchaus nicht zufrieden zu sein, welche singt:

„O Aermste ich, die ich kein Glück habe,
O Aermste, die ich kein Glück habe!
Ich werde die Fenstergitter auf die Straße werfen,
O Aermste, die ich kein Glück habe!
Denn sie gaben mir einen alten Mann.
O Aermste, die ich kein Glück habe!
Ein Mann, wie ein Säugling, um mir den Busen zu reiben,
O Aermste, die ich kein Glück habe!
Einen Mann, wie ein Krümmchen, so groß wie meine Brust,
O Aermste, die ich kein Glück habe!"

Auf der Freite, vielleicht gar beim „Fensterln", scheint der Sänger erwischt worden zu sein, welcher klagt:

„Sie lassen mich nicht, liebe Mutter, sie lassen mich nicht,
Den Felsen von Goritza haben sie mir besetzt.
Sie haben mich ergriffen und haben mich erwartet;

An der Seite bin ich verwundet,
Denn wie bin ich verwundet unter der Schulter,
Wegen eines Auges und einer Braue,
Wie bin ich geschlagen und verwundet!
Und ich glaube nicht, daß ich davon komme!"

Beim Hinscheiden eines Angehörigen der Familie wird von den Mädchen und Weibern der Klagegesang angestimmt. Die Stimme eines der Klageweiber beginnt und klagt mit langgezogenem Tone, immer auf derselben Note bleibend, ihren Schmerz in gebundener oder ungebundener Rede, z. B.:

„O du mein einziges Kind, warum hast du uns verlassen?"

Hierauf geht der Ton in die höhere Quart oder Quint über und beginnt ein Distichon in gebundener Rede, in welches auf ein Zeichen mit der Hand der Chor der übrigen Frauen an entsprechender Stelle einfällt, nach dessen Beendigung wieder die Solostimme, in den früheren Ton zurückfallend, fortklagt:

„Dein Vater, der in der Fremde ist, wird zurückkehren."

Hierauf folgt wieder der Chor des früheren Distichons und dann wieder der Klageruf etwa:

„Er wird nach dir fragen und dich nicht finden" u. s. w.

Nach mehreren solchen Abwechslungen, wobei oft der Erlebnisse des Verstorbenen gedacht wird, unterbricht eine der Frauen durch ein Zeichen mit der Hand die Klagende und übernimmt die Solostimme, wobei sie gewöhnlich auch das Distichon des Chorgesanges wechselt, mitunter auch neue Distiche erfindet.

Nachstehend eine Probe eines solchen Klagegesanges zum Andenken einer verstorbenen jungen Frau:

„Schöne goldene Gerte — Wie die Frauen der Stadt.



Malsoren-Mädchen aus Schlaku.

O! Schöne von Geſicht — Wie das Steinhuhn auf der Spitze des Felſens.
O! Du Schnelle wie ein Weberſchiffchen — Wo wirſt du dein Leben zubringen?
Steinhuhn auf dem roten Felſen, — Brautſchatz zurückgelaſſen in der Truhe.
Wo wirſt du den Sommer zubringen — Geſchieden von deinem Eheherrn?
O! ſchöne leichte Rebe — du warſt eine Braut mit Züchtigkeit.
O! Du Aufgeſchoſſene wie der Grashalm — Und geläutert wie das Gold.
Freudenloſe, die du dich nie gefreut — Die du dein Leben nicht vollbracht haſt."

Ueber den Tod des Neuvermählten, der in der Brautnacht erſchoſſen wurde, klagt die Braut in einem alten und ſehr verbreiteten Liede:

„In dieſer Nacht des Brautlagers
Traf dich das Korn der Flinte
In die Treſſen der Weſte.
Es klagt die ganze Verwandtſchaft,
Denn ihr beklagt euren Verwandten.
Ich bin ein fremdes Weſen.
Geſtern kam ich, heute gehe ich,
Geſtern mit Flittern geſchmückt,
Heute mit aufgelöſten Haaren."

* * *

Außer dem Liede iſt bei den Albaneſen als Produkt ſchaffender Poeſie nur noch das Märchen anzutreffen. Alles, was bei den Kulturvölkern die ſchöne oder gelehrte oder hiſtoriſche Literatur ausmacht, fehlte bis vor wenigen Jahren den Albaneſen vollſtändig. Natürlich iſt nur der von mir ſchon beſprochene Mangel einer Schriftſprache hieran ſchuld. „Wenn

ein Volk," so schrieb im Jahre 1881 Georg von Gyurkowics sehr zutreffend, „das mehr als zweitausend Jahre dieselben Wohnsitze einnimmt, es noch immer zu keinem Alphabet gebracht hat, dann muß es in seiner geistigen Tätigkeit einem Menschen gleichen, der kein Gedächtnis hat. Jede Ueberlieferung, ob Mythus oder Geschichte, ob Lied oder Erzählung, muß endlich verloren gehen, wenn das Mittel fehlt, dem Erinnerungsvermögen des Volkes durch eine schriftliche Aufzeichnung nachzuhelfen."

In diesem Zustande befinden sich ungefähr die heutigen Albanesen. Sie kennen keine alten Göttersagen; sie wissen nichts davon zu erzählen, wer sie aus dem Süden an die Gestade der Adria geführt, wer sie dort gegen Römer, Goten, Bulgaren und Osmanen im Laufe der letzten zwei Jahrtausende verteidigt hat; ja selbst das alltägliche Lied mit dem heiteren oder traurigen Sang pflanzt sich nur mit Mühe vom Großvater bis höchstens auf den Enkel fort. Und was von der Tätigkeit der nationalen Phantasie über die Gegenwart hinausgeht, verändert bei der Ueberlieferung unausgesetzt seine Formen, so daß, was sich zu Anfang dieses Jahrhunderts tatsächlich zugetragen, in diesem Augenblicke bereits legendenhafte Formen angenommen hat. Nach alldem ist es ganz begreiflich, daß es im Gegensatze zu allen anderen Völkern des Kontinents kein albanesisches Nationalepos gibt, wenngleich es an Anhaltspunkten dazu in der Geschichte dieses kriegerischen Volkes nicht fehlen würde. Die prähistorische und hellenische Zeit, dann jene Alexander des Großen, Julius Cäsars, der Völkerwanderung, die Glanzperiode Skanderbegs und die Paschazeiten der drei letzten Jahrhunderte, das alles hat keine bleibenden Spuren in der poetischen Phantasie der Arnauten zurückgelassen. Wenn sich nicht ein Franziskanermönch als Biograph Skanderbegs gefunden, wenn nicht die nach Calabrien ausgewanderten Albanesen das An-

denken dieſes Mannes in einem ſpäter von de Rada geſammelten Gedichte bewahrt hätten, die Welt wüßte heute ebenſowenig wie die Arnauten ſelbſt von dieſem dramatiſch angelegten Meteor. Sieht man von der Tätigkeit der Phantaſie ab, ſoweit dazu Bibel und Koran Veranlaſſung geben, ſo beſchränkt ſich die Poeſie der Albaneſen vorerſt auf jene Gebiete, die ſonſt dem Aberglauben gewidmet ſind.

Mythus und Legende treten in Albanien verhältnismäßig ſelten auf und dann immer mit durchaus lokalen, an die Scholle gebundenen Anhaltspunkten, deren Quelle kaum einige Jahrhunderte weit zurückreicht, ſehr oft aber auch jedes hiſtoriſchen Untergrundes entbehrt. Felsformen, Höhlen, Ruinen, Klöſter und Burgen werden oft mit irgendwie benannten Perſönlichkeiten und mit meiſt durchaus erfundenen Ereigniſſen in Verbindung gebracht, was wohl vermuten läßt, daß auch dieſe lokalen Sagen, nicht minder als die Geſchichte, der Vergeſſenheit und fortwährender Neubildung unterliegen.

Weit beſtimmtere und mannigfaltigere Formen nimmt dagegen das albaneſiſche M ä r c h e n an, daß ſich von den Müttern und Großmüttern auf groß und klein vererbt. Dies mag daher kommen, weil das Märchen als die erſte, praktiſche Form der geſchürzten und gelöſten Erzählung dem primitiven Kulturzuſtande des albaneſiſchen Volkes entſpricht und nicht über den Bereich und das Bedürfnis der ſtill ſeßhaften Frauen- und Kinderwelt hinausgeht. Daß ſich das albaneſiſche Märchen mit ſeiner ſtereotypen und originalen Einbegleitungsformel: „Es war und es war nicht“ unter allen Produkten der nationalen Phantaſie am wenigſten verändert hat, beweiſt einerſeits ſein von jeder tatſächlich hiſtoriſchen Zutat freier Charakter und anderſeits die Natur der ſittlichen Probleme, welche die albaneſiſchen Märchen mit denen der übrigen indogermaniſchen Völker gemein haben.

So begegnet man den Märchen vom Aſchenbrödel und Schneewittchen, von Allerleirauh und vom Zauberſpiegel, von den Elfen in Berührung mit Mann, Weib und Kind, vom Hans Däumling und Blaubart auch bei den Albaneſen — und wenn ſelbſt die lokale Zutat eine andere iſt als beim griechiſchen oder deutſchen Märchen, ſo iſt doch der weſentliche Inhalt mit der ſtammverwandten Fabel ſehr leicht in Uebereinſtimmung zu bringen. Nebenbei fehlt es nicht an Tierfabeln, an Märchen, die aus dem Türkiſchen oder Griechiſchen ſinngetreu übertragen wurden, aber auch nicht an Märchen von ausgeſprochen lokalem und nationalem Gepräge mit all den Ausdrücken der Wildheit und Urwüchſigkeit, welche das albaneſiſche Leben überhaupt charakteriſieren. Es mögen hier von den letzteren nur einige Märchentitel ihre Anführung finden, aus denen ſich auf den Inhalt ungefähr ſchließen läßt. So gibt es ein Märchen, „Das Mädchen, das Roſen lacht und Perlen weint“; eines „Hänschen, dem ein Mohr in den Mund ſpeit“; dann eines mit dem Titel „Das Mädchen im Krieg“, welches in folgendem wegen ſeines charakteriſtiſchen Details ſeinen Platz finden möge. Es beginnt, wie jedes albaneſiſche Märchen, mit den ſinnigen Worten: „Es war und es war nicht“ und dann heißt es weiter:

„Es war einmal ein König, der drei Töchter hatte und eines Tages aufgeboten wurde, in den Krieg zu ziehen. Da er aber ſchon alt und ſchwächlich war, ſo betrübte ihn das ſehr, und er ſaß tagelang, um darüber nachzuſinnen, was er tun ſollte. Da kam ſeine älteſte Tochter zu ihm und fragte: „Was haſt du, Herr, daß du heute ſo traurig biſt?“ — „Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege.“ — „Mein lieber Vater, ich muß es wiſſen und gehe nicht eher von der Stelle, als bis du es mir ſagſt.“ — „Was ſoll ich dir ſagen, mein armes Mädchen? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und

ich bin zu alt, um mitzugehen." — „O weh, ich glaubte, du zerbrächeſt dir den Kopf, wie du mich endlich unter die Haube bringen könnteſt," rief das Mädchen trotzig und verließ den Vater.

Darauf kam die zweite und ſprach: „Was iſt dir, Väterchen, daß du ſo traurig biſt?" — „Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege." — „Nein, nein, du mußt es mir ſagen, ich will es wiſſen." — „Ich ſage es dir nicht, denn ſonſt antworteſt du mir ſo wie die andere." — „Nein, das tue ich gewiß nicht!" — „Nun, ſo höre, mein Kind! Man bietet mich zum Kriege und ich bin zu alt dazu und kann nicht mitgehen." — „O, Unheil! Ich glaubte, du zerbrächeſt dir den Kopf, wie du mich unter die Haube bringen könnteſt!" rief das Mädchen und ging ſeiner Wege.

Darauf kam die jüngſte und fragte: „Was iſt dir, Vater, daß du ſo traurig biſt?" — „Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege; denn ſonſt antworteſt du mir wie die zwei anderen." — „Nein, nein, das tue ich gewiß nicht; ſage es mir, ich beſchwöre dich!" — „Alſo, mein Töchterchen, du willſt wiſſen, warum ich ſo traurig bin? Man hat mich zum Kriege aufgeboten und ich bin alt und kann nicht mitziehen." — „Und das kümmert dich ſo ſehr? Weißt du was? Laß mir ſchöne Manneskleider machen, gib mir ein gutes Pferd, und ich will ſtatt deiner in den Krieg ziehen." — „Ach, geh doch, du biſt ein Mädchen und willſt in den Krieg ziehen!" — „Das laß dich nicht kümmern! Ich will nicht bloß hinziehen, ſondern auch ſiegen." — „Nun denn, in Gottes Namen!" ſagte der König, ließ ihr dann Manneskleider machen und gab ihr ein gutes Pferd. Das Mädchen zog in den Krieg und überwand die Feinde.

Bei dieſem Feldzuge war auch ein Prinz aus einem anderen Königreiche. Und als ſie zuſammen nach Hauſe zogen, kehrten ſie in dem Schloſſe dieſes Prinzen ein,

und da kam es ihm vor, als ob sein Gast kein Mann wäre. Er ging also zu seiner Mutter und sprach: „Ich glaube, das ist ein Mädchen, Mutter.“ Die wunderte sich sehr über diese Rede und sagte: „Wie kann ein Mädchen in den Krieg ziehen?“ Er aber blieb bei seiner Meinung; doch um ins Klare zu kommen, riet ihm die Mutter: „Führe sie in den Wald und schlafe neben ihr auf dem Grase, und wenn du beim Aufstehen siehst, daß der Platz, wo du gelegen, frischer ist, dann ist es ein Mädchen. Ist es aber nicht der Fall, dann ist es ein Mann.“

Da gingen sie zusammen in den Wald und schliefen auf dem Grase. Als aber der Prinz eingeschlafen war, da schlich sich das Mädchen weg und schlief an einer anderen Stelle und kehrte erst kurz vor Tagesanbruch an seinen Platz zurück. Als sie aufgestanden waren, untersuchte der Prinz die Plätze und sah, daß der, wo die Prinzessin gelegen, grüner war als der seinige. Und bei seiner Rückkehr gestand er dies seiner Mutter und diese erwiderte: „Hab ich dir's nicht gesagt, daß es ein Mann sei!“ Er aber blieb bei seiner Meinung.

Als nun das Mädchen Abschied nahm, um in sein Reich zurückzukehren, und aus der Stadt herausgeritten war, da rief es: „Ein Mädchen im Kriege! Als Mädchen bin ich in den Krieg gezogen, zur Schande des Esels vom König.“ Als das der Prinz hörte, sagte er zu seiner Mutter: „Siehst du, Mutter, daß ich Recht hatte und daß es ein Mädchen war! Aber ich will hinziehen in ihr Reich und sie zur Frau nehmen.“

Der Prinz zog also alte Kleider an, kaufte sich eine Anzahl Spindeln, Kunkeln und Halsbänder, ging nach der Stadt der Prinzessin und bot seine Waren feil, indem er schrie: „Spindeln, Kunkeln, Halsbänder für den goldenen Zahn!“ — denn er wußte, daß die Prinzessin einen Zahn verloren und dafür einen goldenen eingesetzt

hatte. Als das die Mägde der Prinzessin hörten, sprachen sie zu ihr: „Hörst du nicht, Herrin, was dieser Lumpe ruft?“

„Laßt ihn schreien!“ antwortete diese. — „Wollen wir denn nichts von ihm kaufen?“ — „Kauft, was ihr wollt!“

Als sie nun den Krämer heraufgerufen, fragte ihn die Prinzessin: „Wie viel Taler er für ein Halsband verlange?“ Der aber antwortete: „Ich verlange kein Geld, sondern ein Maß voll Erbsen!“ Als das die Mägde hörten, lachten sie laut. Die Prinzessin aber befahl, ihm die Erbsen zu geben. Und wie er sie nun in den Sack schütten wollte, ließ er sie auf die Erde fallen und setzte sich dann hin, um sie Stück für Stück aufzulesen, bis es Nacht wurde. Da sprachen die Mägde: „Warum hast du uns nicht um ein anderes Maß voll Erbsen gebeten, statt hier zu sitzen und die aufzulesen?“ — „Nein, das geht nicht,“ sagte dieser, „denn es ist mein erster Handel. Statt dessen aber bitte ich euch, mir ein Kämmerchen zu zeigen, wo ich die Nacht schlafen kann.“

Die Mägde gingen zur Prinzessin und erhielten von ihr die Erlaubnis dazu. Da legte sich der Prinz auf die Lauer und entdeckte so den Ort, wo die Schlüssel lagen, mit denen die Prinzessin eingesperrt wurde.

Und in der Nacht nahm er die Schlüssel, öffnete das Schlafgemach, warf ein Schlafkraut über die Prinzessin, das er deshalb bei sich führte, nahm sie auf die Schultern und trug sie in seine Heimat.

Als die Prinzessin erwachte, fand sie sich an einem fremden Orte und sprach drei Jahre lang gar nichts. Da verlor die Mutter des Prinzen endlich die Geduld und sagte: „Du bist wirklich ein Narr, daß du so einen weiten Weg gemacht und so viel ausgestanden hast, um dir eine stumme Frau zu holen! Werde doch endlich

klug; laß sie sitzen und nimm dir eine andere." Sie stellten also eine große Hochzeit an und als es zur Trauung des neuen Brautpaares ging und alle Gäste Kerzen hielten, gaben sie der Stummen auch eine, und wie die Feier zu Ende war, warf sie die Kerze nicht weg, gleich den anderen, sondern behielt sie in der Hand und alle Welt sagte zu ihr: „Du verbrennst deine Hand, Stumme!" Sie aber tat, als hörte sie es nicht. Da kam der Bräutigam selbst und sagte zu ihr: „Stumme, du verbrennst dir die Hand!" Sie aber tat, als hörte sie es nicht. Darauf sprach der Bräutigam: „Laßt auch die Braut ihr zureden." Und die Braut sprach: „Stumme, du verbrennst dir die Hand!" Da rief diese plötzlich: „Stumm sollst du selbst werden, und dahin gehen, wo du hergekommen bist! Ich habe zum Prinzen ein Wort gesprochen und bin deswegen drei Jahre stumm gewesen und du, Braut, hast noch die Krone auf und schilst mich eine Stumme?" Als der Prinz hörte, daß die Stumme wieder sprach, da verstieß er die neue Braut und nahm die alte und lebte mit ihr glücklich und in Freuden noch viele, viele Jahre lang." ....

* * *

Es kann nicht verwundern, daß Geister, Gespenster, Träume und Schätze in der Phantasie des Albanesen eine sehr große Rolle spielen.

Der Albanese kennt Elfen, welche er „Die Glücklichen" oder „Die Bräute des Berges" nennt. Diese sind von großer Schönheit, meist in der Größe zwölfjähriger Kinder, weiß und duftig gekleidet. Die Elfen wohnen in den Bergen, aber des Nachts kommen sie zu den Wohnungen der Menschen und holen sich schöne Knaben, seltener auch Mädchen, zum Tanze. Schwätzt der Knabe sein Verhältnis aus, so wird er von den Elfen erwürgt. Die Elfen nehmen auch kleine Kinder aus den Wiegen,

ſpielen mit ihnen auf den Dächern und bringen ſie unverſehrt zurück. Doch wirkt der Umgang mit Elfen ſtets nachteilig auf die Begünſtigten; ſie zehren ab oder fallen in Trübſinn und ſterben bald. Die Elfen nehmen es ſehr übel, wenn man ſie in ihren unſichtbaren Gelagen ſtört und den Platz betritt, den ſie dazu auserſehen haben. Wer ſie ſtört, erhält einen Schlag, an deſſen Folgen er erkrankt; es heißt von ihm: er wurde von einem Schlage getroffen. Doch rühren ſolche Behexungen nicht immer nur von den Elfen her; es gibt auch einen „böſen Schatten", welcher dem Menſchen, der ihn trifft, meiſt großen Schaden, ja ſogar den Tod bringt.

Ein ſehr böſer Hausgeiſt wird als kleine dicke Schlange mit buntſchillernder Haut gedacht, welche in der Hausmauer wohnt und ihren Schlupfwinkel nur ſehr ſelten verläßt; wird ſie aber dann doch von einem Hausgenoſſen erblickt, ſo begrüßt er ſie mit großer Ehrfurcht und überhäuft ſie mit Segenswünſchen. Freudige und traurige Ereigniſſe des Hauſes kündet ſie durch ein ſchwaches Pfeifen an und bei jedem kleinen Geräuſche unbekannter Urſache ſagen die Frauen: „Das iſt die Wittore." Stirbt in einem Hauſe der ganze Mannesſtamm aus, ſo verläßt die Wittore dasſelbe für immer.

Der gute Geiſt Ore geht beſtändig im Lande umher und achtet auf die Segnungen und Verwünſchungen, um alle, welche ſie hört, auf der Stelle zu erfüllen. Daher ſchließen die Bettler in Mittelalbanien ihren Dankſpruch für erhaltene Gaben mit den Worten: „Möge die Ore vorübergehen und es geſchehen."

Die Mauthia iſt eine in Gold gekleidete Fee, welche einen mit Edelſteinen beſetzten Fez trägt. Wer ihr dieſen rauben kann, iſt glücklich bis an ſein Lebensende.

Ungeheuere Rieſen gibt es, die im Innern der Erde wohnen und nie an das Tageslicht kommen. Sie müſſen die Keſſel heizen, in denen das Waſſer der in der

Nachbarschaft von Elbassan zutage kommenden heißen Quellen gesotten wird.

Der Glaube an umgehende Verstorbene ist allgemein verbreitet. An einigen Orten glaubt man, daß jede Leiche, über die eine Katze oder sonst ein Tier gesprungen sei, zum Wurwolak wird, Eine solche Leiche unterliegt nicht der Verwesung; über ihrem Grabe zeigt sich allnächtlich ein Lichtschimmer. Nach 40 Tagen erhebt sie sich und „geht um", stellt allerlei Unheil im eigenen oder in verwandten Häusern an, schläft sogar mit der hinterlassenen Frau. Mitunter geschieht es heute noch, daß solche Leichen in der Nacht vom Freitag auf den Samstag, in welcher Nacht der Wurwolak gewiß in seinem Grabe ruht, ausgegraben und verbrannt werden. Ein Christ kann nach dem Glauben der christlichen Geen nicht zum Gespenst werden; die Tosken erkennen jedoch ein solches Vorrecht der Religion nicht an. Vampyre, das sind Gespenster, welche Leichen verzehren, kommen bei den Albanesen selten vor.

Es gibt auch geschwänzte Menschen, und zwar in zwei Sorten, solche mit Ziegenschwänzen und solche mit Pferdeschwänzen. Die damit bescherten sind sehr starke und besonders kräftig und untersetzt gebaute Menschen, welche als ganz außerordentliche Fußgänger ausgezeichnet sind. Vor wenigen Jahren, so erzählte man dem ersten Erforscher Albaniens, Hahn, starb ein solcher, der an einem Tage fabelhafte Strecken zurücklegte. Bei gewissen Geschäften mußte er den Schwanz in die Hand nehmen, um ihn nicht zu beschmutzen.

Unter jedem cyklopischen Mauerrest vermutet der Albanese Schätze verborgen. Diese Schätze sind von feuerspeienden Flügelschlangen mit menschlichen Gesichtern bewacht. Nur am Samstag verlassen die Wächter den Schatz, nur am Samstag kann man also denselben heben. Das ist jedoch nur mit denselben Bannformeln möglich, unter

denen der Schatz vergraben wurde. Häufig bringen auch die Wächter die Schätze zutage, um sie zu sonnen und vor Rost und Schimmel zu bewahren. Vermag man bei solcher Gelegenheit den Wächter wegzulocken, so kann man sich den Schatz aneignen. Doch darf man nicht davon plaudern, sonst werden die Münzen zu Kohlen oder der Finder stirbt bald darauf.

Auf Traumdeutung verstehen sich besonders die Weiber; in der Regel wird Trauriges als freudige und Freudiges als traurige Prophezeiung gedeutet. Der Glaube an Träume ist sehr festgewurzelt. Nur um Weihnachten braucht man den Träumen keinen Glauben zu schenken.

Der Teufel liegt an einer ungeheueren Kette angeschmiedet, welche an einem Felsen befestigt ist. Er nagt das ganze Jahr an derselben und am Ostersamstag hängt sie kaum noch mit einem dünnen Bohnenblättchen aneinander. Am Morgen des Ostersonntages erscheint jedoch der Heiland und fesselt den neunmalgeschwänzten Teufel an eine neue Kette. — — —

* * *

Bis gegen Mitternacht sang unser Sänger rührende Lieder von Albanesen-Liebe und Albanesen-Leid. Dann aber kam das Sandmännlein und zog uns die Augenlider herunter. — — —

Wo wir gesessen, legten wir uns zur Nachtruhe nieder; alle Männer des Hauses und alle Gäste schliefen in der Halle der Kula.

Über die Tschaffa Malit.

Albanesisches Nachtlager. — Das Tal der Überdiebe. — Im Verdacht des Mädchenraubes. — Unsere Begleitung von Stamm zu Stamm. — Auf „des Teufels Straße". — Die Bessa. — Im Urwald. — Holzindustrie in Albanien. — Erz- und Kohlenlager. — Seesalzwerke.

Schliefen — nein, wir hatten versucht zu schlafen. Um 12 Uhr hatten wir uns niedergelegt, todmüde, und waren gleich in tiefen Schlaf gesunken. Um 1 Uhr jedoch trieben mich die in wohlgeordneten Heerlagern anrückenden Scharen blutdürstiger Raubtiere vom Lager auf: Freund Wenng saß bereits jagend, und nicht gerade Loblieder auf die Reinlichkeit albanesischer „Ritterburgen" singend, neben mir. Nie würde ich es geglaubt haben, daß man nach anstrengendem Tagesritt selbst auf so hartem Lager schon nach einstündiger Ruhe sehnsüchtig das Licht des Tages erwarten könnte und damit die Möglichkeit, fort, nur hinaus zu kommen. Rund um uns gelagert schliefen unsere albanesischen Freunde den Schlaf der Gerechten; jahrelange, jahrzehntelange Plage hat sie gegen die Belästigungen allen Ungeziefers, selbst — horribile dictu — gegen Wanzen, immunisiert. Uns aber erschien dieses Gezücht wie eine Geißel Gottes, die nur uns traf. Schlummerlos wälzten wir uns auf unserem Lager von Farnkraut, wehrlos den blutrünstigsten Vertretern der Insektenwelt überliefert — an Schlaf war nicht mehr zu denken. Und um 3 Uhr erhoben wir uns bereits, zum großen Verdruß unseres biederen Pater Michael, dem erquickender Schlaf beschieden gewesen war

und der nicht verstand, warum wir drängten, das gastliche Haus zu verlassen.

Unser Hausherr begann den Morgenkaffee zu bereiten; uns tat es wohl, in der kühlen Morgenluft die zerschlagenen Glieder strecken zu können. Wir rüsteten zum Aufbruch. Da ich aber zuvor unserem Hausherrn als Gastgeschenk einen guten oberbayerischen „Kniker" widmete, floß sein ohnedies so gütiges und freundliches Herz fast über vor Liebe und Freundschaft. Und mit neidischen Blicken, so schien es mir, betrachteten ihn seine Stammesgenossen, da er erhobenen Hauptes, den neuerworbenen „Dolch" im Gürtel, die letzten Anstalten zu unserer Weiterreise traf.

Die ersten schüchternen Strahlen der aufgehenden Sonne kämpften noch mit dem über dem Tale des Großen Fani lagernden dichten Nebel, als wir das gastliche Haus verließen. Jup, der Hausherr, ließ es sich nicht nehmen, uns zu begleiten, bis er uns neuerdings in sichere Hände übergeben habe. Behutsam kletterten unsere Pferde den steilen Felsen herab zum Großen Fani, dessen Bett wir nun aufwärts ritten, der vielbesprochenen Tschaffa Malit entgegen.

Hatten wir in Tschereti das Gebiet der Stämme von Dukadschin betreten gehabt, so bewegten wir uns nunmehr wieder im äußersten Ausläufer des Mirditengebietes; der Große Fani bildet die Grenze zwischen dem Stamme der Kabaschi (zu Dukadschin gehörig) und dem Mirditenstamme der Spatschi. Und es zeugt nicht zum wenigsten von kriegerischem und räuberischem Sinn der Mirditen, daß die enge Felsschlucht, die sich von Brdeti zur Tschaffa Malit hinzieht, das Tal von Mihajne, das „Tal der Ueberdiebe" genannt wird. „Hier stehlen die Mirditen den Leuten das Hemd vom Leibe", versicherte uns unser geistlicher Dolmetscher, der uns dann des Langen und Breiten die unbeschreibliche Unsicherheit

dieſer Gegend anſchaulich machte und gar nicht genug hervorzuheben wußte, wie wertvoll es für uns ſei, daß Jup von Brdeti uns als Gäſte aufgenommen habe und uns bis Mihajne begleiten werde. Denn nun ſtänden wir unter dem Schutze ſeines mächtigen und einflußreichen Hauſes und Jup habe ſich auch ſchon bereit erklärt, dafür zu ſorgen, daß wir in Mihajne ebenſo verläßliche Begleitung erhielten.

Die zerriſſene und zerklüftete Schlucht mit dem wirklich vielverſprechenden Namen (Tal der Ueberdiebe) bot eine ſehr beſchwerliche Paſſage. Die Felſen treten hier ſtellenweiſe ſo nahe an das Bett des reißenden Bergwaſſers heran, daß man genötigt iſt, die Pferde tief im Waſſer gehen zu laſſen. Einige Mühlen primitivſter Einrichtung, welche ſich die Kraft des Flüßchens dienſtbar gemacht haben, ſind die einzigen Zeugniſſe menſchlichen Lebens in dieſer ſchauerlichen Wildnis, die nur hie und da durch heiſere Schreie mächtiger Raubvögel zwar belebt, aber nicht freundlicher geſtaltet wird.

Ganz in Betrachtung dieſes einzigartigen Landſchaftsbildes verſunken, wurde ich plötzlich von entſetzlichem Angſtgeſchrei überraſcht, das von den aus dem Fluſſe ſteil aufſteigenden Felſen her erſcholl. In haſtiger Eile verſuchte eine Frau mit einem vielleicht dreizehnjährigen Mädchen die Felswand zu erklimmen, ſtändig den ſchrillen Angſtſchrei wiederholend: „Der Weiße, o der Weiße da!“ Ich konnte mir den Grund der Beſorgnis dieſer Frau nicht erklären, aber die Situation war außerordentlich ungemütlich, da dies Zetergeſchrei in Bälde wohlbewaffnete Albaneſen uns auf den Hals zu hetzen ſehr geeignet war. Dazu war ich unſerer Karawane um vielleicht fünfzig Schritte vorausgeritten, ſo daß es bei den abſcheulichen Terrainverhältniſſen eine Weile dauerte, bis durch die albaneſiſchen Landsleute der geängſtigten Frau der Zwiſchenfall aufgeklärt und beigelegt werden konnte.

Gefragt, was sie gegen den „Weißen“ (das war ich, der ich einen weißen Drillichrock trug) habe, gab die Frau zitternd und bebend zur Antwort, „der Weiße sei ein türkischer Offizier, welcher in dieses Tal gesandt worden sei, um Frauen und Mädchen zu rauben.“ Unser Vater Michael mußte alle Schleusen seiner Beredtsamkeit auftun, um klarzustellen, daß wir weder türkische Offiziere seien (Freund Wenng stand im selben Verdachte wie ich), noch daran dächten, albanesische Frauen und Jungfrauen zu entführen. So konnten wir denn ruhig weiter reiten, aber es schien mir dieses Intermezzo doch sehr bezeichnend zu sein für den Ruf, in dem die türkische Soldateska bei den Frauen des albanesischen Hochlandes steht — ob mit Recht oder zu Unrecht, vermochten wir nicht zu untersuchen.

Bevor wir zur Häusergruppe von Mihajne kamen, schritt unser Freund und Führer Jup bis auf Rufweite an das erste Haus hinan, das sich auf sanfter Berglehne erhob, und benachrichtigte die Bewohner, daß er uns in ihren Schutz zu stellen wünsche, daß wir aber nicht rasten könnten, sondern sogleich weiterreiten müßten. Nach wenigen Minuten stieg denn auch schon ein stämmiger Arnaute den Bergpfad herab, tauschte mit Jup von Brdeti herzliche Worte der Begrüßung und setzte sich dann nach lebhaften, an unsere Adresse gerichteten Freundschaftsversicherungen an die Spitze unseres Zuges; er führte uns in sorgsamster Weise über den Bergpaß nach Flethi. Daß wir uns von dem wackeren Jup in herzlichster Weise verabschiedeten, bedarf wohl kaum eigener Erwähnung. Ihm und seiner ebenso warmherzigen als nachdrücklichen Empfehlung verdankten wir es, daß wir von nun an relaisartig Führer und Begleiter von jedem Stamme, ja von jedem größeren Orte, mitbekamen, den wir passierten, daß also ständig sowohl für unsere Sicherheit, als für ortskundige Führung aller-

bestens vorgesorgt war. Staunenswert erschien es mir bei solchen Gelegenheiten, auf welch weite Entfernungen sich die Malzoren zu verständigen vermochten; die Hände trichterartig an den Mund gelegt, sandte jedesmal die uns beigegebene „Stammespolizei" — wie wir sie nannten — Rufsignale zu sehr weitentlegenen Häusern und diese Zurufe wurden immer verstanden und genauest beachtet. — — —

Der Aufstieg zum Passe (Tschaffa) Malit begann. Die „Wege" über den Mali Barsch waren gewiß nicht einladender Natur gewesen, aber stellenweise kamen sie uns nun wie angenehme Promenaden vor gegenüber diesem halsbrecherischen Paßübergange, den Freund Wenng in einem sehr begreiflichen Anfalle herben Unmutes „des Teufels Straße" benannte. „Es gibt Momente im Leben," so schrieb mein lieber Reisegenosse später im „Bayerischen Kurier", „in denen der Mensch rücksichtslose Kritik an seinem eigenen Tun übt und sich selber mit nichts weniger als schmeichelhaften Titulaturen belegt. Bei dem Uebergang über die Tschaffa Malit kamen in den verzweifelten Lagen, die sich dabei ergaben, für mich solche Momente innerlicher Einkehr. Ich legte mir die Frage vor, was in des Kuckucks Namen mich eigentlich nach Albanien geführt habe und welchen Vorteil ich mir davon verspreche, der in einigem Verhältnis zu dem Risiko stünde, das ich dabei eingegangen sei. Und ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß mich diese Fragen sehr in Verlegenheit setzten. Mein zweites Ich zögerte denn auch nicht, mir in so derben Ausdrücken die Wahrheit zu sagen, daß, wenn sich jemals ein fremder Mensch unterfangen hätte, sich der gleichen Epithetons mir gegenüber zu bedienen, ich ihn zweifellos vor den Kadi geschleppt haben würde. Freund Siebertz, den ich hinterher ins Geheimnis zog, meinte bloß, er habe auch schon darüber nachgedacht, welche Belohnung er von



Ein Miridite.

meiner Frau dafür verdient habe, mich in das Land der Skipetaren verschleppt zu haben. Welche Geständnisse er sich selber machte, das verschwieg er mir sorgsam und meinte nur, hinterher, wenn die Geschichte überstanden wäre, wären wir um recht interessante Erinnerungen reicher."

In der Tat, die Strapazen der Reise wurden auch wirklich durch die gesammelten Erfahrungen und die reichen Erinnerungen vollauf gelohnt, die wir mit nach Hause brachten.

* * *

Bei dem kriegerischen Sinne der Albanesen und den oft sehr blutigen Fehden, welche die einzelnen Stämme miteinander auszufechten haben, ist es nur ein Akt vernünftigen Selbstschutzes, wenn solche Paßübergänge von den sonst auch noch so feindlichen Stämmen durch besonderes Uebereinkommen geschützt werden. Von derart geschützten Wegen und Pässen heißt es, sie haben die Bessa, das bedeutet: ein auf diesem Wege Gehender darf nicht angegriffen werden. Außerhalb der genau markierten Wegstrecke, die durch die Bessa geschützt ist, herrscht dann wieder Vogelfreiheit, und außerdem gilt die Bessa nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. „Ein Weg, eine Oertlichkeit oder eine Person hat die Bessa, heißt," so definiert Steinmetz sehr scharf und präzise diesen Begriff, „der Weg oder die Oertlichkeit oder die Person steht unter dem Schutze des ganzen Stammes. Wird jemand auf diesem Wege oder der Oertlichkeit angegriffen, oder wird die Person getötet, so ahndet der ganze Stamm die Tat." Erschießt z. B., so demonstriert der Forscher weiter, auf dem von uns gerade betretenen Wege über die Tschaffa Nermanjs ein Nikaj einen Schala, so wird der Nikaj von seinem eigenen Stamm zur Strafe gezogen. Diese besteht nach dem zwi-

ſchen den beiden Stämmen geltenden Uebereinkommen darin, daß dem Malefizianten das Haus verbrannt und die Felder devaſtiert werden, und er überdies 20 Tſcheſſe (zirka 700 Kronen) Entſchädigung zahlen muß. Natürlich verfällt er nebſtdem der Blutrache ſeitens der Familie des Getöteten. Nach der Vereinbarung haben die Beſſa auch die Hirten und die Mäher. Je nach Bedarf werden die Beſtimmungen in öffentlichen Volksverſammlungen modifiziert oder erweitert.

Beſonders wichtig iſt die Beſſa bei der von Steinmetz erwähnten Tſchaffa Nermanis deshalb, weil ſie ſich auf den einzigen Weg bezieht, der über den 2000 Meter hohen Gebirgszug Mali Schals führt und die beiden ſeit unvordenklicher Zeit in blutigſter Feindſchaft lebenden Stämme der Nikaj und Schala verbindet. Die Schala ſind der ſtärkſte und angeſehenſte Stamm des nordalbaniſchen katholiſchen Hochlandes, denn ſie zählen etwa 500 Häuſer mit rund 4500 Seelen. Sie halten am ſtrengſten an der Blutrache und an den überkommenen Bräuchen feſt, wovon die vielen zerſtörten Gebäude in ihrem Gebiete das augenfälligſte Zeugnis ablegen. Mit den im ſüdlichen Teil des Schalatales wohnenden Schoſchi ſind ſie aufs engſte verbündet.

Begegnen ſich nach Sonnenuntergang oder außerhalb des durch die Beſſa geſchützten Raumes ein Nikaj und ein Schala, ſo tritt immer das Gewehr in ſkrupelloſe Aktion. „Freudenſchüſſe krachen in wilder Luſt," berichtet Steinmetz, „wenn ſich die Kunde verbreitet, daß wieder ein Angehöriger des gegneriſchen Stammes ins Jenſeits befördert worden ſei. Schier ſchauerlich iſt es, und die Erzählungen von den alten Rothäuten leben wieder auf, wenn man hört, daß bei Anbruch der Nacht Schala und Nikaj über den Gebirgspfad ſchleichen und auf den Todfeind lauern. Oft bleiben ſie zwei Tage lang im feind-

lichen Gebiete, nur mit einem Stück Brot und Käse versehen. Tagsüber halten sie sich in den Felsen oder im Gebüsch versteckt, bis es ihnen gelingt, zum Schusse zu kommen.“ In Gjonpegaj lernte Steinmetz einen Nikaj kennen, von dem es hieß, daß er schon zwanzig Schala erschossen habe. Die Schala würden, wie sie dem Forscher später selbst versicherten, alles darum geben, wenn sie dieses Mannes habhaft werden könnten. Und als Steinmetz in der Abenddämmerung, vor der Tür des Missionshauses eine Zigarette rauchend, saß, forderte ihn der Missionär auf, in das Haus zu gehen, denn es bräche die Nacht herein und es sei nun nicht mehr geraten, draußen zu verweilen; sei doch schon hier im Hause des Missionärs selbst ein Nikaj von einem Schala durch das Fenster erschossen worden. Daß diese blutrünstige Fehde zwischen den zwei Stämmen oft selbst der Bessa nicht mehr achtet, beweist folgender Vorfall, der sich auf der Tschassa Nermanjs im Sommer 1903 ereignete: Ein Mann aus dem Stamme der Schala kehrte im Vertrauen auf die Bessa aus Nikaj allein nach Hause zurück. Unterwegs schloß sich ihm ein Nikaj an, und als sie bei dem auf der Paßhöhe errichteten Kreuze rasteten, schoß dieser den Schala hinterrücks nieder und schnitt ihm, um die Feststellung seiner Identität zu erschweren, den Kopf ab. Der Mörder wurde aber trotzdem erforscht und, der eigene Stamm bestrafte ihn in der von der Konvention über die Bessa vorgeschriebenen Weise. Die Schala aber waren über die Untat so erbittert, daß nun auch sie einige Wochen lang sich an den Schutz der Bessa nicht mehr kehrten und jeden Nikaj erschossen, wo er sich auch zeigte. Dieser offene Kriegszustand dauerte freilich nur einige Wochen, da er die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Stämme gar zu sehr schädigte, aber aus dem geschilderten Vorfall kann man auf die Mord- und Kriegslust der Malzoren sehr ernste Schlüsse ziehen. „Aug' um Aug', Zahn um

Zahn" — hier gilt das Gesetz des Alten Testamentes in unverminderter Kraft und in ungeschwächtem Schrecken.

Von der Paßhöhe aus genießt man eine unbeschreiblich schöne Fernsicht. Zur linken Hand die bewaldeten Höhen des Bjeschka Zaza genannten Gebirgszuges, vor sich das fruchtbare Tal von Flethi, erschaut man weit über Darda hinaus die Hochalpen Nordalbaniens mit ihren schneebedeckten Kuppen. Schon beim Aufstiege auf die Paßhöhe hatten wir mit Bewunderung und Staunen die herrlichen Bestände an Eichen, Föhren und Zirbelkiefern beachtet, welche zu beiden Seiten die schmale und mühsam zu ersteigende Passage einsäumen. Diese Wälder wären der einzige, freilich sehr große Reichtum des Landes, wenn die Möglichkeit bestünde, sie nutzbar zu machen. Wasserkraft für Fabriksbetriebe und Waldungen für momentane Exploitierung wären in Albanien zur Genüge vorhanden. Aber es fehlt jede Möglichkeit eines geregelten Transportes in der Malcija — Gott sei Dank, möchte ich beifügen. In der Metochia freilich existiert, wie Baron Nopcza berichtet, eine kleine, mit einheimischem Kapitale gegründete Sägemühle, die ihre Erzeugnisse, schmale, kurze Bretter, nach Prisrend sendet. Um 7200 Kronen haben sich einige wohlhabende Mohammedaner das Abholzungsrecht von den interessierten mohammedanischen Gemeinden bei Trowna für vier Jahre erworben, und nun sind in der von ihnen errichteten Sägemühle zu Poravi einige zwanzig Menschen, darunter mehrere Griechen, mit dem Fällen und Aufsägen der dortigen Föhrenbestände beschäftigt. Diese Sägemühle kann in 24 Stunden 300 Bretter erzeugen, die in Prisrend um 3 bis 4 Piaster das Stück bereitwillige Käufer finden. Um nach Prisrend zu gelangen, müssen die Bretter jedoch mehr als 60 Kilometer weit auf Tragtieren befördert werden. Von reichen Waldbeständen berichtet Liebert aus der Umgebung von Drago-

bija (im Gebiete der Schala), wo er den Wald, was den Hochbestand anbelangt, als reinen Urwald bezeichnet. Doch ist dieser Forst einer der wenigen, die nördlich des Drin angetroffen werden. Steinmetz betont und das stimmt mit unseren Beobachtungen überein, daß sich die schönsten Nadelholz- und Buchenwaldungen Albaniens in dem Gebiete befinden, das sich von der Tschaffa Malit aus über Krüezi nach Ibalija erstreckt. Von Ibalija aus werden auch von einer Skutarianer Gesellschaft Stämme den Drin herabgeschwemmt, ein Geschäft, das sich des unökonomischen Betriebes halber jedoch sehr schlecht rentiert. Reiche Waldbestände bedecken ferner die Höhen, welche von Flethi her sich zum Tale der Goska und damit bis zum Drin hinüberziehen, so daß schon Hahn begeistert von den „herrlichen, unermeßlichen Urwäldern von Eichen und Buchen" sprach, die er hier gesehen. „Man hat uns viel von den ungeheueren Tannenwäldern erzählt," schrieb Hahn im Jahre 1867, „welche die Täler und Hänge des albanesischen Alpenstockes überzögen, und wir zweifeln nun nicht mehr an deren Dasein. Denn der Augenschein lehrte uns hier an die Urwälder des Dukadschin und der Fandi und der Matjaländer glauben, deren Schilderung wir früher mit innerlichen Fragezeichen begleitet hatten. Ja, hier kann man noch ohne Uebertreibung von tagereisegroßen, von der Art unberührten Wäldern reden. . . . Welche Holzmassen, welche Werte verfaulen hier jährlich ungenützt auf dem Stamme! Daß dies heute noch in unserem holzarmen und gewerbereichen Europa möglich sei, ist eine fast unglaubliche Tatsache." Wenn aber Hahn der Ansicht war, es ließe sich ein geregelter Holzschlag und Export betreiben, so irrte er sich, weil er sich über die Schwierigkeiten eines Flößereibetriebes auf dem Drin täuschte. Außer den eben schon genannten kleinen Versuchen einer Holzindustrie in Albanien ist nur noch zu erwähnen, daß in Kjala von einer italienischen Gesell-

schaft Faßdauben erzeugt werden und daß von Skutari aus ein Kaufmann neuerdings Buchsbaumholz zum Verkauf bringt. Freilich sind im Gebiete von Merturi ausgedehnte Buchsbaumbestände zu finden, die vielleicht einmal wirtschaftliche Bedeutung erlangen können, denn fußdicke Buchsbäume sind dortselbst eine häufige Erscheinung. Aber zur Zeit findet das Buchsholz nur zum Löffelschnitzen im lokalen Verkehr eine sehr beschränkte Verwendung. In Südalbanien, wo es bessere Verkehrsmöglichkeiten gibt, ist auch eher an einen Holzexport zu denken. Aber wie geringfügig er auch dort ist, geht daraus hervor, daß es als sehr bemerkenswert amtlich berichtet wurde, als im vergangenen Jahre eine Partie von 12.000 Schwellen und 15.000 Faßdauben minderwertiger Qualität über Durazzo nach Tunis versendet wurde.

Außer den geschilderten Holzschätzen dürfte Albanien noch Erz- und Kohlenlager besitzen. Steinmetz sah auf mehreren Stellen Eisenerz zutage treten; so auf der Munela Brauneisenstein, auf dem Sutscheli unterhalb Kaliwari Schwefelkies, am Mali Krabi unterhalb Krüezi große Schlackenmengen. Auf der Lokalität Ljumi Schkomit der Munela sickert Wasser aus der Erde, welches das umliegende Gestein mit Eisensinter überzieht, der einer Kieslagerstätte entstammen dürfte. In Merdita sollen sich große Kohlenlager (vermutlich Braunkohlen) befinden, welche aber von den Arnauten sorgfältig geheimgehalten werden, weil sie fürchten, entweder die Regierung möchte sich derselben bemächtigen, oder es würden durch dieselben Fremde ins Land gelockt werden. Die Albanesen nennen die Kohle „ghiak drango", „Drachenblut". Ein venetianisches Dokument von 1595 spricht sogar von drei albanesischen Silbergruben; eine von diesen enthalte selbst Gold. Tatsache ist, daß im Altertum zahlreiche Angehörige des im Drinbogen seßhaften Stammes der Piruſtan wegen

ihrer Erfahrungen im Bergbau vom Kaiser Trajan in den Golddistrikt von Dacien-Siebenbürgen angesiedelt wurden. Baron Nopcza konstatiert jedoch, daß die Blei-, Kupfer-, Arsen-, Eisen- und Asbestlager, die er antraf, sehr wenig zu versprechen scheinen.

In Südalbanien, nordwärts von Awlona, befinden sich mehrere große Seesalzwerke. Das Seewasser wird hier in Kanälen landeinwärts geleitet, dort auf Trockenfelder gebracht, wo es verdunstet, so daß in der heißen Sommerzeit schon nach 48 Stunden das trockene Salz aus den Becken genommen werden kann. Diese Werke liefern jährlich bis zu 80.000 Pferdelasten Salz, das meist — zu zehn Piaster die Pferdelast — nach Skutari transportiert und dort in den Handel gebracht wird.

Feuersteine werden in Draschovitza, östlich von Awlona, gebrochen und über den ganzen Balkan exportiert. Das Gestein wird von den Dorfbewohnern selbst verarbeitet, welche vor ihren Hütten sitzend die Steine mit einem kleinen Hammer aus freier Hand zurechthauen.



Mirditen auf dem Marsche.

Die Blutrache.

Der Abstieg ins Tal von Flethi. — An frischer Quelle. — Das Dorf Flethi. — Kol Nikaj, der Dschakfur. — Warum Kol Nikaj drei Männer erschoß. — Die Blutrache ist eine heilige Institution. — Unerbittliche Verfolgung des Mörders. — Häufige Auswanderung des Verfolgten. — Auf Lebenszeit in der Kula belagert. — Gastfreundschaft suspendiert die Blutrache. — Frauen als Rächerinnen. — Die Kirche hier machtlos. — Statistik der gewaltsamen Todesursachen. — 42 Prozent aller Toten erschossen. — Und doch: Die Blutrache eine Wohltat. — Der Blutpreis. — Loskauf von der Blutrache. — Blutsbruderschaft. — Der „Kompar" (Gevatter). — Zeremonie des ersten Haarschnittes. — Der Pertschen. — Ein „starkes Haus". — Solenne Schießerei in Flethi. — „Mein Freund, der Mörder".

Nach kurzer Rast auf der Paßhöhe stiegen wir hinab ins Tal von Flethi. Der Pfad führte hier oft an solch schauerlichen Abhängen vorbei, daß man ihn nur mit gänzlich schwindelfreien Personen beschreiten kann. Auf diesen Abstieg paßt so recht, was Glück in den Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften von albanesischen Bergwanderungen schrieb: „Das Gestein, ein Jaspisgerölle, ist sehr mürbe und der Weg an manchen Stellen vom Regen heruntergewaschen. Insbesondere wird mir das Ueberschreiten einer nackten Wand in schwindelnder Höhe unvergeßlich bleiben. An ein paar Stellen machte ich wirklich die Augen zu, bis sie passiert waren, da ich mir nicht vorstellen konnte, wie das möglich sei. Es hätte in der Tat schon ein schwindelfreier Bergsteiger dazu gehört, um sie zu Fuß zu passieren." Es ist Tatsache: man kann sich bei uns unmöglich vorstellen, wie schauerlich oft stundenlang die Passagen waren,

die wir zu überwinden hatten. Oft sprachen Freund Wenng und ich darüber, daß es gar nicht denkbar sei, an gute Verkehrswege gewöhnte Westeuropäer über die entsetzlichen Schwierigkeiten aufzuklären, welche sich dem Reisenden in Albanien auf Schritt und Tritt entgegenstellen. Nur ein Fehltritt des Pferdes, und zerschellt liegen Roß und Reiter in der Schlucht; nur ein unbedachter Schenkeldruck, nur ein unberechneter Ruck am Zügel, und das Unglück ist geschehen. Man mag mir glauben, wenn ich sage, daß unter diesen Umständen eine Durchquerung des albanesischen Hochlandes geradezu übermenschliche Anforderungen an die physische und psychische Widerstandskraft des Reisenden stellt. — —

Endlich, endlich, war die Talsohle erreicht, und eine an frisch sprudelnder Quelle genossene Erfrischung war sowohl von unseren prächtigen Pferden, als uns selbst wohlverdient. Quellen sind in dem Hochgebirge Albaniens nicht gar zu häufig zu finden; überall aber stehen sie unter dem Schutze der Stämme sowohl, als jedes einzelnen Wanderers. Manche Quelle ist von sorglicher Hand sogar wohlgefaßt; bei solchen, die nur spärlich fließen, ist oft ein ausgehöhlter Baumstamm derart placiert, daß sich in ihm ständig ein gewisser Vorrat an Wasser sammelt, so daß man sogar dann ein wenig Naß vorfindet, wenn die Quelle selbst versiegt ist. Wie lernt man auf solchen Wegen das klare Wasser schätzen; wie sehr erkennt man auf solcher Reise, daß sich die Bedürfnisse des Menschen an Speise und Trank eigentlich auf ein Minimum reduzieren lassen! Es gab Tage, an denen wir vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht im Sattel waren, ohne irgend etwas zu uns nehmen zu können, da wir in sträflichem Leichtsinn uns selber keine Vorräte mitgenommen hatten, wir aber auch an keinen menschlichen Behausungen vorbeikamen, woselbst wir uns hätten kräftigen können. Da lernten wir von unseren

klugen Pferden, die im Vorbeireiten vom saftigen Eichengebüsch sich die Blätter zupften; frische Eichenblätter, langsam zerkaut, sind ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel, wenn man es auch nur im Hochland Albaniens kennen und schätzen lernt. — — —

Flethi ist ein stattliches Dorf mit schöner, großer Kirche, die sich auf einer Anhöhe links des am Fuße des Tschaffa Malit entspringenden Goska-Flüßchens erhebt. Unser guter Pater Michael erklärte, in Flethi habe er zwei Freunde: der eine bewohne ein Haus neben der Kirche, der andere hause in einer eine Viertelstunde vom Dorfe entfernten, aber an unserem Wege liegenden Kula. Wir entschieden uns, die Schwierigkeiten kennend, mit der wir unseren Troß aus bewohnten Gegenden weiter brachten, dafür, bei dem außerhalb des Ortes wohnenden Arnauten kurze Rast zu machen. Schmerzlichen Blickes, und unsere Herzlosigkeit verwünschend, folgten uns dann die Mitglieder der Karawane, als wir, wohlbebaute Felder und saftige Wiesen durchquerend, das Dorf Flethi „links liegen ließen". Ein weiter Wiesenplan erweckte jedoch in unserem Pater Michael bald fröhlichere Gedanken, und er schlug vor, auf diesem geradezu idealen Rasen ein Wettrennen zu veranstalten. Ich gestehe es, heute beschämt mich der Gedanke, daß wir nach all den Beschwernissen des Weges unseren braven Pferden auch noch solch tolles Spiel zumuteten, aber welcher Reiter überlegt lange, wenn er ein gutes Pferd reitet und dessen Schnelligkeit erproben will! So sausten wir denn im gestreckten Galopp das Tal von Flethi entlang, und da sich vor uns, auf einer Bergeskuppe, die Kula erhob, welche wir zur Raststation ausersehen hatten, da blickte ein mächtiger Trupp von wohlbewaffneten Albanesen auf die heranstürmende wilde Jagd herab. Da wir sie aber um Gastfreundschaft baten, lud uns der Herr des Hauses

in herzlichſter Weiſe ein, mit dem vorlieb zu nehmen, was ſein Haus uns bieten könne.

* * *

Auf dem von der Kula Kol Nikajs beherrſchten Plateau fiel uns auf, daß alle paar Schritte an den Bäumen oder an den Pfoſten des Hauſes oder den Stallungen ſchußbereite Karabiner hingen — ein höchſt kriegeriſcher Anblick. Wie man uns dann erzählte, lebte Kol Nikaj mit mehreren Familien aus dem benachbarten Orte Kulomoria in Blutrache, weil er vor wenigen Tagen drei Mitglieder dieſer Familie erſchoſſen hatte. Er mußte nun damit rechnen, daß ihm jeden Augenblick eine Kugel um die Ohren pfeifen oder ihn gar treffen werde, denn die zahlreichen hinterbliebenen Angehörigen der Erſchoſſenen waren nicht nur verpflichtet, ihn bei erſtbeſter Gelegenheit zu erſchießen, ſondern es trieb ſie aller Vorausſicht nach auch ſtarker perſönlicher Haß dazu, dieſes Rachebedürfnis baldtunlichſt zu befriedigen.

So waren wir denn urplötzlich in den Bannkreis jener Inſtitution mitgezogen, die neben der Gaſtfreundſchaft dem Leben des albaneſiſchen Hochländers am ausgiebigſten ihren Charakter aufprägt: das Geſetz der Blutrache. Natürlich intereſſierten wir uns außerordentlich für die näheren Umſtände des Falles, der unſeren Hausherrn zu ſo ausgiebigen Vorſichtsmaßregeln nötigte, als wir ſie hier zu beachten Gelegenheit hatten, und da erzählte uns Kol Nikaj folgendes:

Sein Bruder war Gjobar des Stammes und als ſolcher beauftragt worden, einen Miſſetäter aus Kulomoria nach Recht und Geſetz der verdienten Beſtrafung für einen begangenen Viehraub zuzuführen. Im Bewußtſein ſeiner Unverletzlichkeit als „Amtsperſon“ und Bevollmächtigter des Stammes war er nach Kulomoria hinaufgeritten, um

dort seine „Amtshandlung“ einzuleiten. Aber der Viehräuber hatte sich ihm widersetzt und sogar mit Tätlichkeiten gedroht, wenn man ihn nicht in Ruhe lasse. Daraufhin hatte sich ein erregter Wortwechsel erhoben, im Verlaufe dessen ein Freund des zu belangenden Missetäters den Gjobar mit dem Kolben niedergeschlagen hatte. Und nun hatte die ganze Sippe des Mannes von Kulomoria auf den bewußtlos am Boden Liegenden eingeschlagen, ihn auf schrecklichste Weise mißhandelt. Zufällig war Kol Nikaj des Weges gekommen und hatte seinen Bruder in solcher Gefahr vorgefunden. Zuerst hatte er, ob der Mißhandlung eines bereits Wehrlosen in tiefster Seele empört, mit zornigen Worten diesem wüsten Treiben Einhalt geboten, hatte gemeint — so erzählte er uns — erschießen hätten sie den Gehaßten ja können, aber einen zu Tode *schlagen*, das sei der Männer unwürdig. Man hörte nicht auf seine Worte, beachtete sie nicht einmal im Gefühle der Sicherheit verleihenden Ueberlegenheit. Da hatte auch ihn der Zorn ergriffen und ehe sich noch jemand dessen versehen, hatte er die Büchse angelegt und den am ärgsten auf den Bruder Eindrängenden erschossen. Jetzt hatte sich ein lebhaftes Feuergefecht zwischen Kol Nikaj und den Gegnern seines Bruders entsponnen, im Verlaufe dessen es ihm gelungen war, noch zwei Männer durch wohlgezielte Schüsse zu töten. Daraufhin hatten sich die Feinde zurückgezogen und er hatte den halbtoten Bruder auf die Schulter genommen und nach Flethi hinübergebracht, wo er jetzt noch todkrank darniederlag. Ihm selber aber drohte jetzt die Rache des Blutes, weil er den Bruder verteidigt hatte.

All das erzählte Kol Nikaj so ruhig, als handle es sich um die harmloseste Sache von der Welt. Er vertraute sich und seiner guten Flinte, und als wir seinen Hausgenossen gegenüber von der Gefährlichkeit einer

ſolchen Situation für Leib und Leben des „im Blute Stehenden“ ſprachen, da meinten dieſe mit breitem Lachen: „Ach was, die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, denn an Kol Nikaj traut ſich niemand heran, der ſchießt zu gut!“ — Der Albaneſe ſchätzt ein Menſchenleben, auch ſein eigenes, nicht ſo hoch ein, als daß ihn drohende Flintenläufe beunruhigen würden.

* * *

Man darf wohl ſagen, daß in keinem Lande der Welt die Blutrache in ſolch ſtrenger Form herrſcht, ſo ſehr auch dem Reiſenden auf Schritt und Tritt in Erinnerung gebracht wird, als in Albanien. Selbſt der Einfluß der Religion iſt gegen die Blutrache machtlos; ſie ſteht ſogar dem katholiſchen Malzoren über der Religion und wird nur nach den ſtrengen Vorſchriften der uralten, ungeſchriebenen Geſetze des Lek Dukadſchin gehandhabt: Die Blutrache iſt durch die Sitte geheiligt. Die Familie eines Ermordeten, ſchreibt Hahn, iſt nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet, für das ihr zugefügte Leid an dem Mörder oder an deſſen Familie Vergeltung zu üben. Die Blutrache ſteht jeweils den nächſten Verwandten des Ermordeten zu und in demſelben Orte oder Bezirke iſt auch der nächſte Verwandte des Mörders ihr Objekt, wenn dieſer ſelbſt nicht erreichbar iſt. Zeichnet ſich in der Familie des Mörders ein Mitglied durch Anſehen oder Tapferkeit aus, ſo gereicht es den Verwandten des Gemordeten zu Troſt und Ehre, wenn es ihnen gelingt, an dieſem Rache zu nehmen. Auch kommt es vor, daß ſie für einen ihrer Verwandten mehrere Opfer aus der Familie des Mörders fordern; „jeder meiner Verwandten wiegt ſechs Männer“, rühmt ſich der Albaneſe. Da nun jedes Vergeltungsopfer ein neues Opfer aus dem Schoße des feindlichen Geſchlechtes erheiſcht, und die Rachepflicht und Blutſchuld

ſich vom Vater auf den Sohn vererbt, ſo rottet mitunter dieſe Sitte in wenigen Jahren zahlreiche Geſchlechter aus.

Es iſt unglaublich, mit welcher Zähigkeit bei den Malzoren der Bluträcher ſein Opfer verfolgt. Sehr oft verläßt derjenige, auf dem die Blutſchuld laſtet, ſeinen Stamm, um der Rache zu entgehen, aber der Rächer ruht und raſtet nicht, bis er ſeiner früher oder ſpäter irgendwie habhaft wird. Es iſt öfters vorgekommen, ſagt Steinmetz, daß ein Schala quer über die Gebirge, durch feindliche Stämme hindurch bis nach Djakova oder Ipek ging, um an ſeinem Gegner, der ſich dorthin geflüchtet hatte, Rache zu nehmen.

Verläßt ein „Dſchakſur", ein der Blutrache Verfallener, das Gebiet ſeines Stammes, ſo iſt er genötigt, ſo lange bei den benachbarten Stämmen herumzuziehen, bis er entweder eine befreundete Familie trifft, der er ſich nun ſtändig anſchließen kann, oder bis eventuell durch Vermittlung ſeiner Freunde eine Ausſöhnung mit der Familie des Getöteten zuſtande kommt. Man trifft ſo, wie auch Steinmetz berichtet, „überall in der Malcija Stammesflüchtige, die oft ihr Leben lang nicht in die Heimat zurückkehren können, weil die gegneriſche Familie die Ausſöhnung verweigert oder weil der Dſchakſur nicht imſtande iſt, die notwendige Entſchädigungsſumme zu bezahlen. Ihr Schickſal wird ihnen jedoch überall durch die Gaſtfreundſchaft erleichtert. In jedem Hauſe finden ſie Unterkunft und Verpflegung, kein Albaneſe wird ſie ohne triftige Gründe abweiſen. Kommt der Dſchakſur in ein ſeinem Stamme feindliches Gebiet, ſo begleitet ihn ein Angehöriger desjenigen Hauſes, deſſen Schutz ihm zuerſt zuteil geworden, bis zum nächſten Orte, wo er einem Freunde übergeben wird. Dieſer ſorgt auf die nämliche Weiſe für ihn, und ſo kommt er durch das ganze feindliche Gebiet".

Vielfach kommt es auch vor, daß sich ein der Blutrache Verfallener auf Lebzeiten in sein befestigtes Wohnhaus, in seine Kula, zurückzieht und seinen Verfolgern trotzt. In solchen Fällen haben die nach albanesischer Anschauung unverletzbaren Mitglieder der Familie alle Arbeiten zu verrichten, sogar allein die Felder zu bestellen und die Bazareinkäufe in der Stadt zu besorgen. Wagt sich in Kthela, so erzählt Baron Nopcza, ein Dschaksur das eine- oder anderemal aus seiner Kula, so geschieht dies nur auf Schleichwegen oder in zahlreicher Begleitung: „Derzeit stellen z. B. in Rscheni einem gewissen B. infolge des Benehmens seiner Brüder drei Nachbarfamilien nach, um Blutrache zu nehmen. Er ist, wie man sagt, in dreifachem Blute, und als ich einmal seine gastfreundliche Kula verließ und er mich bei dieser Gelegenheit ein wenig begleiten wollte, da war ihm dies nur in Begleitung von fünf Bewaffneten möglich. Auch bei diesem Spaziergange wurde dann, wie bei einem Kriegszuge, mit allergrößter Vorsicht zu Werke gegangen. Eine Begegnung mit einem von B.'s Gegnern hätte wahrscheinlich ein wenig erbauliches Ende gefunden. Ganz paradox schien es mir, daß B. es trotzdem nicht unterlassen konnte, guter Laune zu sein und Witze zu machen, ja sich scheinbar sogar an dieses Leben gewöhnt hatte."

Daß die Gastfreundschaft in Albanien so hoch gehalten wird, daß sie sogar die Blutrache aufhebt, habe ich bereits erwähnt und an einigen Beispielen illustriert; ebenso habe ich darauf hingewiesen, daß unter dem Schutze der Gastfreundschaft sich sogar ein Mörder im Hause des Rächers frei und ungehindert bewegen kann. So nahm Steinmetz an einer Beratung im Gebiete der Nikaj teil, zu der die Angesehensten des Ortes geladen waren: „Ein interessanter Gast war ein Mann, der ‚n'dschak', ‚in Blutrache', war und sich infolgedessen unter dem Schutze eines Freundes einfand. Kurz

nach ihm kam der ‚Herr des Blutes' (‚zati i dschakut'), der nächste Verwandte des von ihm Getöteten, dem also die Ausübung der Blutrache oblag. Ruhig trat dieser jedoch auf den Dschakfur zu, begrüßte ihn vor allen anderen und setzte sich dann neben ihm nieder. Suspendiert war die Blutrache, so lange beide Gäste des Hauses waren; den Mörder schützt das unverletzbare Gastrecht." Und an anderer Stelle berichtet derselbe gründliche Kenner des albanesischen Volkstums, daß er in der Malcija zwei Nikaj zu Begleitern hatte, von denen einem vierzehn Tage vorher der Oheim erschossen worden war, so daß er als nächster Anverwandter die Blutrache zu üben hatte. Unterwegs erfuhr nun Steinmetz von seinem Begleiter, sie wären eben mit dem verfolgten Dschakfur zusammengetroffen; sie hatten mit ihm auch Gruß und einige harmlose Worte gewechselt. Auf Steinmetz' Frage, warum der Bluträcher nicht sein Gewehr habe sprechen lassen, erwiderte dieser, „er habe es ihm (Steinmetz), dem Gaste zu Ehren nicht getan." So wird der Gast bei den Albanesen geehrt, so schützt das Gastrecht selbst den verfolgten Mörder!

Einen weiteren sehr bezeichnenden Beleg dafür, wie der ganze Stamm jeweils die Verletzung des Gastrechtes selbst dort ahndet, wo eine Blutrache mit im Spiele ist, erzählte der Pfarrherr von Spatschi, welcher berichtete: In Fani lebten zwei Männer in Blutrache. Der Rächer konnte, da sich der Verfolgte sehr in acht nahm, nicht zum Schusse kommen. Um endlich die Sache zum Abschlusse zu bringen, versprach er (was dort öfters geschieht) einem dritten Inwohner des Dorfes eine Summe Geldes, falls dieser seinen Gegner erschieße. Der nichts Ahnende kam nun kurz darauf in das Haus des gedungenen Helfers, und dieser schoß ihn, die Gelegenheit benützend, nieder. Kaum war diese unerhörte Verletzung des Gastrechtes ruchbar geworden, als sich schon die



Frauen aus dem Hochlande.

Ortsinsassen zur Beratung versammelten. Der Täter wurde ergriffen und sofort zum Tode verurteilt, nicht etwa deswegen, weil er einen Mord begangen, sondern weil er sich dazu in *seinem* Hause hatte verleiten lassen. Da jedoch ein Einzelner die Todesstrafe nicht vollstrecken konnte, weil er der Blutrache seitens der Familie des Gerichteten verfallen wäre, wurde beschlossen, daß *alle* auf ihn schießen sollten. Die erste Kugel jagte dem Delinquenten der eigene Bruder durchs Herz!

Wahrlich, das ist ein konkreter Beleg für die Handhabung des „Gesetzes der Berge", welches besagt: „Der Dukadschin gewährt die Aussöhnung der Blutrache für den Vater, für den Bruder; darauf, den erschlagenen Gastfreund zu rächen, verzichtet er nie."

In vereinzelten Fällen soll es auch vorkommen, daß Frauen die Blutrache ausüben. *Glück* berichtet beispielsweise von der Mitteilung eines Geistlichen, laut welcher eine Frau eine andere in Blutrache erschossen und Blut aus der Wunde getrunken habe. Bemerkenswert ist, daß für die Ehefrau die Blutrache nicht dem Manne, sondern ihrer Familie zusteht.

Die Kirche ist der Institution der Blutrache gegenüber machtlos. Jeder Hinweis auf die göttlichen Gebote begegnet dem Einwande: „Ich würde kein tapferer Mann sein, wenn ich mir nicht selbst Recht verschaffen und meine Familie nicht schützen würde." Nur so viel hat die Kirche erreicht, daß am Tage der Kirchweih keine Blutrache herrschen darf, und daß unter den hie und da an einsamen Wegen im Gebirge errichteten Kreuzen die Besa herrscht. „Wozu hat uns denn die göttliche Vorsehung die Gewehre überhaupt gegeben," war die vernichtende Antwort, als Baron Nopcza im Gebiete von Toplana den Malzoren Vorwürfe ob der dort vorkommenden vielen Morde machte. Eine bittere Ironie will es noch, bemerkt hiezu Baron Nopcza, daß am Martinigewehr, der Lieb-

lingswaffe der Albaneſen, zu leſen ſteht: „Manufactured by the Providence tool company," wobei providence im Engliſchen allerdings „Vorſehung" aber auch „göttliche Vorſehung" bedeutet.

Bei ſolchen Anſchauungen darf es nicht verwundern, daß der Prozentſatz der eines gewaltſamen Todes ſterbenden Albaneſen ein außerordentlich hoher iſt. Haſſert gibt in den Mitteilungen der Geographiſchen Geſellſchaft in Wien (1898, Seite 374) der Meinung Ausdruck, der erbitterte Kampf aller gegen alle erkläre es, daß in Oberalbanien 25 bis 75 Prozent der männlichen Bevölkerung eines unnatürlichen Todes ſterben. „Zahlreiche andere," ſo ſchreibt er, „müſſen ſchuldig oder unſchuldig die Heimat verlaſſen und ihr ganzes Leben in der Fremde zubringen, da ihrer zu Hauſe ſofort die Rache wartet." Haſſert hält die Blutrache, welche nur dann unterbrochen wird, wenn äußere Feinde drohen (alſo im Kriegsfalle), für „die furchtbarſte Geißel Oberalbaniens", die oft aus Familienzwiſtigkeiten blutige Stammesfehden entſtehen laſſe, welche ſchließlich zur völligen Vernichtung des ſchwächeren Teiles führen. Daraus erklärt es ſich Haſſert, daß die gegenſeitigen Beziehungen gleich Null und viele Albaneſen nicht über die nächſte Dorfflur hinausgekommen ſind. „Die beſten Viehweiden bleiben unbenützt, der Ackerbau iſt auf die allernächſte Umgebung der Siedelungen beſchränkt und auf größeren Wanderungen ſucht man ſtets in Begleitung mehrerer Dorfgenoſſen auszugehen."

Steinmetz berichtet nach Aufzeichnungen des Pfarrers von Gjonpegaj, daß im Jahre 1902 im ganzen Gebiete von Nikaj im ganzen 13 Männer ſtarben, davon drei eines natürlichen Todes; 10 wurden erſchoſſen. Letztere Zahl ſei freilich nicht jedes Jahr ſo hoch, aber man könne immerhin ſagen, daß mindeſtens die Hälfte der Männer gewaltſam aus dem Leben ſcheidet. Zu be-

merken ist hier, daß Selbstmord in Albanien ein sozusagen unbekannter Begriff ist.

Baron Nopcza hat über die Frage, welcher Prozentsatz an albanesischen Männern eines gewaltsamen Todes sterbe, nach den Angaben der Pfarrer eine ziemlich genaue Statistik angefertigt, welche folgende Ziffern ergibt:

Von der erwachsenen männlichen Bevölkerung wurden ermordet:

in Blinischti	12 Prozent;	in Nikaj	25	Prozent	
» Bulgeri	14 »	» Oroschi	21	»	
» Duschmani	23 »	» Pedhana	20	»	
» Katschinari	25 »	» Rscheni	13	»	
» Kalmeti	13 »	» Schala	26	»	
» Kaschnjeti	24 »	» Schkreli	18	»	
» Kiri	8 »	» Schmija	5	»	
» Komana	17 »	» Schnjerc	23	»	
» Kortpula	17 »	» Schoschi	25	»	
» Krüezez	8 »	» Spatschi	32	»	
» Manatia	13 »	» Toplana	42	»	
» Mazarek	20 »	» Velja	9	»	
» Mnela	11 »	» Vigu	21	»	
» Nerfandina	28 »				

Der traurige Ruhm, an der Spitze dieser Liste zu stehen, gebührt also Toplana. Mit 42 Prozent aller Todesfälle wird dort so viel gemordet, daß dies sogar den umliegenden Stämmen auffällt und es Redensart ist: „sich töten wie in Toplana“ oder: „in Toplana tötet man die Menschen wie die Schweine“. Als Durchschnitt ergaben sich für das in obige Statistik einbezogene Gebiet, das ganz Nordalbanien umfaßt, zirka 19 Prozent Morde. Von den Bezirken Prisrend, Djakova und Ipek mit zirka 50.000 Einwohnern gibt Glück an, daß dort jährlich zirka 600 Morde infolge von Blutrache vorkommen. Gerade in diesen Gebieten, besonders aber in der Ebene von Djakova, befinden sich große Ansiede-

lungen fast nur von Nachkommen solcher Flüchtlinge aus Dukadschin und Merturi, welche einer Blutrache in ihrem Stammesgebiete halber einst ausgewandert sind. Steinmetz sucht bei der großen Liebe, mit welcher der Albanese an seiner Heimat hängt, die Hauptursache der Invasion Altserbiens nicht allein in dem Umstande, daß das sterile Gebirgsland der Malcija die stetig wachsende Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermochte, sondern zu einem beträchtlichen Teile auch in der Flucht vor der Blutrache.

Wer möchte unter Bedachtnahme auf die Zahlen obiger Statistik und in Anbetracht des furchtbaren Elendes, das die Blutrache nachweislich nicht nur für ganze Familien, sondern oft für ganze Landschaften im Gefolge hat, bestreiten, daß es eine schreckliche Institution ist, diese Forderung: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn"! Und doch muß man wieder sagen, daß in einem Lande ohne geordnete Rechtspflege, ohne streng waltende Obrigkeit, selbst die Blutrache zur Wohltat wird. Was für Zustände würden in Albanien herrschen, wo jedermann bis an die Zähne bewaffnet ist, wo jedermann eigentlich machen kann, was er will, wenn die Furcht vor der vergeltenden Blutrache nicht wäre! Die Frage, ob die Institution der Blutrache ein Fluch für jene Völker ist, bei denen sie heute noch herrscht (wie der Berliner Professor Delitzsch in seinem 1903 vor Kaiser Wilhelm gehaltenen Vortrag „Babel oder Bibel" behauptete), läßt sich nicht vom Schreibtisch im stillen Studierzimmer aus beantworten; um diese Frage zu lösen, muß man sich in den ganzen Gedankengang und in die Lebensweise jener Völker hineinversetzen können. Dann wird man finden, daß die Blutrache unter den gegebenen Verhältnissen das einzig mögliche Mittel zur Aufrechterhaltung einer Ordnung überhaupt ist, also nicht ein Fluch, sondern oft sogar ein Segen. Und es darf mir zur ganz besonderen Genugtuung gereichen, daß ich mich bei dieser meiner

Auffassung, die vielleicht manchem Leser paradox und seltsam vorkommen mag, auf keinen Geringeren als den berühmten Theologen und Forscher Professor Doktor Alois Musil stützen kann, den Entdecker des Wüstenschlosses Kuseir Amra.

In seinem großen, von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Werke „Arabia Petraea" (Wien, 1907 und 1908) erzählt Dr. Musil von der Blutrache:

„Die Institution der Blutrache gehört in den Gebieten, die einer festen Staatsmacht entbehren, zu den größten Wohltaten. Denn wenn man keinen Rächer hinter sich hätte, wäre man einzig auf Gott und sich selbst angewiesen und darum in ständiger Gefahr, das Leben gewaltsam zu verlieren. Hat man aber einen Rächer, so kann man des Lebens sicher sein und sich auch in der Wüste so sicher fühlen wie in der belebtesten Straße einer europäischen Großstadt. Jeder vergossene Blutstropfen muß durch das Blut des Mörders gesühnt werden, oder, wie das Sprichwort sagt: ‚Knochen für Knochen, Blut für Blut ... Mann durch Mann, Seele durch Seele ...' Sobald die Freveltat gesühnt und der Schuldige oder sein nächster Verwandter bestraft ist, ist der Gerechtigkeit Genüge geschehen; die Rache hört von selbst auf und beide Familien können wieder die besten Freunde werden" (III, 359).

Man könnte sagen: Bei Mord lasse sich das Gebot der Blutrache am Ende noch begreifen, aber bei Totschlag erscheint sie als Grausamkeit. Hören wir auch hier Musil. Er fährt fort:

„In den meisten Fällen wird nur der beabsichtigte, aus Haß oder Neid begangene Mord mit Blut gerächt. Handelt es sich nur um Totschlag, so wird dem Schuldigen fast immer die Möglichkeit geboten, über die Grenzen des Stammesgebietes

zu entfliehen und für den Toten den Blutpreis zu bezahlen. Ist dies geschehen, so kann der Flüchtling wieder zurückkehren und sein Zelt neben dem Zelt des Rächers aufstellen; denn der Gerechtigkeit ist genuggetan. Die Furcht vor der Blutrache ist so groß, daß es unter den Arabern nur sehr selten zu Raufereien kommt und daß selbst Räuber und Diebe dem Blutvergießen womöglich ausweichen."

Was hier Dr. Musil von den Arabern sagt, gilt Wort für Wort auch bei den Albanesen! Aus vorstehender zusammenfassender Darstellung dürfte sich das zur Genüge ergeben. Besonders dann, wenn man die Blutrache nicht aus dem Gefüge des ganzen „Gesetzes der Berge" herausreißt, sondern ihre Vorschriften im Zusammenhang mit den anderen Gesetzesbestimmungen des Lek Dukadschin betrachtet.

* * *

Daß der Albanese auch einen Blutpreis kennt, habe ich zwar schon wiederholt kurz angedeutet, aber es dürfte doch von Interesse sein, genau die Umstände zu beschreiben, unter denen der Loskauf von einer Blutrache in Albanien vollzogen wird. Hahn schildert in seinen „Albanesischen Studien" diese Gebräuche sehr anschaulich wie folgt:

Hat der Mörder, je nach der Macht der beleidigten Familie, oder den den Mord begleitenden Umständen längere oder kürzere Zeit das Land gemieden, und scheinen die Umstände günstig zu sein, so beginnen dessen Verwandte mit den feindlichen Familienmitgliedern Unterhandlungen anzuknüpfen, und suchen gewöhnlich zuerst die entfernteren, und durch diese die näheren Verwandten des Ermordeten zu gewinnen. Solche Unterhandlungen ziehen sich oft Jahre lang hin; sind sie aber glücklich beendigt, so wird zur Versöhnungszeremonie ge-

schritten. Der Zug der um Verzeihung Bittenden, welcher aus der Freundschaft des Mörders besteht, und sich durch die entfernteren Stammesmitglieder der verletzten Familie vergrößert, zieht vor das Haus des nächsten Verwandten des Ermordeten. Voraus der Priester mit Kruzifix und Evangelium, hierauf vier bis sechs Wiegen, in welchen Säuglinge liegen, dann der Reuige mit auf den Rücken gebundenen Händen, verbundenen Augen und einen Strick um den Hals, an welchem ein Yatagan hängt, umgeben und bewacht von den Seinigen, um ihn gegen etwaige Wutanfälle von seiten der Verletzten zu beschützen. In der Nähe des Hauses nehmen die Männer ihre Feze ab (ein Zeichen tiefster Demut) und legen sie auf die Wiegen. Der Reuige wird in das Haus geführt, aus welchem alle Bewohner treten, und an das Herdfeuer gestellt. Der ihn begleitende Zug bleibt vor der Haustür und stellt die Wiegen in der Art vor dieselbe, daß die Füße der Kinder gegen Osten gerichtet sind.

Ist dies geschehen, fragt der nächste Verwandte des Ermordeten die Mitglieder des Zuges, in welcher Absicht sie gekommen, und was ihr Begehren sei. Hierauf antwortet der Priester oder ein anderes Mitglied des Zuges mit einer beweglichen Rede, in welcher er etwa anführt, daß das ihnen angetane Leid freilich sehr groß sei, und dies der Reuige auch dadurch anerkenne, daß er sich gebunden in ihre Gewalt gegeben habe; Verzeihung sei aber nicht nur des Christen, sondern auch des Tapfern würdiger als Rache, und um diese flehe er die Beleidigten an im Namen des Kreuzes, des Buches und dieses unschuldigen Blutes (der Albanese hat eine gewisse Achtung, ja Ehrfurcht vor dem Kinde in der Wiege, er nennt es zum Andenken an die frisch erhaltene Taufe St. Johann). Darauf erfolgt eine Szene langen Sträubens von seiten des Verletzten und ununterbrochenen Bittens von seiten der Verzeihung Suchenden, welche endlich

damit ſchließt, daß der Verletzte, ſich gleichſam Gewalt antuend, eine der Wiegen aufhebt, ſie dreimal von der Linken zur Rechten im Kreiſe herumträgt und ſie dann wieder niederſetzt, jedoch ſo, daß nun die Füße des Kindes gegen Weſten gerichtet ſind, welches Beiſpiel von ſeinen nächſten Verwandten mit den übrigen Wiegen wiederholt wird.

Hierauf fragt der Verletzte die Ankömmlinge nochmals nach ihrem Begehren und es wiederholen ſich die Szenen des Flehens und Sträubens. Sie dauern oft mehrere Stunden. Endlich erklärt ſich der Verletzte zur Verzeihung bereit und begibt ſich mit ſeinen nächſten Angehörigen in das Haus, wo ſie den Mörder ſeiner Bande entledigen und ihn mit den Worten: „Es ſei dir verziehen", der Reihe nach umarmen. Darauf ſagt der Verletzte: „Die Rache (wörtlich das Schwert) erlaſſe ich dir, aber die Buße (wörtlich die Sache) will ich", welche durch den Gebrauch auf 1000 Piaſter feſtgeſetzt iſt. — Demzufolge übergeben ihm die Verwandten des Straffälligen eine Anzahl Waffen zum Pfande, deren Wert den Betrag dieſer Summe oft um das Drei- und Vierfache überſteigt, und fahren ſo lange fort, neue Stücke zuzulegen, bis der Verletzte ſich für befriedigt erklärt und die Pfänder in das Haus tragen läßt.

Dann geht es an die Bereitung des Gaſtmahles, zu welchem der Verzeihung Suchende alle nötigen Requiſiten mitgebracht hat und man verkürzt die Zeit durch allerlei gleichgiltige Geſpräche. Bei Tiſch wird wacker gegeſſen und getrunken, und gegen das Ende der Mahlzeit beginnt ein neuer Angriff auf die Großmut des Verletzten, damit er, nachdem er bereits ſo viel getan, dem Begnadigten etwas an dem feſtgeſetzten Wergelde erlaſſe. Darauf läßt dieſer die gegebenen Pfänder bringen und ſtellt von denſelben wenigſtens diejenigen zurück, welche der Ehre halber über die haftbare Summe gegeben wurden, indem er zu-

gleich die Frist zur Einlösung der zurückbehaltenen Pfänder bestimmt und diese auf neue Bitten verlängert. Meistens erläßt er auch wohl das halbe oder selbst das ganze Wergeld, indem er alle Pfänder zurückgibt, und in diesem Falle verlangt es die Sitte, daß ihm der Begnadigte irgend eine wertvolle Waffe zum Geschenke mache. Denn der Vorwurf, daß einer für den Mord oder die Entehrung eines Familiengliedes Geld empfangen habe, ist für den Albanesen fast ebenso ehrenrührig als der, daß er nicht imstande gewesen, dessen Tod oder den angetanen Schimpf zu rächen. Dieser Vorwurf wird so ausgedrückt: Du hast das Blut deines Bruders ꝛc. gegessen.

Mitunter versucht man auch ohne vorhergegangene Unterhandlung vermittels eines solchen Zuges die Verzeihung durch Ueberraschung von dem Verletzten zu erobern. Doch setzt man sich dann auch der Gefahr aus, das Haus von dem Verletzten verlassen, oder denselben unerbittlich zu finden, indem er die Wiegen unberührt läßt.

* * *

Vielfach geschieht es, daß, um die neugeschlossene Freundschaft noch mehr zu befestigen, sich die Versöhnten je nach den Umständen entweder durch Gevatterschaft bei der Taufe, oder dem ersten Haarschnitte ihrer Kinder, oder durch Blutsbrüderschaft, welche den slawischen Namen „probatinja“ führt, verbinden.

Diese letztere wird unter folgenden Zeremonien geschlossen: Der von den zu Verbrüdernden gewählte Kompar unterbindet den kleinen Finger der rechten Hand eines jeden derselben, ritzt dann das unterbundene Glied auf, läßt ein paar Tropfen Blut in ein Glas Branntwein fallen und gibt dies dem anderen zu trinken, worauf sich die Verbrüderten wiederholt umarmen und mit ihren Freunden zu einem Schmause niedersetzen. In

anderen Gegenden wird das Blut beider in ein Glas Branntwein getropft und dieses dann gemeinschaftlich geleert. Dieser auf eine Blutschuld folgende Bund wird von den Hochländern sehr heilig gehalten, dagegen die unter anderen Verhältnissen geschlossene Blutsbrüderschaft nicht so hoch angeschlagen. In anderen albanesischen Gegenden aber begründet sie einen Bund für das ganze Leben und wird selbst mitunter der Blutbruder für näher als der leibliche stehend angesehen.

Von der bestraften Treulosigkeit eines Blutsbruders erzählte der Bajraktar von Toplana folgende niedliche Geschichte: „Es waren einmal zwei junge Männer, welche die Tapfersten in ganz Albanien zu sein behaupteten. Sie machten Blutsbrüderschaft miteinander und gingen zu einer klugen Alten und fragten diese: Was müssen wir tun, um für die Tapfersten im ganzen Lande zu gelten? Die Alte antwortete: Ihr müßt eine weiße Bärin aufsuchen und sie erlegen. Da machten sich die beiden auf und ruhten nicht eher, bis sie die weiße Bärin aufgefunden hatten. Das war ein gewaltiges Ungetüm mit einem schneeweißen Pelze und der war so dick, daß keine Kugel durch ihn drang. Sie schossen also vergebens ihre Flinten und Pistolen auf die Bärin ab und diese stürzte mit solcher Schnelligkeit auf sie zu, daß sie dem einen den Weg abschnitt. Dieser suchte sich dadurch zu retten, daß er einen dicken Baum hinaufkletterte; die Bärin aber begann sogleich, ihm nachzusteigen. Wie sie nun oben ihre Tatzen ausgebreitet und den Baum umklammert hält, da faßt sich der junge Mann ein Herz, gleitet auf der anderen Seite des Baumes herunter, packt die beiden Tatzen der Bärin und zieht sie so fest an den Baum, daß sie weder beißen noch sich regen kann. Darauf rief er seinem Blutsbruder, daß er herbeikommen und die Bärin totschlagen solle. Aber der hörte und sah nicht, und es dauerte zwei Tage, bis er sich wieder herbeitraute, um zu sehen, was

aus seinem Genossen geworden sei. Als ihn dieser erblickte, rief er: ‚Rasch, Bruder! Ich kann nicht mehr; komm und halte die Bärin, bis ich sie totgeschlagen habe.' Dieser packte nun statt seiner die Tatzen der Bärin, aber als er sie fest hatte, da sprach der andere: ‚So, nun halte sie, so lange du kannst und denke dabei deines Brudereides.' Sprach's und ging darauf seiner Wege." — — —

* * *

Zum wenigsten ebenso innig als die Verbindung zwischen zwei Blutsbrüdern ist in Albanien jene, die man als Kompar bezeichnet. Kompar wird jener, der dem Kinde eines anderen unter Einhaltung gewisser Zeremonien die ersten Haarlocken abscheert. Der Kompar gilt mehr als der eigene Bruder, schreibt Baron Nopcza, denn bei den Mohammedanern darf letzterer z. B. oft die Frauengemächer nicht allein betreten — dem Kompar ist es gestattet; einem Kompar kann bei Katholiken unter Umständen sogar das Verbrechen des Ehebruches verziehen werden, das sonst nur durch die Blutrache gesühnt werden kann. Der Kompar braucht indessen keineswegs aus demselben Stamm oder von gleicher Religion zu sein, wie sein Gefährte. Baron Nopcza führt einen Fall an, in dem ein katholischer Geistlicher Kompar eines angesehenen Mohammedaners wurde.

Die Zeremonie des ersten Haarschnittes der Kinder wird von den angesehenen Familien mit großem Pomp und Aufwand gefeiert. Von den Mohammedanern werden zu dieser Festlichkeit befreundete Christen oftmals zu Gaste geladen, oder, wie gesagt, selbst als Gevatter gebeten. Dieser Akt wird in der Malcija gewöhnlich ein bis zwei Jahre nach der Geburt des Kindes vorgenommen; für Knaben wird der zunehmende, für Mädchen der abnehmende Mond ab-

gewartet. Die Mutter bäckt dann zwei große und so viele kleine Weizenbrote, als die Familie des Gevatters (Kompars) Glieder zählt, und begibt sich mit ihrem Kinde und in Begleitung einer anderen Frau, welche die Brote und das für den Kompar bestimmte Geschenk (ein Hemd, einen Gürtel oder ein Paar Strümpfe) trägt, nach dessen Haus. Der Kompar geht ihr eine Strecke entgegen und führt sie in sein Haus. Dort wird gemeinsam zu Abend gegessen und am anderen Morgen schneidet der Gevatter dem Kinde die Haare ab, welche verbrannt werden. Die Mutter erhält vom Kompar ein Geldgeschenk.

Bei den Albanesen wird das Haar vielerorts partiell rasiert, so daß nur eine Hinterhauptslocke, Pertschen genannt, bestehen bleibt. In der Gegend von Prisrend und in der Ljuma wird kein Pertschen getragen, sondern man rasiert sich das Haar nur am Nacken und oberhalb der Schläfen. Zum Rasieren benützt man selten Seife; häufig wird ein Gemenge von Wasser und Asche verwendet. — Die erste, im Jahre 1703 abgehaltene albanesische Provinzialsynode verbot der Geistlichkeit, ihr Haar lang wachsen zu lassen und den Kopf zu rasieren; die Kleriker sollten kurzes Haar und die corona clericalis tragen. Der Sinn dieses Verbotes, das auch heute noch in Kraft ist, ist der, daß die Geistlichen das Haar nicht nach der Landessitte tragen sollen. — —

* * *

Während der sehr rege gepflogenen Unterhaltung über Blutrache, Blutsbruderschaft und Haarschnitt der Kinder hatte unser Hausherr Kol Nikaj uns in einer Art Gartenhaus ein opulentes Mahl servieren lassen, dem wir wacker zusprachen, an dem auch das ganze „Haus" des Gastgebers — natürlich nur die männlichen Mitglieder der Familie — teilnahm. Es war eine ganz ansehnliche Versammlung, die sich dort zusammengefunden

hatte; zur Familie unſeres Hausherrn zählten allein ſiebenundzwanzig Perſonen. So wurde es uns freilich auch beſſer verſtändlich, daß das „ſtarke Haus“ Kol Nikajs in hohem Anſehen ſtand und ſehr gefürchtet war, denn die Macht einer Familie wird in Albanien nach der Zahl der ihr angehörenden männlichen Mitglieder geſchätzt. Daß bei dieſem Mahle Freund Wenng wieder bis zum Ueberdruß von ſeinem eingebildeten Vorrechte Gebrauch machte, die ihm vom Hausherrn zugedachten guten Brocken mir zuwerfen zu dürfen, fand ich niederträchtig. Speziell als es ſehr fette heiße Brotküchlein gab, welche Kol Nikaj liebevoll mit Honig beſtrich, artete dieſe Unart des braven Weggenoſſen zur Quälerei aus, da ich durch die ſehr wohlgemeinte Sitte und Wenngs Bosheit genötigt wurde, von dieſer „Mehlſpeiſe“ mehr zu verzehren, als mir lieb und zuträglich ſein konnte. Des Hausherrn Vorrat an Treberbranntwein hatte unter ſolcher Ranküne des ſchlauen Wenng ſehr zu leiden. — — —

Das reiche Waffenarſenal Kol Nikajs machte es nur zu erklärlich, daß es auch hier wieder zu einer ſolennen Schießerei kam. Die Kula unſeres Hausherrn ſtand auf einer Felſenkuppe am rechten Ufer der Goska. Ein junger Burſche mußte zum anderen Ufer hinüber und dort am Bergeshang einen doppelt fauſtgroßen Stein als „Scheibe“ aufſtellen. Und nun ging ein luſtig Knallen los. Wie ich ſchon früher ſagte: die Albaneſen ſind ſchlechte Schützen, und mein Mannlicher-Schönauer-Stutzen iſt ein vorzügliches Fabrikat öſterreichiſcher Waffeninduſtrie. Mein erſter Schuß war ein Treffer, und dieſe Tatſache erregte umſo größeres Aufſehen, als ſonſt kein Schuß aufs Ziel gegangen war. Noch einmal wurde Schuß um Schuß hinübergefeuert; abermals lauter Nieten. Mein zweiter Schuß jedoch ſaß auch, und dieſe „Trefſicherheit“ riß die uns umgebende Menge kriegeriſcher Arnauten zu lauten

und lebhaften Beifallsbezeugungen hin. Jetzt versuchten es einige mit meinem Stutzen, und unser Hausherr war überglücklich, als es ihm nach dem zweiten Versuch mit meiner Büchse gelang, einen Treffer zu erzielen. Das Herumknallen dauerte noch eine Weile an; ich wollte den so leicht erworbenen „Ruhm" nicht wieder aufs Spiel setzen, und nicht schließlich durch einen Fehlschuß das ganze Renommee wieder in Frage stellen. Aber schließlich drängten mich alle so sehr, noch einmal zu schießen, daß ich wohl oder übel d'ran glauben mußte. Es war wirklich von großem Interesse, zu beobachten, wie die Leidenschaft alle erfaßt hatte. Da ich mich schußbereit machte, legte sich unser Hausherr zu mir auf den Boden nieder, um ja genau die Wirkung des Schusses beobachten zu können. Und da wirklich ein scharfes „Tak" von drüben anzeigte, daß auch meine dritte Kugel am „Zielsteine" saß, brach ein Sturm der Begeisterung aus, wie ich solches noch nie erlebt habe. Kol Nikaj sprang auf, schloß mich in seine Arme, küßte mich immer und immer wieder unter den Ausdrücken höchster Ekstase, nahm mich dann auf die Arme und trug mich hinauf zu seiner Kula — um mir zur Belohnung noch einen Treberschnaps und eine frische Zigarette zu reichen. Ich war sein Freund geworden und er ging mir nun nicht mehr von der Seite. Unser Dolmetsch Pater Michael aber wußte nachher nicht genug zu erzählen von der Wirkung dieser drei Treffer auf die leichtempfänglichen Gemüter der Albanesen. Wir hatten uns ihre Sympathien in vollstem Maße errungen. Unser Hausherr wollte uns nicht ziehen lassen, da wir später zum Aufbruch drängten; „ich gehe eine Kuh schießen," erklärte er, und „dann werde ich euch ein Festmahl geben, wie Flethi nie eines gesehen hat."

Wir retteten dieser Kuh das Leben, weil wir darauf bestanden, weiter reiten zu müssen. Und trotz Blutrache

und Lebensgefahr ließ es ſich Kol Nikaj nicht nehmen, uns wenigſtens bis ins Tal hinuter zu begleiten, um ſich dort auf das allerherzlichſte von uns zu verabſchieden. Die Reiſegefährten aber neckten mich noch lange mit Erinnerungen an die Liebesbeweiſe meines neuen Freundes, des „Mörders von Flethi“. — — —



Vier Krieger vom Stamme der Schala.

Albanesenhochzeit.

Im Räuberhan von Sakati. — Unsere „ärztliche Praxis". — Wundbehandlung in Albanien. — Zum Tale der Goska. — Spasch, am Drin, das Creveni der Peutingerschen Tafel. — Albanesische Fähren. — Ziegenhautflöße. — Ein Hochzeitszug. — Verlobung. — Blutsverwandschaft. — Hochzeitsgebräuche. — Kirchliche Trauung oft erst bei der ersten Taufe.

Aus dem Tale der Goska stiegen wir wieder aufwärts in die Berge. Der Ritt war stellenweise beschwerlich, aber es gewann doch nach und nach den Anschein, als ob wir die schwierigsten Passagen überwunden hätten. Wir ritten durch Kulumoria, der Heimat jener drei Familien, bei denen Kol Nikaj im Blute stand, und da es möglich sein konnte, daß man hier oben bereits erfahren hatte, wir seien des Dschaksur Gäste gewesen, war der Ritt durch diese Ortschaft nicht gerade sehr gemütlich. Hätten doch die „Herren des Blutes" hier oben dem Geächteten von Flethi keinen größeren Schimpf antun können, als indem sie seine Gäste erschossen haben würden. Es gibt wirklich angenehmere Situationen im menschlichen Leben, als ein solches Vorbeireiten an schußfertigen Martinigewehren. Aber kein Mensch behelligte uns. In Sakati jedoch, einem einsamen Han auf der Höhe des Gebirgszuges, der früher als „Han des Lahmen" weitverbreiteten Ruf als berüchtigte Räuberhöhle genoß, zwang uns die Müdigkeit unseres wohlbeleibten Pater Michael zu längerer Rast. Unter schattigen Kastanienbäumen lagerten wir uns



Ein südalbanischer Raubritter

trotz der merkwürdig unfreundlichen, ja feindseligen Haltung des mohammedanischen Hanschitz (Wirtes), der sich sogar weigerte, uns Kaffee zu geben. Erst später wurde uns hier oben von einem Arnauten einiges Obst zur Erfrischung angeboten. Warum uns hier selbst in einem Han die Gastlichkeit verweigert wurde, vermochten wir nicht zu ergründen; jedenfalls war dies der erste und blieb der einzige Fall solch ablehnenden Verhaltens gegen unsere kleine Karawane.

Ab Sakati führte uns der Weg durch herrliche Buchenwaldungen in vierstündigem Ritt, der öfters durch wundersame Ausblicke auf die nördlich des Drin liegenden Gebirgszüge verschönt wurde, wieder hinab ins Tal der Goska, die sich hier dem Drin zuwälzt. In Palmtschi, einem freundlichen Orte kurz vor dem letzten Abstieg zum Flußbette, wurden wir bei einem Hause angehalten, auf das wir die Ansicht aller Albanesen rechtfertigen möchten, die jeden „Franken" für einen Arzt halten. Zuerst erhielten wir Kaffee und Zigaretten und nach dieser Begrüßung und Bewirtung brachte man den Patienten zu uns, der eine Binde über beiden hochentzündeten Augen trug. Wir gaben uns redliche Mühe, gelehrt dreinzuschauen und den Glauben der Malzoren an die allesbeherrschende Tüchtigkeit der Oesterreicher — als solche wurden wir vom Pater Michael den Leuten vorgestellt — zu rechtfertigen. Nach gründlicher Untersuchung ließen wir den lebhaft dankenden Skipetaren aus unserer kleinen Sattelapotheke ein desinfizierendes Mittel zurück und rieten seinen Angehörigen, ihm vorerst mit einer sehr verdünnten Lösung die kranken Augen fleißig auszuwaschen, sich im übrigen aber mit dem Patienten so bald wie nur tunlich nach Skutari ins österreichische Spital zu begeben, da zu befürchten stehe, er werde sein Augenlicht ohne gründliche Pflege gänzlich verlieren. Ob unserem wohlgemeinten Rate Folge geleistet wurde,

möchte ich bezweifeln, denn im allgemeinen sind die Malzoren allen Krankheiten gegenüber von unglaublicher Nachlässigkeit. „Leider kann man bei den Verhältnissen in Albanien in vielen Fällen recht wenig helfen; die Therapie beschränkt sich häufig auf sehr allgemeine Ratschläge", erklärt Dr. med. Liebert in seiner Beschreibung eines Vorstoßes in die nordalbanischen Alpen, und fügt bei: „Im allgemeinen sind die Leute für jeden ärztlichen Rat dankbar; der Arzt kann oft leichter als ein anderer das Vertrauen der Bergbewohner gewinnen, was für mich als Reisender oft von Bedeutung war."

Auch Steinmetz berichtet wiederholt, daß man ihn auf seinen albanesischen Wanderungen für ärztliche Hilfe in Anspruch genommen habe, weist aber ganz wie Dr. Liebert darauf hin, daß man sich stets mit allgemeinen Ratschlägen und bestenfalls einigen reinigenden Mitteln begnügen muß. Wie sehr in Albanien noch der Aberglaube herrscht, Krankheiten könnten durch Tragen von Amuletten geheilt werden, die meist in einem in Dreieckform gehaltenen Stück Papier mit einem frommen Spruch bestehen, habe ich früher schon erwähnt; ebenso, daß gerade die Pfarrer vielfach diesen Vertrieb von Amuletten besorgen. Selbst die Mohammedaner verwenden recht oft nach dem Grundsatze: „Hilft es nichts, so kann es auch nicht schaden" solche mit Bibelinschriften versehene Amulette. Erwähnenswert ist ferner die in der Malcija bestehende Ansicht, daß den Ende April gekauften Medikamenten ganz besondere Heilkraft innewohne.

Bei Epidemien ist an eine Isolierung von Kranken natürlich gar nicht zu denken, und so wüten denn Typhus, Blattern und Influenza oft in ganz unglaublicher Weise. In neuerer Zeit ist den übereinstimmenden Feststellungen Steinmetz' und Baron Nopcsas zufolge auch eine sehr gefährliche venerische Krankheit in Albanien

heimisch geworden; selbst Syphilis ist seit wenigen Jahren ein Uebel, das in der Malcija große Verheerungen anrichtet.

Baron Nopcza erzählt zwei von ihm beobachtete Fälle von Wundbehandlung, die über die in Albanien übliche Art dieses Zweiges der Heilkunde — ein sehr wichtiges Kapitel im „Waffenarsenal Europas" — interessante Aufschlüsse geben. Das einemal handelte es sich um eine gefährliche schwere Schußwunde in der Leistengegend, das anderemal hatte sich ein sehr angesehener Katholik von Flethi einen rostigen Eisennagel in die Fußsohle getreten. Bei der Schußwunde bestand die erste Behandlung nicht darin, die Wunde zu waschen, sondern weichen Schafkäse aufzulegen, um weitere Blutungen zu verhindern. Der Verletzte soll zwar einige Zeit gefiebert, sich aber dann wieder erholt haben. — Bei dem verletzten Fuße war mehrmaliges Einreiben mit Oel und Sengen mit glühender Kohle die erste ärztliche Hilfe. Abends nahm der Verletzte selbst ein kleines Stück Hammelfett und wollte dies über der Flamme eines Kienspahnes schmelzen, um es sich so auf die Wunde zu träufeln. Da das Hammelfettstück klein war und der Kienspahn unruhig und ungleichmäßig brannte, so wiederholten sich genau jene Unfälle, welche sich beim Siegeln eines Paketes mit einem allzu kleinen Stück Siegellack ereignen. Der Verletzte verbrannte sich die Finger, und das siedende Fett tropfte ihm überall auf den Fuß hin, nur nicht auf die verwundete Stelle. Endlich, nachdem Ferse, Knöchel und Zehen ꝛc. ordentlich verbrannt waren, fiel ein Tropfen auf die verletzte Sohle, und damit hatte die Behandlung für jenen Tag ein Ende. Am nächsten Tag wiederholte sich dieselbe Prozedur, am dritten ebenso; am vierten Tage war der Verletzte wieder glücklich genesen. — — —

Wir waren herzlich froh, als wir endlich nach einer anstrengenden Kletterpartie — unsere Pferde kletterten wie die Gemsen — an der Brücke anlangten, die über die Goska führt, kurz vor Einmündung derselben in den Drin. Unsere Freude war wohlbegründet, denn mit Ueberschreitung dieser Brücke konnten wir sagen, daß der schwierigste Teil unserer Reise hinter uns lag. Hier traten wir in die Ebene des Drin ein, der wir nun aufwärts bis Prisrend folgen konnten. Freilich war auch jetzt von einem halbwegs menschenwürdigen Wege noch keine Rede, aber es galt auch nicht mehr, schwindelnde Höhen zu ersteigen, schroffe Abhänge zu erklettern oder finstere Schluchten zu durchqueren. Der Saumpfad, welcher nunmehr den Drin aufwärts führt, überwindet zwar noch einzelne sich mehr oder weniger scharf an den Fluß drängende Anhöhen, aber die Beschwernisse dieses Weges erschienen uns wie ein Reiten auf wohlgepflegter Landstraße gegenüber den halsbrecherischen Passagen des nun hinter uns liegenden Hochlandes.

So kamen wir frohen Mutes nach Spasch, einen kleinen, aber anscheinend wohlhabendem Orte an der Mündung der Goska. Hier tritt der Drin in die zwanzig Stunden lange Felsenspalte, die er erst bei Duschmani, zehn Stunden oberhalb des Tales von Tschereti, verläßt, um sich dann in immer noch unwegsamem Tale den Weg zur fruchtbaren Ebene der Zadrima zu suchen. Das klare Bergwasser der Goska vermischt sich hier mit den schlammig-trüben Fluten des reißend in die Felsenenge hineinströmenden Drin, und als ein Hauptrastort an der Karawanenstraße Prisrend-Skutari erfreut sich Spasch eines ziemlich lebhaften Verkehres. Im Han des Ortes hielten wir kurze Rast und wir taten — wie sich später herausstellte — sehr wohl daran, daß wir uns hier mit einem reichlichen Zuckervorrate versahen. Denn die zwei nächsten Tage war eigentlich weißer Zucker mit — Hoff-

mannstropfen, von denen Freund Wenng einen reichlichen Vorrat mit sich führte, unsere Hauptnahrung. — — —

Auf steilem, gegen den Fluß zu in einer schroffen Wand abfallendem Fels erhebt sich Spasch gegenüber auf dem anderen Ufer des Drin die Ruine einer großangelegten Burg, die Feste Demanitje. Der Sage nach soll dort jene Burg gestanden haben, in welcher Lek Dukadschin seine beiden geblendeten Brüder Pal und Koka gefangen hielt. Schon Hahn berichtet von jenen Ruinen und erzählt, er sei dieselben von Spasch aus Stein für Stein mit dem Fernrohre durchgegangen, habe jedoch nirgends einen alten behauenen Stein daran entdecken können. Auch die Eingeborenen hätten erklärt, daß dort überhaupt kein einziger behauener Stein zu finden sei und die Mauern nur aus Bruchsteinen bestünden.

Den Geographen wird interessieren, daß die Distanzangaben der alten Peutingerschen Tafel, von Nisch (Nissa) an gerechnet, die römische Station von Creveni genau an die Mündung der Goska verlegen. Die dort angedeutete militärische Bedeutung dieses Punktes wird sehr wesentlich durch die Tatsache unterstützt, daß bei Spasch die Straße von Skutari nach Djakova und Ipek den Drin kreuzt, jene von Skutari nach Prisrend aber hier aus den Bergen heraustritt und sich nunmehr den Drin entlang zieht. Erwähnt sei noch, daß die einzige Zwischenstation der Peutingerschen Tafel von Creveni bis Lisano (Alessia) ad Picaria geheißen ist, das heutige Puka, welches genau 30 römische Meilen von der Mündung der Goska entfernt liegt. — — —

Als wir ab Spasch den Drin aufwärts ritten, hatten wir zum erstenmale Gelegenheit, eine albanesische Fähre in Tätigkeit zu sehen. Eine solche besteht aus zwei der Länge nach verbundenen Einbäumen, wie sie sich vereinzelt noch auf den oberbayerischen Seen und jenen des Salzkammergutes finden. Die Pferde werden

in einer solchen Fähre derart placiert, daß die Vorderfüße in dem einen und die Hinterfüße im anderen Kahn stehen; zwischen ihnen nehmen die Reiter Platz oder wird das Gepäck verstaut. Das ganze Fahrzeug wird nun zuerst etwas stromaufwärts gesteuert und dann wird es von der Strömung gegen das andere Ufer getrieben. Ist das Wasser so seicht, daß die Kähne nicht direkt am festen Ufer anlegen können — was zumeist der Fall ist — so springen die Pferde von selbst hinaus und die Fährleute entledigen sich ihrer Fußbekleidung und tragen die Reisenden hinüber. Solche Fähren existieren aber am ganzen Drin nur in Spasch, Vjerda, Mluh, Mgula Komana und Trovna. Früher gab es auch eine solche in Duschmani; als aber eine blutige Fehde zwischen Duschmani und Berischa entbrannte, weil in Berischa eine Frau durch Leute aus Duschmani geraubt worden war, kam man zu der ganz begründeten Meinung, daß eine derartige Verkehrserleichterung auch ihre Nachteile habe und schlug die Fähre in Stücke.

Wo es keine Fähre vorstehend beschriebener Art gibt, bedient man sich des sogenannten Scherk, eines Ziegenhautflosses. Ein solches besteht aus einem etwa 1·50 Meter langen und 1·20 Meter breiten Geflecht finger- bis daumenstarker Weidenruten, unter dem aufgeblasene Ziegenhäute mit Bast angebunden sind. Diese Häute sind (Dr. Liebert beschreibt eine solche Fähre ausführlich) im ganzen vom Halse aus sorgfältig abgezogen; die dabei notwendigerweise entstandenen Oeffnungen an den Extremitäten 2c. sind mit Bast zugebunden. Die Häute werden jedesmal vor dem Gebrauche vom Halse aus mit dem Munde aufgeblasen, worauf auch diese Oeffnung mit Bast fest zugeschnürt wird. Das Gestell schwimmt auf den Häuten; bei der Ueberfuhr legt man sich darauf auf den Bauch. Da die Tragkraft des Fahrzeuges nur eine geringe ist, kann es jedesmal nur von einer Person be-

nützt werden, die höchstens ein leichtes Gepäckstück vor sich hinnimmt. Der Scherk wird dann von dem Fährmann, der hinterher im seichten Wasser geht, im tiefen schwimmt, vorwärts geschoben. Zur Erleichterung des Schwimmens bindet er sich vor den Leib, um den Brustkorb, und an die Oberschenkel ebenfalls eine aufgeblasene Ziegenhaut. Eine solche Ueberfahrt nimmt naturgemäß ziemlich viel Zeit in Anspruch, besonders wenn es sich um mehrere Personen handelt. Denn das Vehikel muß jedesmal erst umständlich neu hergerichtet werden, und bei wiederholtem Traversieren müssen sogar die Häute öfters aufgeblasen werden. — — —

In der Nähe des Han Sitsches begegneten wir einem Hochzeitszuge und hatten so Gelegenheit, uns sowohl durch eigenen Augenschein als durch Befragen über die Sitten und Gebräuche zu unterrichten, die bei einer albanesischen Hochzeit üblich sind. Ich habe bereits an anderer Stelle, da ich über die albanesische Frau sprach, darauf hingewiesen, daß die Kinder in Albanien meistens bereits im zartesten Alter verlobt werden. Der Albanese glaubt, daß der Himmel den Verlobten günstig gesinnt sei und daß die Verlobung selber zur Erhaltung des Lebens beitrage. Deshalb verlobt der albanesische Vater oft seine Kinder schon, wenn sie noch in der Wiege liegen.

Der Antrag zu einer Verlobung geht allezeit von den Eltern, oder, wenn diese gestorben sind, von den nächsten Verwandten des Knaben aus. Wird er von den Eltern oder Verwandten des Mädchens angenommen, so tauscht man gegenseitig ein Merkzeichen aus. Dies ist gewöhnlich ein altes Gold- oder Silberstück, welches keinen Kurswert mehr hat. Die zum Verspruche gewechselten Münzen dürfen jedoch nicht von einerlei Gepräge sein. Mit dem Austausche der Münzen wird die Verlobung als geschlossen angesehen und kann nur mehr

gelöst werden, wenn das Mädchen sich vor der Kirche als Wirdschen erklärt. Jeder andere Bruch des Verlöbnisses bedingt Blutrache. Sobald die Verlobung bekannt geworden ist, darf sich die Braut vor dem Bräutigam und dessen ganzer Verwandtschaft nicht mehr sehen lassen und mit keinem von ihnen auch nur ein Wort sprechen.

Rückt die Zeit heran, wo man die Verlobten zusammengeben will, dann erfolgt noch einmal ein förmliches Verlöbnis, bei welchem statt der Münzen goldene oder silberne Ringe ausgetauscht werden. Häufig geschieht dies jedoch erst drei Tage vor der Hochzeit. Aus diesem Anlaß verfügen sich drei Leute des Bräutigams, in der Regel zwei Männer und eine Frau, in das Haus der Braut und vollziehen dort die Förmlichkeit des letzten Verlöbnisses. Sie besteht darin, daß die beiden Ringe mehrmals auf einen Haufen Weizenmehl nebeneinandergelegt werden, wobei man dem Brautpaare Glück und Segen und der Verbindung der beiden Familien ewige Dauer wünscht. Die vorgeschriebene Formel lautet: „Süßes Brot und ungetrennt." Hierauf schmausen die Abgesandten im Hause der Braut und werden bei ihrer Rückkehr in das Haus des Bräutigams mit Gesang empfangen.

Wie schon erwähnt, haben die Albanesen sehr strenge Anschauungen über das aus der Blutsverwandtschaft entstehende Ehehindernis. Alle Stämme oder Familien, die laut Tradition von einem Urahn abstammen, gelten als blutsverwandt; eine Heirat zwischen ihnen ist unmöglich. Die Eheleute müssen also verschiedenen Stämmen angehören, und es kommt vor, daß trotz der erbittertsten Stammesfehden Heiraten zwischen den Mitgliedern beider verfeindeter Stämme stattfinden. Für die Hochzeitszüge gilt ebenso wie für die zur Verlobungszeremonie in das fremde Stammesgebiet Hinüberziehenden

die Bessa, welche in diesem Falle sehr strenge eingehalten wird. Setzt sich ein Stammesmitglied über das durch die Sitte geheiligte Eheverbot im eigenen Stamme oder in der eigenen Verwandschaft hinweg, so wird das als eine dem ganzen Stamme angetane Mißachtung betrachtet, und der Uebertreter wird vom allgemeinen Haß verfolgt.

In seinen „Albanesischen Studien", diesem unschätzbaren Quellenwerke, hat Hahn auch in ganz einzigartiger Weise ein Bild von den albanesischen Hochzeitsgebräuchen entworfen, das es verdient, in seiner ganzen Ausführlichkeit hier wiedergegeben zu werden.

Der Montag vor der Hochzeit wird als Anfang derselben betrachtet und Mehlmontag genannt; denn dann wird der zum Hochzeitbrote nötige Weizen zur Mühle geführt, und unter Gesängen und Gewehrsalven von der Freundschaft des Bräutigams dorthin begleitet. Wenn aber einmal der Weizen zur Mühle gebracht ist, dann darf der Hochzeitstag nur wegen eines Todes- oder sonstigen Unglücksfalles verlegt werden.

Der Donnerstag ist der Hochzeit-Holztag, denn zu jenem Tage ladet der Bräutigam alle Familien ein, die zur Hochzeit gezogen werden, um das nötige Holz zu holen. Der im Namen des Bräutigams Einladende sagt: „Ihr seid zum Hochzeitholze geladen."

Am Donnerstag in aller Frühe ziehen demgemäß die Weiber der geladenen Familien singend in den Wald, von wo sie, schwer beladen mit Stangen in den Händen, an denen ein Laubbusch oder ein rotes Tuch gebunden ist, in das Haus des Bräutigams zurückkehren. Haben sie dort abgeladen, so stecken sie die Stangen in den Holzhaufen und setzen sich zu einem Mahle.

Der Donnerstag ist auch der Backtag, denn sobald die Weiber aus dem Walde zurückgekehrt sind, gehen sie ans Kneten und Backen.

Die aber, welche zuerst Hand an den Teig legt, muß eine Jungfrau sein, der noch beide Eltern leben, und die Brüder hat, je mehr, desto besser; denn eine solche wird für glücklich gehalten, wenn sie auch arm ist, und wünscht man dem Hochzeitspaare ein gleiches Glück.

Das Brotkneten wird unter besonders dafür bestimmten Gesängen begonnen. Alsbald aber füllt sich die Vorkneterin eine Schüssel mit Teig und macht bei der anwesenden Gesellschaft die Runde und fordert sie auf, Geld in den Teig zu werfen; wenn sie dann zum Bräutigam kommt, so sucht sie ihn mit Teig zu beschmieren und nötigt ihm möglichst viel Geld ab; dieser wehrt sich anfangs, läßt sich aber endlich doch ein bischen anschmieren. Was aber das Mädchen so gesammelt hat, das ist ihr eigen. Ein anderes Mädchen legt an diesem Tage die Festkleider und Waffen des Bräutigams an und vertritt dessen Stelle; denn dieser darf sich erst am Hochzeitstage putzen. — Nachdem die Arbeit beendigt ist, wird getanzt.

Am Freitag ist Ruhetag.

Zum Sonnabend werden die näheren Verwandten des Bräutigams geladen, von denen jeder ein Lamm bringen muß. Alle Ankommenden werden von besonders hiezu bestimmten Frauen mit Gesang empfangen, welche auch für die Geschenke mit der Formel „wir bleiben euch verbunden, Herr!“ danken. — Darauf schmausen und tanzen die Geladenen den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und zeigen daher am Hochzeitstage ein sehr übernächtiges Aussehen. Während dieses Lärmens und Vorbereitens im Hause des Bräutigams bleibt im Hause der Braut alles ruhig.

Für den Sonntag werden sämtliche Verwandte und Freunde zur Hochzeit geladen. Von jeder geladenen Familie erscheinen zwei bis drei Personen, und mögen in

einem größeren Dorfe die Hochzeitsgäste selten unter hundert Köpfe betragen.

Jeder Gast steuert ein Brezelbrot, eine Holzflasche Wein und etwas Geld zum Hochzeitsfeste; die Geldsumme variiert je nach dem Verwandtschaftsgrade und den Vermögensverhältnissen des Geladenen zwischen 20 Para und etwa 10 Piastern. Die Verwandten, welche am Sonnabend kein Lamm geschickt haben, schenken aber 10 bis 20 Piaster.

Zur bestimmten Stunde setzt sich der Zug vom Hause des Bräutigams nach dem der Braut in Bewegung, an der Spitze der Geistliche, in der Mitte der Männer der Bräutigam, und zwar zu Pferd, wenn auch der Abstand zwischen beiden Häusern noch so gering ist; die Weiber, welche alle jung sein müssen, beschließen den Zug, sie führen ein geschmücktes Pferd oder Maultier für die Braut.

Der Zug bewegt sich unter Gesängen, die an die Braut gerichtet sind, und welche sie ermahnen, sich zum Austritt aus dem Vaterhaus bereit zu machen, nicht zu weinen ꝛc. An der Haustüre empfängt die Schwiegermutter den Bräutigam, welcher ihr die Hand küssen muß; sie hält ein Gefäß mit reinem Wasser in der Hand und besprengt ihn mit einem Blumenstrauß, den sie in das Wasser taucht und hierauf demselben übergibt. Wirft dann der Bräutigam Geld in die Wasserschüssel, so schenkt ihm die Schwiegermutter ein Taschentuch, das sie ihm, lang gefaltet, zum Staate (türkische Sitte) über die rechte Schulter legt.

Ein solches Tuch erhält auch der Wlam. Das ist ein Freund des Bräutigams, mit dem dieser Brüderschaft geschlossen hat. Oft wird der Wlam erst zur Hochzeit gewählt. Seine Obliegenheit bei der Hochzeit ist nun, statt des Bräutigams die Honneurs zu machen und für diesen zu danken, wenn auf seine Gesundheit getrunken

wird, denn nach der Sitte soll nicht nur die Braut, sondern auch der Bräutigam während der Hochzeitsfeier ein Bild der Demut und Schüchternheit sein.

Die Männer treten in ein besonderes Gemach, wo für sie ein Mahl bereit steht. Durch die ganze Länge des Raumes ist ein etwa 1½ Fuß breites Tuch auf die Erde gebreitet, worauf die Speisen gestellt werden, und die Gesellschaft lagert sich mit gekreuzten Beinen zu beiden Seiten. Unter dem Essen wird häufig auf die Gesundheit der Brautleute getrunken; die Toastformel lautet: „mögen sie leben, sein und glücklich werden!", wobei die Verwandten auch den Wunsch: „süßes Brot und ungetrennt!" nicht vergessen.

Die Frauen gehen in das Zimmer, wo sich die Braut befindet, welche jeder Eintretenden die Hand küssen muß. Hinter derselben steht die Schmuckfrau, welcher die Sorge ihres Putzes obliegt.

Etwa eine Stunde nach dem Eintritte wird der Wlam zur Braut beordert, um sie zu gürten und zu beschuhen. Dieser verfügt sich demgemäß in das Zimmer der Braut und küßt sie auf den Mund, die Braut aber küßt ihm die Hand. Darauf legt er ihr den Gürtel um und zieht ihr die Schuhe an, in welche er vorher Reis und Geld als Zeichen der Fruchtbarkeit gestreut hat, kehrt zu den Männern zurück und preist ihnen die Schönheit der Braut nach besten Kräften.

Wenn nun alles zum Aufbruche bereit ist, so stiehlt der Wlam zwei Löffel, die zu dem Ende bereit liegen; doch ist es Brauch, daß die Leute des Bräutigams auch noch etwas anderes, sei es eine Tasse, ein Glas oder sonst Aehnliches stehlen, was dann später zurückgegeben wird.

Nachdem die Braut ihren Eltern und Verwandten die Hände geküßt, wird sie nach einigem Sträuben auf das Pferd gesetzt und folgt dem Zuge des Bräutigams, der

sich vorher in Bewegung gesetzt hat, umgeben von ihren Verwandten. Sobald sie auf dem Pferde sitzt, beugt sie den Kopf dreimal rechts und dreimal links gegen das väterliche Haus, und dies bedeutet, daß sie, wenn auch scheidend, die Ihrigen stets lieben und ehren werde.

Sie ist während des Zuges mit einem roten Schleier bedeckt und neigt den Kopf vor allen, an denen der Zug vorbeigeht. Ihre Verwandten begleiten sie nur halbwegs zum Hause des Bräutigams, dann übergeben sie dieselbe an dessen Leute und gehen zurück, ohne daß auch nur einer der Braut weiter folgen dürfte. Für diese trägt nun der Wlam Sorge und unterstützt sie, damit sie nicht vom Pferde falle.

Alle Hauswirte, an denen der Zug vorübergeht, müssen den Vorüberziehenden Wein anbieten und die gleichen Freuden für ihre Familien wünschen. Schenkt ein Haus keinen Wein, so bedeutet dies Feindschaft mit dem Bräutigam.

Wenn der Zug am Hause des Bräutigams ankommt, so steigt dessen Mutter auf irgend eine Erhöhung und bewirft unter lauten Segenswünschen zuerst das Brautpaar, dann den ganzen Zug mit Reis, als Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Reichtums.

Der Bräutigam sitzt allein ab, die Braut muß aber dessen Vater oder sonstiger nächster Verwandter vom Pferde heben und dann bewegt man einen kleinen Knaben, dessen beide Eltern noch leben (denn nur ein solcher gilt für glückbringend) unter dem Bauche des Pferdes dreimal hin und her, als wollte man das Pferd durch diese Bewegung gürten. Die Brautleute haben acht, die Türschwellen, und besonders die des Zimmers, wo die Brautkränze liegen, mit dem rechten Fuße zu überschreiten.

Bei der Türe, durch welche die Brautleute eintreten, hält man ihnen einen Reif vor; durch diesen müssen sie, sich an den Händen fassend, kriechen, indem derselbe

über ihnen zerbrochen wird; dies bedeutet Vereinigung bis zum Tode.

Gleich nach dem Eintritte entschleiert der Wlam die Braut, indem er den Schleier mit etwas silbernem, am liebsten mit dem silbernen Griffe einer Waffe, aufhebt, und hierauf beginnt die Trauungszeremonie, wobei der in der griechischen Kirche übliche Gevatter die Kronen über das Haupt des Brautpaares hält. Eine besondere albanesische Sitte ist aber, daß die Gevatterschaften in den Familien erblich sind, z. B. das Haus des Johann ist der Gevatter der verwandten Häuser Peter und Paul und der Stammhalter dieses Hauses ist, gleichviel ob jung oder alt, der geborene Gevatter jener beiden Häuser. Trennt sich das Haus des Johann in verschiedene Häuser, so wird, wie über die übrigen Vermögensteile, auch über die Gevatterschaften das Los geworfen. Die Hochachtung der Täuflingshäuser gegen dies Gevatterhaus ist sehr groß, weil der Fluch desselben noch für gewichtiger gilt, als der des leiblichen Vaters. — Die geistige Verwandschaft begründet ebenso gut ein Ehehindernis, wie die leibliche, und wird wie diese, bis zum fünften Grade einschließlich, nach kanonischer Rechnung, gezählt. Die besonderen Leistungen des Gevatters beschränken sich auf die Bezahlung des trauenden Priesters, und bei dem Hochzeitsfeste gebührt ihm der Ehrenplatz.

Sobald die Trauung beendet, setzt man sich zum Mahle, während dessen die Braut mit über die Brust gekreuzten Armen und gesenktem Kopfe in einer Ecke des Gemaches steht, der Bräutigam aber sich nur dann stillschweigend erhebt, wenn auf die Gesundheit des Brautpaares getrunken wird, indem er es dem Wlam überläßt, statt seiner in den gebührenden Formen zu danken. Der Tag vergeht unter Schmaus, Tanz und Gesang.

Den Tanz eröffnet der Bräutigam, indem er an der Spitze der Männerreihe steht, welche sich Hand in Hand im Kreise bewegt, und stürzt sich plötzlich auf die Braut, welche unter den Frauen tanzt, ergreift sie bei der Hand und tanzt mit ihr, wozu dann folgendes Lied gesungen wird:

Der Rabe raubte ein Rebhuhn,
Was will er mit diesem Rebhuhn?
Um mit ihr zu spielen und zu scherzen,
Um mit ihr das Leben zu verbringen.

Gegen Abend entfernen sich die Gäste, nachdem sie die Braut mit Geld beschenkt haben, und diese ihnen die Hände geküßt hat. Die Braut schläft bei den Weibern, der Bräutigam mit seinen Freunden.

Am Montagmorgen nimmt der Wlam die Brautleute in ein besonderes Gemach und läßt beide dreimal abwechselnd in ein mit Honig bestrichenes Brot beißen; die Braut knippt nur zur Not ein Bröschen ab, der Bräutigam aber haut dafür umso besser ein. Der Sinn dieser Handlung enthält eine Mahnung an die Brautleute, sich ebenso gut miteinander zu vertragen, wie das Brot mit dem Honig, und das Leben in Liebe und Eintracht zu verbringen.

Dann kommt die Mutter der Braut mit Zucker- und Backwerk und Branntwein, um ihren Schwiegersohn zu beglückwünschen, der ihr die Hand küssen muß.

Hierauf geht's zur Dorfquelle; die Brautleute haben Schüsseln in den Händen und sollen einander naßspritzen. Die Braut erhält dabei eine tüchtige Taufe, hat aber selten das Herz, ihrem neuen Eheherrn ein Gleiches anzutun.

Am Montag und Dienstag beginnt der Verkehr der neuverschwägerten Häuser, indem der Schwiegersohn den Schwiegervater zu Tische hat. Dieser erscheint mit zahl-

reicher Freundschaft und wird mit großen Ehren empfangen und behandelt.

Am Dienstag ladet der Schwiegervater den Schwiegersohn zu sich, welcher mit den ersten Hochzeitsgästen erscheint und ebenfalls mit großen Ehren behandelt wird. Dies ist der letzte Hochzeitstag. Von denen, welche den jungen Ehemann nach Hause begleiten, entfernt sich der Wlam zuletzt und bleibt ihm zum Schabernack recht lange, bis es diesem gelingt, ihn durch alle möglichen Versprechungen von Schmausereien und Geschenken zum Fortgehen zu bewegen.

Hierauf wird der Bräutigam zu Bette gebracht, und nach einer Stunde führt man ihm die sich möglichst sträubende Braut zu, hinter welcher dann die Türe abgeschlossen wird.

Das sind die Gebräuche einer festlich begangenen Hochzeit im Gebiete der Ritscha. Auch im Gebiete der Stämme von Dukadschin und Merdita sind ähnliche Gebräuche in Geltung. Auch hier ist die feierlich abgeschlossene Verlobung ein wesentliches Erfordernis einer giltigen Ehe; doch läßt man im Gebiete von Dukadschin zwischen Verlobung und Heimführung gewöhnlich ein Jahr, nur bei Witwen meist einige Monate, verstreichen. Sehr oft kommt es vor, und gegen diesen Mißbrauch hat die Kirche heftige Kämpfe auszufechten, daß die Heimführung der Braut kürzere oder längere Zeit vor der kirchlichen Eheschließung erfolgt. Hie und da wird sogar die kirchliche Einsegnung bis zur Taufe des ersten Kindes hinausgeschoben. Dieser Mißstand mag sich wohl deshalb bei den Albanesen so großer Verbreitung erfreuen, weil bei ihnen eine unfruchtbare Ehe als eine Schande gilt und weil es bei ihnen oft genug vorkommt, daß die Braut nach kurzer Zeit des ehelichen Beisammenseins wieder zu ihren Eltern zurückgeschickt wird, wenn die



Südalbanische oder toskische Tracht.

Familie des Gatten glaubt, Anlaß zu der Befürchtung zu haben, die Ehe werde nicht mit Kindern gesegnet sein.

Daß die Braut bei den meisten albanesischen Stämmen eigentlich gekauft wird, keine Mitgift erhält, sondern vom Bräutigam sogar mit ihrer Ausstattung ausgerüstet werden muß, habe ich früher schon erwähnt. Wie das alte Ur-Hellas, schreibt Hahn, so geht die heutige Matja „bewaffnet und kauft ihre Frauen". Der „durchschnittliche Preis für eine Jungfrau ist hierlandes 3000 Piaster, und eine junge Witwe kostet die Hälfte". Nur bei den katholischen Stämmen ist es dem Einflusse der Geistlichkeit gelungen, den direkten Brautkauf fast gänzlich abzuschaffen; hier hat aber der Bräutigam auch die Kosten für den Brautanzug zu tragen, dessen Preis ein für allemal auf 850 Piaster festgesetzt ist.



Ziegenhautfloß.

Nach Prisrend.

Zwölf Stunden im Sattel. — Im Han von Kremaz. — Die alte Vezierbrücke. — Der ſchwarze und der weiße Drin. — Die Kula Ljumeſe. — Ein wildreiches Jagdgebiet. — Ein reſoluter Tſchauſch. — Schlafſucht und Hoffmannstropfen. — Hani Laſchit. — Der „böſe Blick“. — Allerlei Wetterregeln und „Vorbedeutungen“. — Die türkiſche Überlandpoſt. — Der Überfall unſeres Konſuls Prohaska Anlaß zu Dſchawid Paſchas dritter Expedition. — In Prisrend — am Ziele!

Es wurde dunkle Nacht, und das ſelbſtgeſteckte Ziel der heutigen Tour wollte ſich noch immer nicht zeigen. Wir waren bereits fünfzehn Stunden unterwegs, davon zwölf Stunden im Sattel, und unſere albaneſiſche Begleitung, vor allem unſer Dolmetſch Pater Michael, fing an, müde und ungeduldig zu werden. Auf meine wiederholten Vorſchläge, wir möchten am Ufer des Drin in dem dichten Walde übernachten, durch welchen uns der Weg führte, wollten die tapferen Arnauten aber auch nicht eingehen, und ſo mußten uns denn die armen Pferde weiter tragen, bis wir endlich einen elenden türkiſchen Han, den Han von Kremaz, erreichten. Dieſer Ritt durch den dunklen Wald war deshalb nicht gerade angenehm geweſen, weil man keinen Augenblick ſicher blieb, ob nicht das Pferd über einen Baumſtrunk ſtolpern werde, weil man jede Minute darauf gefaßt ſein mußte, in eine der weit ausgewaſchenen Spalten zu ſtürzen, die ſich immer wieder ganz unvermittelt vom Flußbette her ins Land zogen. Vor unſerer Karawane einherreitend, hörte ich plötzlich von einem Felſenvorſprung rechter Hand her ein

entsetzliches Gestöhne, das den Anschein erweckte, es winde sich dort ein Mensch in Todesnot. Ich sprang im Augenblicke vom Pferde und kletterte den Berg hinauf, um nachzuschauen, was dort oben vor sich gehe — es waren riesige Schildkröten, die sich hier im Mondenscheine in verliebten Melodien anseufzten; zu irgend welcher Besorgnis war kein Grund vorhanden.

Da wir endlich den Han von Kremaz erreicht hatten, ersuchten wir vergebens um Einlaß. Es war finstere Nacht, und zu solcher Stunde pflegt man in Albanien vorsichtig zu sein; der Hanschitz weigerte sich, uns einzulassen. Wie eine bewehrte Festung hatte er seinen Han mit doppeltmannshohen Palisaden umgeben; hier einzudringen war nicht möglich. Wir draußen vor der Wehr; er mit seinen Leuten im Hofe hinter der das Haus wohlverwahrenden Fenz, — parlamentierten wir lange und eifrig. Alles schien vergeblich, bis wir schließlich den Hanschitz mit seinen Leuten serbisch reden hörten und nun auf serbischen Zuruf und Zuspruch hin der Hartherzige oder aber übertrieben Vorsichtige uns in den hohen Planken einen Eingang schuf, so daß wir wenigstens in den Hof einreiten konnten. Aber nun galt es erst, um Unterkunft für die Nacht zu verhandeln; schließlich erklärte sich der Hanschitz bereit, den Pater Michael, Freund Wenng und mich ins Haus einzulassen; unsere albanesischen Begleiter und unsere Bedienung aber müßten im Stalle außerhalb der Einfriedigung schlafen. Leider gingen wir auf diesen Vorschlag ein und folgten dem Hausherrn über eine elende Leiter hinauf in die Halle seiner Kula, wo wir uns gleich auf den nackten Boden zum Schlafen niederlegten. Eßbares gab es im ganzen Hause nicht mehr; nur einen Schluck Raki konnte uns der Hanschitz geben und Freund Wenng entdeckte in seinem Rucksack ein Stück steinharten Brotes, das er seit Ragusa mit sich

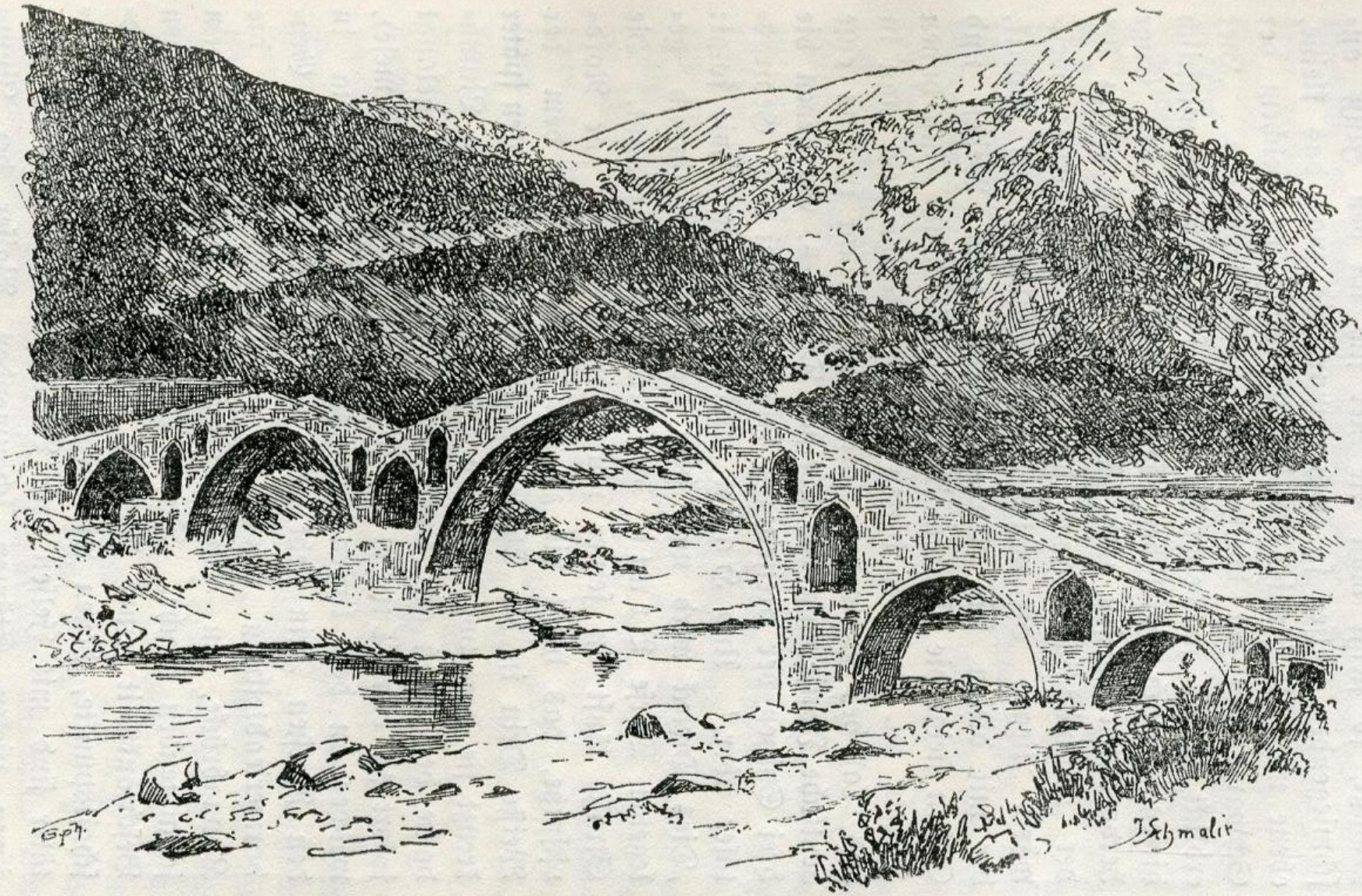
herumgetragen hatte. Das war unsere ganze Abendmahlzeit. — — —

An Schlaf war eigentlich in dieser Höhle nicht zu denken. Kaum daß uns die müden Augen zufallen wollten, rückte das Heer der Rache aus, uns zu überfallen und barbarisch zu quälen. Hungrig, müde, und zum Ueberfluß noch die Angriffe der hier hausenden Legionen von Wanzen abschlagen — das war wirklich etwas zuviel des Guten. — — —

Um 4 Uhr in der Früh rüsteten wir bereits zum Aufbruch. Aber o weh: hatten wir bisher stets bei sengender Sonnenhitze zu reiten gehabt, so begrüßte uns heute der anbrechende Tag mit strömendem Regen. Sollten wir hier abwarten, bis wieder heiterer Himmel über uns lachen würde? Nein, nur hinaus, nur weg von diesem Orte des Schreckens, hinaus, wenn es auch wolkenbruchartig auf uns herunterschüttete. Zu was hat man sogenannte wasserdichte Lodenmäntel? — — —

Nach viertelstündigem Ritte kamen wir zum interessantesten Baudenkmale Albaniens, zur alten Vezirbrücke (türkisch: Ura vezirit). In weiten, prachtvollen Bogen überspannt dieses herrliche Bauwerk den Drin; einzig in ihrer Art, ist diese Brücke meines Erachtens nur mit der alten hochgeschwungenen Römerbrücke zu vergleichen, welche sich in Mostar über dem Bette der reißenden Narenta wölbt. Auf und ab führt der Weg über diese wellenförmig gebaute, geländerlose Brücke vom linken auf das rechte Drinufer. Die Fundamente des 18 Bogen von verschiedener Größe nmfassenden Bauwerkes scheinen sehr alt zu sein. Sie stehen auf einer quer durch den Fluß laufenden Felsbank, welche wahrscheinlich erst vom Wasser bis zu ihrem heutigen Niveau ausgespült worden ist.

Ist man über die Brücke auf das rechte Flußufer



Die alte Vezierbrücke (Uravezirit).

gelangt, so steigt man die hier sich an den Fluß anschmiegenden Felsen so hoch empor, bis man das kleine, ebene und gleichseitige Dreieck überblickt, in welchem der Schwarze und der Weiße Drin zusammenfließen. „Hier erblickt man," so beschreibt Griesebach enthusiastisch diesen freilich herrlichen Erdenwinkel, „aus der Enge hervortreten Wiesen und Maisfelder. Oestlich erhebt sich der hochmächtige Kamm der felsigen Jalitzakette; westwärts liegen die waldbedeckten Ausläufer des Bastrik, der mit diesen sein Ende erreicht; nach Westen und Süden steigt die Landschaft zu 600 bis 1000 Fuß hohen Hügeln an. Zwischen diesen und der Jalitza sieht man in das Tal des Schwarzen Drin und erkennt in ihm eine deutliche Fortsetzung des Weißen Drintales. So gehen die drei Spitzen der dreiseitigen Fläche in drei enge Gebirgstäler über." Und Hahn schildert begeistert wie folgt: „Dies Dreieck wird nach dem an seinem Nordrand gelegenen Dorfe Bruti die Brut-Ebene genannt. Die Straße läuft an seiner nördlichen Seite bis zur Nordostspitze, das heißt bis zu dem Felstore, aus dem der Weiße Drin in die Ebene eintritt. Einige Minuten später kreuzt sie hart vor dem von Osten hermündenden Ljumabache den Fluß auf einer alten Steinbrücke und gelangt sofort zu dem Turm von Ljuma (Kula Ljumese), welcher an dem linken Mündungswinkel der Ljuma in den Weißen Drin steht und von einer ständigen Gendarmerieabteilung besetzt ist. Hart dabei schwebt die Ljumabrücke, in einem einzigen Bogen, über dem schäumenden Bache. Dieser Turm ist trotz der großen Beschränktheit seiner Aussicht einer der reichsten Landschaftspunkte, denen wir begegneten; denn beide Engtäler sind mit Felsen und Wald verbrämt und die von ihren vielen Stürzen schäumenden Wasser der Ljuma stehen zu dem ruhigen Spiegel des Flusses in schönem Gegensatze."

Leider wurde uns der Genuß dieſes ſchönen Landſchaftsbildes durch den immer noch ſtrömenden Regen ſehr getrübt. Wohl aber ließen wir uns Wunderdinge erzählen von dem Jagdgebiete, das ſich hier erſtrecken und das ergiebigſte in ganz Albanien ſein ſoll. An jagdbarem Wild gibt es in Albanien beſonders Haſen, Bären, Wölfe und Rehwild. Bären ſind beſonders in Merdita und im Gebiete von Thethi (bei den Valbonaquellen) zu finden. Gemſen ſoll es beſonders im Gebiete von Toplana geben. Der Bajraktar von Toplana berichtete Hahn, auf die Gemſen würde nur im November Jagd gemacht, denn dann ſei ihre Begattungszeit und dann allein ließen ſie ſich beſchleichen. Dies ſei auch die einzige Zeit, wo die Böcke zu den Herden kämen; das übrige Jahr ſtreiften ſie einſam durch das Gebirge. Die Herden beſtünden ſonſt nur aus Weibchen, Jungen und Greiſen und ſeien, wenn allein, überaus ſcheu und vorſichtig. Das Weibchen werfe im Mai ſtets nur ein Junges, das, wenn auch noch ſo klein eingefangen, unbezähmbar ſei. Aus vielen Gebieten ſeien die Gemſen vor 20 bis 30 Jahren „ausgewandert", erzählt man ſich in Albanien. Daß aber dieſes „Auswandern", meint Baron Nopcza ſehr zutreffend, „mit der Zunahme der Martini-Gewehre im Kauſalnexus ſteht, dürfte jedermann außer den Eingeborenen ſelbſt klar ſein." Das Gleiche gilt in der Gegend von Tſchutſchetſchi und Merturi von den dort nur mehr ſpärlich vorkommenden Wildſchweinen. Sehr häufig kommen in der Zadrima und in Merdita Dachſe vor, welche in den Weinbergen der Küſtenebene großen Schaden anrichten; ſpeziell in Lurja findet man auch den Luchs. Am Krali und in Merdita exiſtiert auch Auerwild; die Niederungen des fiſchreichen Skutariſees wimmeln von Sumpf- und Waſſervögeln, wie Pelikane, Silber- und andere Reiher, Enten und Schnepfen. —

Die ganze Besatzung des Wachtturmes von Ljuma bestand aus einem alten türkischen Tschausch (Feldwebel), der uns freundlichst begrüßte und sich angelegentlichst nach dem Ziel unserer Reise erkundigte, nachdem er erfahren hatte, wir kämen von Skutari. Dienstbeflissen wollte er uns eine Begleitung zur Verfügung stellen, denn das Gebiet der Ljuma sei „zur Zeit sehr unsicher", aber der zweite zur Station von Ljuma gehörige Gendarm war in Begleitung eines Mohammedaners nach Djakova geritten. So holte er denn den vielleicht fünfzehnjährigen Sohn seines Waffengenossen aus einer benachbarten Hütte herbei und gab dem Jungen den Auftrag, uns zu begleiten. Dem Jungen aber paßte das umso weniger, als er kein Pferd zur Verfügung hatte und es ihm außerordentlich lästig zu sein schien, bei solch strömendem Regen neben uns herzulaufen. Der alte Tschausch aber machte kurzen Prozeß: aus der Kula holte er den Uniformmantel des Vaters, hing denselben dem Sohne über die Schultern, drückte ihm einen Mauserkarabiner in die Hand und erklärte nun kategorisch: „Wenn du dich nicht augenblicklich trollst, wirst du ein paar Ohrfeigen von mir erhalten; gehst du aber mit den Fremden, so werden dir diese ein Bakschisch geben." Die Aussicht auf ein Bakschisch schien denn auch zu wirken; der Junge wurde gefügig und schritt wacker neben uns aus. Aber daß ihm der Tschausch mit Schlägen gedroht hatte, das hatte sein Blut derart in Wallung gebracht, daß er dem Pater Michael feierlich zuschwor, wenn er zurückkehre, werde er den alten Kommandanten von Ljuma erschießen. Bis jetzt habe ihn nur die Achtung vor den fremden Gästen zurückgehalten, dem Beleidiger gleich eine Kugel zu geben. Der junge Bursche sah wirklich so aus, als sei es ihm mit dieser Drohung ernst; doch ist zu hoffen, das reiche Bakschisch, das er von uns erhielt, habe sein erzürntes Gemüt später wieder beruhigt. — — —

War der Ritt im Gebirge beschwerlich gewesen, so wurde die neunstündige Tour in der Drinebene von Kula Ljumese bis Prisrend umso ermüdender. Bei mir machte sich plötzlich eine unbezwingliche Schlafsucht geltend: die Natur forderte ihre Rechte. Trotz des kühlenden und erfrischenden Regens schlief ich auf meinem Pferde immer wieder ein; zum Glück war die Straße leidlich gut, so daß ich nicht auf das Pferd zu achten brauchte. So lange die Strapazen angedauert hatten, so lange es notwendig gewesen war, mit jedem Nerv gespanntest aufzumerken, hatte ich keine Ermüdung gekannt; jetzt, da alles glücklich überstanden war, vermochte ich gegen das mit Allgewalt auftretende Schlafbedürfnis nicht mehr anzukämpfen. Schließlich gedachte ich die versagenden Lebensgeister durch Wenngs Hofmannstropfen wieder aufzupeitschen. Ich lieh mir die Flasche aus und nahm aus ihr — einen herzhaften Schluck. Die Wirkung war entsetzlich; ich hatte ein Gefühl, als hätte ich flüssiges Feuer getrunken. Der ganzen Länge nach streckte ich mich auf den Rücken meines Pferdes; ich vermochte keinen Ton mehr von mir zu geben und glaubte, ich müsse ersticken. Lange dauerte es, bis dieser schreckliche Zustand endlich langsam nachließ — die Schlafsucht war zwar erfolgreich bekämpft, aber nie, nie mehr werde ich Hofmannstropfen aus einer Flasche trinken!

* * *

In Hani Laschit machten wir kurze Rast. Aus ganz verstecktem Winkel brachte der Hanschitz uns ein paar Flaschen — guten Flaschenweines, den er einst von Saloniki bezogen und den wir uns trefflich munden ließen. Des heftigen Regens halber lagerten wir uns in der geräumigen Stallung des Hans um ein lustig flackerndes „Lagerfeuer" und ließen uns hier umso wohler sein, als dann der für albanesische Verhältnisse peinlich

saubere Wirt für uns ein paar frisch gefangene Fische sehr schmackhaft zubereitete.

Hier fiel uns besonders wieder die Furcht der Albanesen vor dem „bösen Blick“ (mal'oggio) auf, der besonders kleinen Kindern und den Tieren gefährlich sein soll. Die Kleinen des Hanschitz, die uns scheu umkreisten, hatten kleine Medaillen als Amulette am Haarschopf über der Stirne befestigt. Die Saumtiere schützt man gegen den „bösen Blick“ durch eine am Halfter befestigte große blaue Glasperle. Vielfach malen die Mohammedaner ihren Kindern auch einen Halbmond oder einen Ring, die Christen aber ein Kreuz auf die Nasenwurzel; in manchen Gegenden wird dieses Schutzzeichen gegen das in der ganzen Levante gefürchtete böse Auge sogar den Kindern eintätowiert. In Albanien muß man wissen, daß der Albanese es nicht gerne hat, wenn man mit den Kindern freundlich ist, oder wenn man Kinder, Haustiere oder selbst leblose Sachen lobt; dem Gelobten könnte daraus sehr leicht der Tod oder sonst irgend ein Schaden werden. Wenn man ein Kind oder sonst irgend etwas genauer ansehen will, ohne Unzufriedenheit zu erregen, so tue man, als ob man es gelinde anspucken wollte; solches Anspucken ist noch besser gegen den „bösen Blick“ wie eine sonst auch sehr vorzügliche Knoblauchwurzel.

So wie an den „bösen Blick“, glaubt der Albanese an eine ganze Reihe anderer „Vorbedeutungen“.

Der erste September wird als Jahresanfang betrachtet.

Jedes gute oder schlimme Ereignis dieses Tages wird als Vorbedeutung für das ganze Jahr angesehen.

In der Zeit zwischen dem 15. November bis zum 6. Jänner, Theophania, an welchem Tage in der griechischen Kirche die Wasser eingesegnet werden, haben die bösen Geister besondere Gewalt, es ist dies ihre Schwärmezeit, und dieser Karneval wird immer rauschender, je

mehr er sich seinem Ende naht. Während dieser Zeit trinkt man daher des Nachts weder Wasser, noch geht man ohne Not aus dem Hause, und schenkt den Träumen keinen Glauben. Auch läßt man während der Nacht kein Kleidungsstück im Freien hängen; geschieht dies aber aus Versehen dennoch, so muß es gewaschen werden. So lange aber die Früchte (Mais) noch auf dem Felde stehen und die Trauben hängen, haben die Geister auch während dieser Zeit keine Macht. Aber selbst dann ist es nicht gut zu reisen.

Der 24. Dezember, also der Tag vor Weihnachten, heißt Brezeltag, von den Ringelbrezeln aus Brotteig, welche für diesen Tag gebacken werden. Die erste dieser Brezeln gehört den Ochsen und wird zum Besten der Wirtschaft an der Wand aufgehängt. Wenn der Bauer zum erstenmale ins Feld fährt, so zerbricht er dieselbe auf der Stirne der gejochten Ochsen und gibt jedem ein Stück zu fressen.

Am Vorabend des St. Basili (1. Jänner) brennt das Feuer die ganze Nacht über und es wacht dabei eine Frau in der Hoffnung, daß ihr dadurch eine leichte, schmerzensfreie Geburt zu teil werde.

Am Morgen von St. Basili wäscht man sich mit unbesprochenem Wasser und bemerkt, wer zuerst in das Haus tritt; ist es ein Glücklicher, so gilt dies für eine gute Vorbedeutung und umgekehrt. An jedem Ersten des Monats ziehen die Frauen gleichfalls aus dem ersten Besuche ihre Vorbedeutung über den Verlauf des Monats. An St. Basili schlachtet man auch einen Hahn oder anderes Geflügel, denn es ist heilsam, wenn an diesem Tage im Hause Blut vergossen wird.

Am Vorabend des 1. März wirft man die dicken Blätter des Erdbeerbaumes ins Feuer und nennt bei jedem Blatte einen Namen; macht dann das Blatt während des Verbrennens ein großes Geräusch, so gilt

dies als gute Vorbedeutung für den genannten Namen und umgekehrt.

An diesem Vorabend wirft man auch eine mit Wolfsmilch besteckte Erdscholle wider die Haustüre, damit das Melkvieh reichliche Milch gebe. Am Morgen des 1. März schlägt man Menschen und Vieh mit einem Kornelkirschenzweig, was der Gesundheit sehr zuträglich sein soll und wäscht sich mit Wein, um den Sommer über nicht vom Ungeziefer geplagt zu werden, zu welchem Ende man auch an jenem Morgen einen Floh an eine neue Nadel spießt. Dann bindet man den Kindern zum Schutze gegen die Sonne einen dreifarbigen Faden als Armband und Halsband um, und zieht auch einen solchen Faden längs der Schwelle der Haustüre. Ferner nähen die Weiber sehr emsig an einem zusammengewickelten Lappen und wenn man sie fragt, was sie da machen, so antworten sie: wir nähen die Pest, Schlangen und Krankheiten ein.

Der 29. und 30. März und 1. April heißen die Alten; bis dahin hält man sich noch nicht sicher durch den Winter. Wenn er sich aber an diesen Tagen fühlbar macht, so wird die Schuld den alten Weibern zugeschrieben. Statt des deutschen Altweibersommers finden wir also in Albanien einen Altweiberwinter.

Der erste Tag der großen Osterfasten fällt stets auf einen Montag; er wird Mäusemontag genannt. An diesem Tage enthält man sich außer den kirchlich verbotenen Speisen auch allen Gemüses.

Am vorletzten Samstag dieser Fasten, welcher Sankt Lazarustag heißt, ziehen die Knaben verkleidet und mit Schellen behangen von Dorf zu Dorf. Jeder Trupp besteht in der Regel aus sechs Köpfen; einer trägt einen Korb, in dem er die geschenkten Eier sammelt; ein anderer hält einen Distillierhelm, den er als Trompete benützt, und ein dritter ist als Braut verkleidet.

Am 1. April sagt man:

der März ist zu Ende, der April begonnen,

nun singt die Nachtigall mit obrigkeitlicher Erlaubnis.

Am 1. Mai stehen Männer und Weiber so früh als möglich auf und essen schnell einen Knoblauch, damit sie nicht nüchtern einen Esel schreien hören; denn wer einen solchen Schrei hört, bevor er den Knoblauch verzehrt hat, der glaubt sich vom Esel besiegt, was allzeit sehr ärgerlich ist.

Am Vorabende des heil. Johannistages macht man aller Orten Feuer von dürrem Graswerke an, und Alt und Jung springt darüber; ein solcher Sprung gilt für heilsam, daher denn auch alte Leute wenigstens einen Hupfer wagen.

Wenn der Bauer seine Saat beendigt hat (in nassen Jahren baut er den Mais bis Ende Juni), so stellt er sich mit dem Rücken an den Pflug und bedeckt einen Teil desselben, mit den Händen rückwärts greifend, mit Erde, damit ihm nicht Wildschweine in die Maissaat brechen.

Die zwölf ersten Tage im August zeigen das Wetter der kommenden zwölf Monate an; das Wetter des ersten gilt für den August selbst, das des zweiten für September u. s. w.

Wenn jemand auf Reisen geht, so wird vor die Haustüre ein Gefäß mit unbesprochenem Wasser gestellt, welches mit Laubwerk und goldenen oder silbernen Ohrringen geschmückt ist. Der Abreisende berührt das Gefäß mit dem Fuße, nimmt die Ohrringe und etwas Laubwerk in die Hand und geht vor den begleitenden Angehörigen eine Strecke weit her, worauf er Abschied nimmt und die Ohrringe zurückgibt.

Wenn ein Reisender hinter sich Rufe hört, so ist es nicht gut für ihn, daß er sich umwende und dem Rufenden entgegengehe, sondern er muß auf dem Platze stehen

bleiben und den Rufenden erwarten; eine Sitte, die von Fremden häufig als persönliche Grobheit betrachtet wird.

Eine böse Vorbedeutung ist es, wenn dem Reisenden ein Hase quer über den Weg läuft. Die Begegnung eines Fuchses oder einer Schafherde gilt für eine gute, von Ziegen aber für eine üble Vorbedeutung.

Dem Wasser, welches jemand von der Quelle geholt hat, ohne während des Ganges zu sprechen, wird eine besondere Kraft zuerkannt. Bei außerordentlichen Fällen, z. B. beim Viehsterben, holt man „unbesprochenes Wasser" aus drei verschiedenen Quellen, mischt es und besprengt damit die Tiere.

Wenn jemand von einer Tarantel gestochen ist, so wird er in Mist gelegt und zu ihm werden neun Frauen gerufen, welche den Namen Maro führen. Diese setzen sich um den Kranken und singen zusammen folgendes Lied:

Wir sind neun Maros,
„Du bist nur eine einzige Maro,
Du arbeitest und es geht dir vonstatten (hat Ansehen),
Wir arbeiten und es geht uns nicht vonstatten (hat kein Ansehen),
Du hast übel getan, nun tue auch gutes
O Frau Spinne."

Und wenn sie eine Weile so gesungen haben, wird der Kranke geheilt.

Wenn die Heuschrecken oder Rebenkäfer großen Schaden tun, versammelt sich eine Anzahl Weiber mit fliegenden Haaren, wie zu einem Leichenzuge, und sie ziehen mit einigen gefangenen Insekten zu einer Quelle oder einem Bache, wo sie die Tiere ersäufen und hierauf singt eine Frau nach der anderen folgendes Klagelied:

O Heuschrecken und Rebenkäfer,
Die ihr uns verwaist zurückgelassen habt,

und der Chor fällt, wie bei jeder Solostimme, wiederholend ein. Die Absicht dieser Zeremonie ist, den Insekten durch die fingierte Bestattung den Tod zu bringen.

Das Feuer am Herde hat eine heilsame Kraft; daher brennt es an jedem hohen Feiertage, auch zur Sommerzeit, und während der ganzen vorhergehenden Nacht — ebenso im Zimmer der Wöchnerin während 40 Tage nach der Geburt. Wenn das Feuer bei solchen Gelegenheiten erlöscht, so gilt das für eine üble Vorbedeutung. Zischt das Feuer, so sagt man, daß die Feinde des Hauses sich beraten; knallt es aber, so zeigt dies Viehsterben an.

Unglückstage sind der 9., 19., 29. jedes Monats und der Dienstag jeder Woche. An diesen Tagen unternimmt man nichts Bedeutendes, wie eine Reise oder Hochzeit.

Wenn der Mond am Himmel fehlt, unternimmt man ebensowenig irgend etwas von Bedeutung, weil es dann nicht gerät; an solchen Tagen beginnt man daher weder mit dem Pflügen, noch mit dem Säen. Die Weinberge aber werden mit abnehmendem Mond gepflanzt.

Wenn der erste Neumond am Himmel steht, so sehen ihn Kinder und Mädchen durch ein Sieb an und singen dabei, indem sie sich mit einem Silberstück oder sonst etwas Silbernem über das Gesicht streichen, folgendes Lied:

neuer Mond,
junges Mädchen
dir Krankheit
mir Gesundheit
dein Kopf (sei weich wie) Brei
mein Kopf (sei hart, wie) Stein.

Es gilt für eine üble, namentlich Krankheit verkündende Vorbedeutung, wenn einer die erste Schwalbe sieht, oder die erste Turteltaube, den ersten Kuckuck, ja das erste Butterstoßen hört, während er noch nüchtern ist; der,

welchem dieſes geſchieht, ſagt: die Schwalbe hat mich beſiegt. Man legt daher im Frühjahr ein Stückchen Brot neben das Bett, um es gleich beim Erwachen zu eſſen, namentlich am 1. Mai.

Wenn jemand vom Schlucken befallen wird, ſo glaubt er, daß ein Freund oder Verwandter von ihm ſpreche, und um zu erfahren, wer es ſei, nennt er der Reihe nach alle Namen ſeiner Angehörigen, und bei weſſen Namen der Schlucken aufhört, der hat von ihm geſprochen.

Das Jucken im Auge bedeutet Regen. Juckt einem die rechte Hand, dann wird er traurig, weil er fürchtet, daß er Geld zu zahlen haben werde. Juckt ihm aber die linke Hand, dann freut er ſich und wartet auf das Geld, welches man ihm bringen werde. Jucken einem die Lippen, ſo erwartet man die Ankunft eines Freundes oder Verwandten. Naſenjucken zeigt Streit und Kampf an. Sauſen im rechten Ohr deutet auf eine gute, im linken aber auf eine ſchlimme Nachricht.

Schläft ein kleines Kind vor dem Eſſen ein, ſo gilt dies als eine gute Vorbedeutung für das ganze Haus.

Verunreinigt einem eine Katze die Kleider, ſo zeigt dies den Neid oder die Eiferſucht an, die andere gegen ihn nähren.

Wenn Wein verſchüttet wird, ſo iſt dies ein gutes, wenn Branntwein oder Oel, ein ſchlechtes Vorzeichen.

Heult der Hund, ohne dabei das Haus anzuſehen, ſo zeigt dies einen Todesfall an. Dasſelbe glaubt man, wenn man einen Trupp Wölfe zuſammen heulen hört. Doch deutet dies nach anderen auch auf ſtrenge Kälte.

Wenn die Katze häufig nieſt, ſo deutet dies auf Krankheit, wenn ſie ſich häufig leckt, auf Regen.

Wenn der Ochs mit dem Vorderfuße in der Erde ſcharrt, ſo zeigt er Regen an.

Wenn das Huhn innerhalb des Hauſes die Federn ſchüttelt, oder wenn eine ſeiner Federn, wie ein Säbel,



Südalbanesen aus Kortscha.

ohne auszufallen, herunterhängt, so erwartet man die Ankunft eines Freundes oder Briefes; kräht es aber wie ein Hahn, so bedeutet dies Tod, oder anderes Unglück; wenn es aber dabei gegen Osten sieht, so hat es nichts zu sagen.

Kräht der Hahn in der Nacht außer der Zeit, so bedeutet dies Veränderung des Wetters oder wichtige Nachrichten am kommenden Morgen. Ist aber eine schwangere Frau im Hause, so glaubt sie, daß ihr hiedurch ein Knabe verkündigt werde. Dasselbe Anzeichen bringt ihr der Rabe, der in der Nähe ihres Hauses krächzt. Sonst bedeutet dessen Schrei schlechtes Wetter. Die Eule dagegen verkündet der Schwangeren ein Mädchen, und dem Hause, auf welchem sie sitzt und schreit, einen Todesfall. — Auch der Kuckuck auf dem Dache bringt den Tod ins Haus. Große Sperlingschwärme bedeuten strenge Kälte.

Eine Schlange, welcher man vor Sonnenaufgang oder bei Sonnenuntergang begegnet, zeigt den Tod eines Verwandten an.

Wenn in Mittelalbanien die Lachtaube, welche dort stets in Städten und Dörfern nistet, auf dem Dache eines Hauses gurrt, so bedeutet dies die Rückkehr eines Verwandten aus der Fremde.

Bevor ein frisch gekauftes Viehstück in den Hof geführt wird, legt man auf die Schwelle des Tores etwas Eisernes und etwas Silbernes und läßt es darüber hinschreiten. Setzt es dann den rechten Fuß zuerst über die Schwelle, so ist dies gut; tritt es aber zuerst mit dem linken Fuß in den Hof, so ist dies schlimm.

Fällt ein Viehstück, so wird der Kopf im Hofe begraben, damit nicht noch andere Stücke fallen.

Der Hochländer ist stets bedacht, das Brennholz in der Art ins Feuer zu legen, daß der dünne Teil vor dem

dicken verbrennt, und daß kein Holz quer übereinander zu liegen komme, weil er glaubt, daß die umgekehrte Lage den Ziegen Schaden bringe.

Nur in der Christnacht wird das Holz unordentlich und kreuzweise ins Feuer geworfen, und dieses überhaupt so groß unterhalten, als es mit der Sicherheit des Hauses nur immer verträglich ist. Denn alles dieses wendet den Schaden ab, der im kommenden Jahre aus der Nichtbeobachtung der obigen Regel entstehen könnte.

In der Christnacht vermeidet man jedoch sorgfältig, das Feuer mit dem Munde auszublasen.

Die Katze steht bei den Hochländern in großem Ansehen, denn sie glauben, daß sie der Heiland aus seinem Aermel habe schlüpfen lassen, als er einstmals in einem Hause zu Gaste war, wo man sich der Mäuse nicht erwehren konnte.

Daher wird auch die Tötung einer Katze von der Sitte strenge mißbilligt. Verendet eine solche, so wird sie von den Kindern des Hauses unter Zuziehung der Nachbarskinder feierlich begraben, und mit einem Leichenschmause geehrt, zu welchem die Mutter die nötigen Requisiten niemals versagt.

* * *

Unser idyllisches Lagerleben erlitt plötzlich eine sehr lebhafte Störung durch vier reich uniformierte Bewaffnete, welche in scharfem Tempo in den Hof des Han und dann auch schnurstracks in den Stall einritten, an dessen Eingangstore wir kampierten. Die Pferde setzten leicht über uns und unser Feuer hinweg, und wenn uns diese Ueberraschung zuerst nicht besonders gemütlich und freundlich erschien, so räumten wir doch den Neuangekommenen bereitwillig Platz an unserem wärmenden Feuer ein, als ihr Anführer sich damit entschuldigte, daß er uns, ganz blind von dem strömenden Regen, erst direkt vor dem

Eingang zum Stalle wahrgenommen habe, wo es ihm nicht mehr möglich gewesen sei, die scharfe Gangart der Pferde zu zügeln. Wir wurden sogar ziemlich vertraut miteinander und beschlossen, den weiteren Ritt bis Prisrend gemeinsam zu machen. Das war für uns umso wertvoller, als diese vier Reiter die türkischen Posttataren waren, welche, von Djakova über Spasch kommend, zurück nach Prisrend ritten. Ein „Postdirektor" in reicher Uniform führte diese türkische Ueberlandpost; seine Begleitung bestand aus einem „Sekretär", der seinem Pferde dickbauchige Postsäcke aufgeschnallt hatte, und zwei Sowaris — berittene türkische Gendarmen — die ihm zum Schutze beigegeben waren. Diese Verstärkung unserer Karawane durch vier wohlbewaffnete Männer war uns umso angenehmer, als das ganze Ljuma-Gebiet sich in großer Erregung befand, und weil diese Erregung direkt fremdenfeindlichen Charakters war. Ueber die Ursachen dieser Unruhen ist bis jetzt wenig, und gar nichts Authentisches, bekannt geworden, und es dürfte sich umso mehr empfehlen, von denselben zu sprechen, als sie Anlaß zu der dritten Expediiion Dschavid Paschas gegen die Albanesen gegeben haben, die dann so schmählich mit dem völligen Rückzuge der türkischen Truppen endigte.

Ich wußte, daß Herr Ingenieur Steinmetz zur Zeit wieder in Albanien weilte, und kurz vor meiner Abreise hatte ich von Sarajevo aus noch Nachricht erhalten, ich würde den Forscher wahrscheinlich in Prisrend treffen, zum mindesten dort seinen Aufenthaltsort erfahren können. Steinmetz war auch wirklich nach Prisrend gekommen und hatte dort einige Tage Aufenthalt genommen. Von Prisrend aus hatte er dann mit dem dortigen österreichischen Konsul, Herrn Prochaska, einen Ausflug in das Ljumatal gemacht, war von Kula Ljumese am linken Ufer des Ljuma aufwärts gezogen bis Gjalitscha, und hatte dort mit dem Herrn Konsul

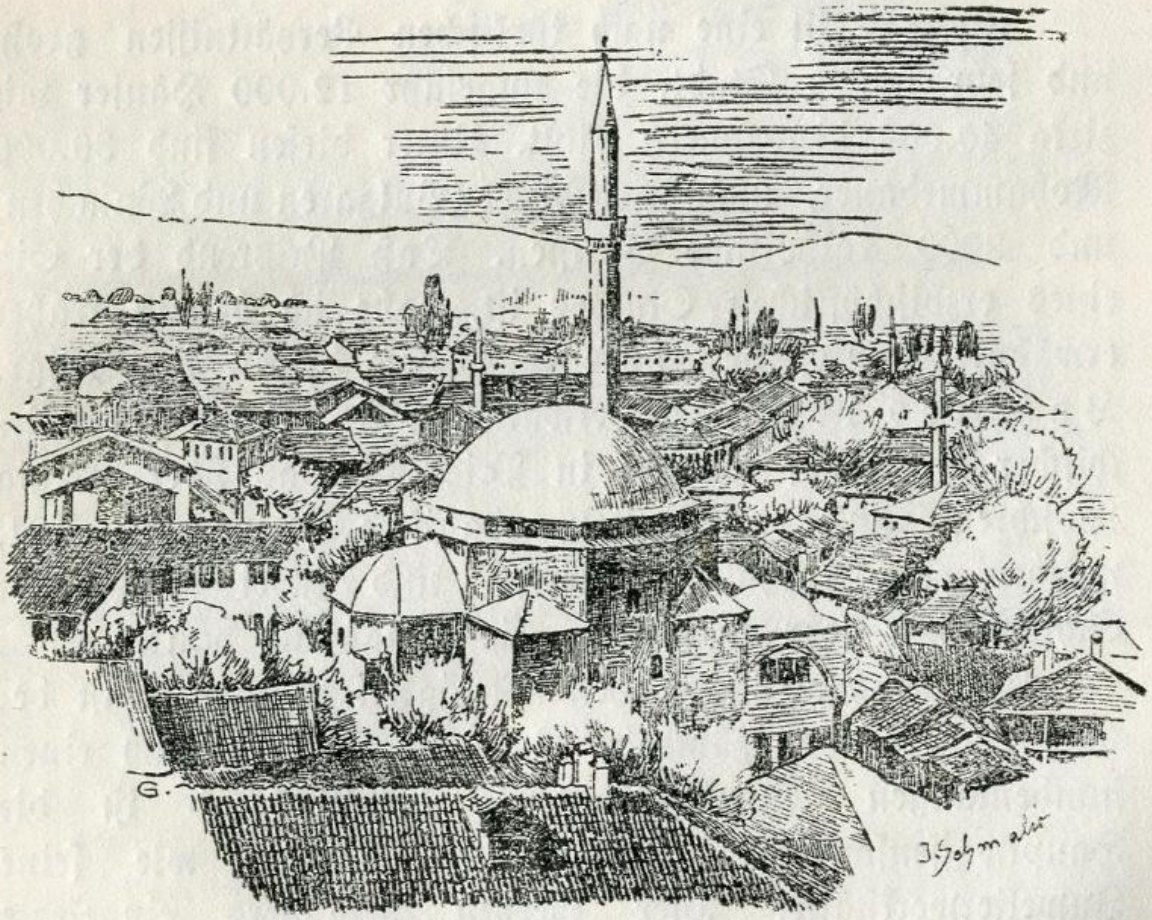
die 2500 Meter hohe Bergkuppe der Gjalitscha-Ljums erstiegen. In Gjalitscha war die Expedition, welche von fünf Sowaris begleitet gewesen war, noch sehr gut aufgenommen worden, aber als sie von der Ersteigung des Berges zurückkamen, wurden der Konsul und Steinmetz im Tale mit der Beschuldigung empfangen, sie hätten ein türkisches Sekie (eine türkische Grabkapelle) durch ihren Besuch „geschändet". Diese ganz unsinnige Behauptung konnte natürlich schon unter Berufung auf die fünf türkischen Sowaris widerlegt werden, und so ließ man die kleine Karawane denn auch vorerst ruhig passieren. Aber als die Herren dann den schmalen Saumpfad längs der Felsen des Ljumatales zurückritten, sahen sie sich plötzlich den Weg verlegt. Dreizehn Albanesen eröffneten ein wohlgezieltes Gewehrfeuer auf die kleine Truppe, die sich natürlich lebhaft zur Wehr setzte, deren Situation aber deshalb eine ganz verzweifelte war, weil sie, auf halsbrecherischem Felspfade ohne jede Deckung, sich nicht vom Fleck wegzurühren vermochte. Drei Stunden lang dauerte das „Feuergefecht", das glücklicherweise dank der mangelnden Schießfertigkeit der Albanesen ohne jeden ernstlichen Unfall verlief, aber doch sowohl den Konsul als Herrn Steinmetz durch abgesprengte Steinsplitter empfindlich verletzte. Erst nachdrückliche Intervention herbeigeeilter Albanesen aus Schtitschen und Palregu, welche so besonnen waren, ihre Stammesgenossen auf die verderblichen Folgen ihres Tuns aufmerksam zu machen, vermochte es, bei sinkender Nacht die Truppe der im Hinterhalte lagernden Skipetaren zur Freigabe des Weges zu bestimmen. Ueber Kula Ljumese und Hani Laschit waren dann der Konsul und Herr Steinmetz wieder glücklich nach Prisrend gekommen, aber die Erregung über diesen folgenschweren Zwischenfall zitterte in der ganzen Gegend noch nach. Naturgemäß hatte der österreichische Konsul von der türkischen Regie-

rung weitestgehende Genugtuung für diesen Ueberfall verlangt, und der Pascha von Prisrend hatte sich beeilt, größere Truppenmassen zusammenzuziehen, um die Uebeltäter zu züchtigen. Diese Züchtigung gestaltete sich dann zu der vielbesprochenen Strafexpedition Dschavid Paschas aus, der auch später eine Anzahl von Kulen im Tale des Schwarzen Drin zerstörte, die Ortschaften Bican und Kelesjan in Trümmer schießen ließ, aber von einer erfolgreichen Niederwerfung der sich tapfer zur Wehr setzenden Albanesen trotz aller schön gefärbten Depeschen nicht zu berichten vermochte.

Dieser Zwischenfall warnte damals, als wir wenige Tage nach dem Abenteuer des Herrn Steinmetz im Ljumagebiete reisten, jedenfalls zur Vorsicht und Umsicht, und deshalb konnten wir die Vermehrung unserer Karawane um vier waffenfähige Männer nur freudig begrüßen. Die „Rache"-Expedition des Pascha von Prisrend war bereits im Anzuge und zu Kriegszeiten pflegen den Albanesen die Kugeln noch lockerer im Laufe zu sitzen, als das sonst schon der Fall ist. Eine kurze Strecke hinter Hani Latschit stießen wir bereits auf einen kleinen Trupp bis an die Zähne bewaffneter „Räuber", der sich eiligst seitwärts in die Berge schlug und uns ebenso ungeschoren ließ, als sich die türkischen Beamten und Gendarmen um ihn bekümmerten. Daß diese Räubertruppe mit den prächtigen Waffen und den reichen Gewandungen der sehnigen Gestalten einen ganz herzerfreuenden Anblick kraftvoller Männlichkeit bot, darf ich wohl konstatieren, ohne mich sträflicher Bewunderung albanesischen Räuberunwesens schuldig zu machen. — — —

Von Stunde zu Stunde führte uns der Weg in freundlichere Landschaft. Bei Vrmica verließen wir das Tal des Drin und ritten über ein herrliches Plateau, die großen Ortschaften Schkoza und Dschuri rechts liegen lassend, gen Prisrend. Nach

den Kawaſſen des Konſulats ins „Grand Hotel“ von Prisrend führen, eine dem Dragoman des ruſſiſchen Konſulats gehörige, für orientaliſche Verhältniſſe freundliche und reinliche Herberge. Hier ſahen wir nach langer Zeit zum erſtenmale wieder Betten, hatten wieder die langentbehrte Waſchgelegenheit, erhielten wieder ein für „europäiſche“ Mägen berechnetes Eſſen, konnten ſogar Bier aus Saloniki trinken. Aber für alle Genüſſe der Küche und des Kellers weniger empfänglich, ſehnten wir uns nur nach Einem: einem ausgiebigen, ungeſtörten Schlafe. Um 8 Uhr abends ſtreckten und dehnten wir uns denn auch ſchon wohlig in den ſo lang und ſo ſchmerzlich vermißten guten Betten: ach Gott, was war doch dieſer Schlaf für eine Wohltat!



Moſchee von Prisrend.

Ein Schlußwort.

Prisrend. — Die Donau-Adriabahn.

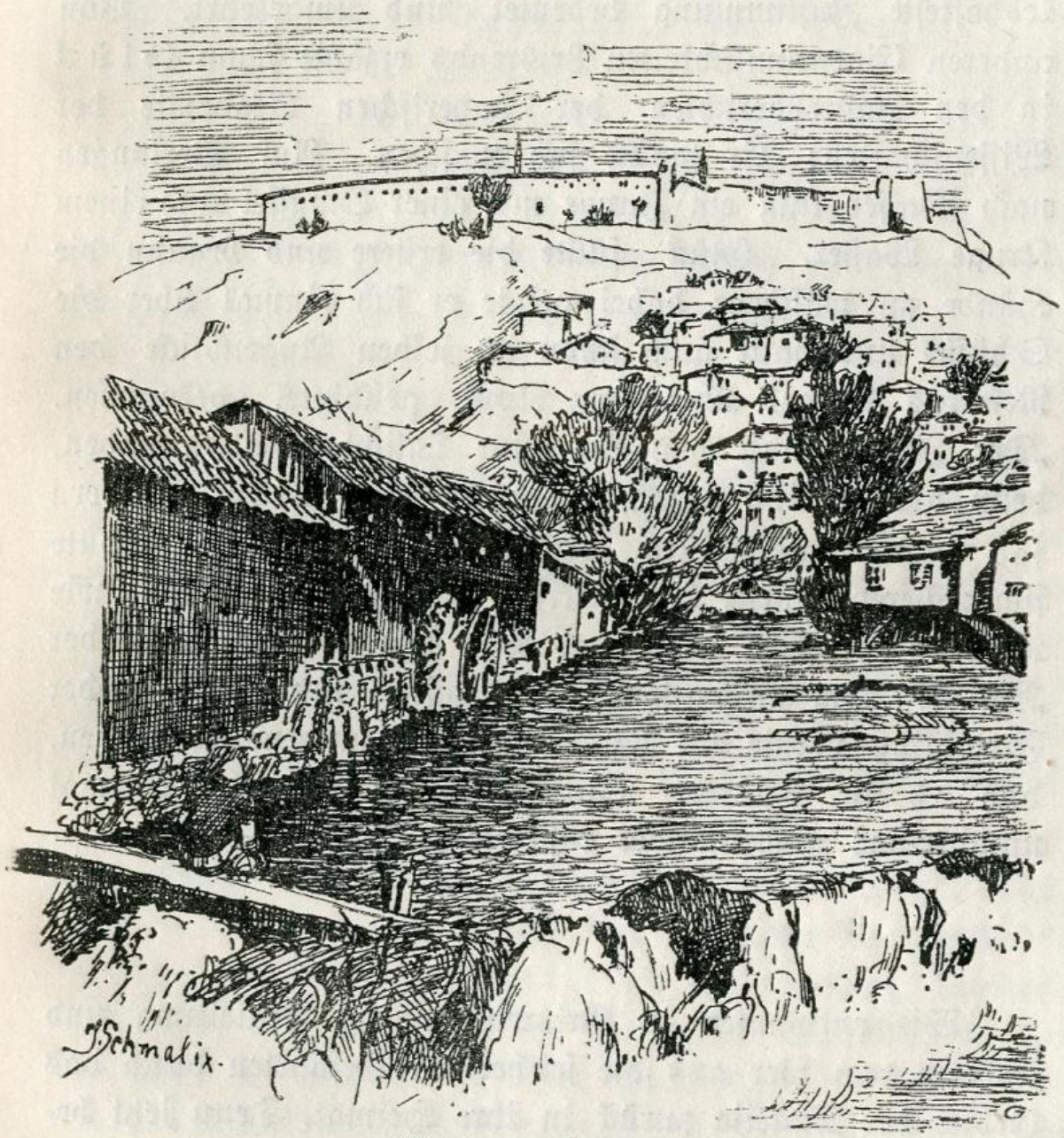
In Prisrend genossen wir drei wohlverdiente Rast- und Ruhetage, ehe wir die Reise über Verisovitsch nach Uesküb fortsetzen. Wir hatten also Zeit und Mühe genug, die Stadt kennen zu lernen, und wir konnten uns diesem Studium mit umso größerem Erfolge hingeben, da Herr Cristo Vutschaj, der Dragoman des österreichisch-ungarischen Konsulats, unser Führer war.

Prisrend ist eine nach türkischen Verhältnissen große und sehr schöne Stadt, die ungefähr 12.000 Häuser mit zirka 40.000 Bewohnern zählt. Unter diesen sind 30.000 Mohammedaner, 8000 griechische (Bulgaren und Walachen) und 2000 katholische Christen. Daß Prisrend der Sitz eines erzbischöflichen Stuhles ist, habe ich bereits früher erwähnt; ebenso, daß diese Erzdiözese derzeit von Msgr. Lazzaro Miedia verwaltet wird. Auch ein griechischer Erzbischof residiert in Prisrend, das über dreißig Moscheen und 26 mohammedanische Schulen verfügt, welchen eine katholische Kirche und zwei katholische Schulen nur sehr notdürftig die Wagschale halten.

Eine einzigartige Sehenswürdigkeit Prisrends ist der über 1200 Buden zählende Bazar, der wirklich einen stundenlangen Aufenthalt verlohnt. Prisrend ist die Hauptwaffenschmiede des Balkan ebenso, wie seine Juwelierwerkstätte. Hier werden besonders eingelegte

Waffen, Handschars, Gewehre und Pistolen erzeugt und zu verhältnismäßig billigem Preise verkauft. Spottbillig waren prachtvoll ziselierte Schmucksachen sowie Filigranarbeiten in Gold und Silber von ganz erlesen schöner Ausstattung.

Alles in allem: Prisrend schien uns schon wieder Großstadt, schon wieder Zivilisation zu sein; die Berge Albaniens waren überwunden und die Romantik der Malzija fanden wir in Prisrend nicht mehr. Hatten uns doch bei der Ankunft schon spielende Kinder die Heimat



Idylle aus Prisrend.

vorgezaubert, die auf der Ebene Drachen steigen ließen — ganz wie bei uns. Nur einige Eigentümlichkeiten erinnerten in dieser fast serbischen Stadt an Albanien: so das Bejahen und das Verneinen. Bejaht der Albanese eine Frage, so schüttelt er den Kopf; verneint er, so nickt er sehr heftig. Man muß dies wissen, wenn man nicht in Verzweiflung geraten will ob dieser mit unseren Sitten ganz konträren Gewohnheit; man vermutet sonst gar zu leicht, jeder Wunsch werde einem abgeschlagen, während in der Tat das bei uns verneinende Schütteln lebhafteste Zustimmung bedeutet, und umgekehrt. Von anderen Eigentümlichkeiten Prisrends erzählt schon Glück in den Jahresberichten der bayerischen Akademie der Wissenschaften: Er wollte sich waschen. Auf Verlangen nach Wasser kam ein Junge mit einer Schüssel und einem Kruge Wasser. Glück füllte die erstere und begann die Hände zu waschen; dabei neigte er sich einmal über die Schüssel und hatte auch schon im selben Augenblicke den Rest des Kruges über den Kopf geschüttet bekommen. „Der Junge muß das für seine Pflicht gehalten haben, denn als ich ihn ansah, verzog er keine Miene, sondern sah ganz gleichgiltig drein." Oder: Glück wollte sich rasieren lassen; der türkische Barbier fragte ihn, wie oft er rasiert sein wolle und war sehr erstaunt, als der „Franke" ihm antwortete: „vorläufig nur heute"; der Fremdling mußte erst darauf aufmerksam gemacht werden, daß es in Prisrend Sitte sei, sich drei- oder viermal unmittelbar nacheinander rasieren zu lassen. — — —

* * *

Wir entlohnten in Prisrend unsere Begleitung und schickten von hier aus die seitherigen Gefährten durch das Gebiet der Malcija zurück in ihre Heimat. Denn jetzt begann die zweite Etappe unserer Reise: jene im Gebiete

von Altſerbien und in Macedonien. Hierüber zu ſchreiben mag einer anderen Gelegenheit vorbehalten ſein.

* * *

Nur eine Frage verdient hier noch beſprochen zu werden: die derzeit politiſch ſo ſehr aktuelle Frage der von Serbien geplanten Donau-Adriabahn.

Man hat ſich auch in verſchiedenen öſterreichiſchen Kreiſen über dieſes Bahnprojekt, das eigentlich ſeinen Hauptſtützpunkt in Prisrend haben ſoll, mehr aufgeregt, als notwendig und vernünftig iſt. Natürlich immer von der Vorausſetzung ausgehend, dieſe Bahnlinie werde ein harter Schlag für die öſterreichiſche Balkan- und für Oeſterreichs Wirtſchaftspolitik ſein. Ganz zu Unrecht, und das aus dem ſehr einfachen Grunde, weil gar nicht daran gedacht werden kann, daß dieſes Bahnprojekt Wirklichkeit wird.

Es iſt notwendig, das nordalbaneſiſche Hochland genau zu kennen, wenn man von dieſer Donau-Adriabahn ſpricht. Dieſe Bahn ſoll in Priſchtina die Bahnlinie Uesküb-Mitrowitza kreuzen, dann Djakova und Prisrend berühren, von Prisrend durch das Drintal nach Skutari führen und dort durch eine Zweigbahn nach San Giovanni di Medua und Durazzo die Adria erreichen.

Wenn nun aber auch noch ſo lebhaft beteuert wird, auf den wiederholten Reiſen des ſerbiſchen Miniſters des Aeußern, Milovanovic, ſei es gelungen, franzöſiſches und engliſches Kapital für dieſen Bahnbau zu gewinnen, ſo kann mit größter Gelaſſenheit all dieſen Beteuerungen die Gewißheit entgegengeſetzt werden, daß weder franzöſiſches noch engliſches Kapital in ſolcher Menge

beigeschafft werden kann, daß diese Bahn in Betrieb gesetzt zu werden vermag. Und das aus folgenden Gründen:

Vor allem werden es die Arnauten des Hochlandes gar nicht dulden, daß eine geordnete Trassierung der geplanten Bahnlinie vorgenommen wird. Man macht sich kaum einen Begriff von der eifersüchtigen Aufmerksamkeit, mit der die Malzoren darüber wachen, daß ihr Gebiet nicht zum Gegenstand irgendwelcher „Vermessungen" gemacht wird. „Vermessen" heißt bei ihnen, das Land verteilen, Grundlagen für irgendwelche Steuern und Abgaben schaffen, eine Annexion des angestammten Besitzes vorbereiten. Solche Vorbereitungen beantworten sie auf alle Fälle mit Pulver und Blei. Es würde eine starke Truppenmacht erforderlich sein, die Arbeiten einer Trassierungskommission zu schützen; in die Malcija aber mit einer geschlossenen Truppe einzudringen, ist unmöglich, wie mir besonders kompetent Dschavid Pascha, wenn auch widerwillig, bestätigen wird. Von Prischtina bis Djakova und Prisrend, dann von Prisrend bis Spasch wären unter Aufwand großer Mittel und nach vielem Blutvergießen die Vorbereitungen für einen Bahnbau denkbar. Ebenso würden sich auf der Strecke Skutari—San Giovanni di Medua und Durazzo keine unüberwindlichen Hindernisse geltend machen. Aber von Spasch auf einem Schienenwege bis in die Ebene der Zadrima zu gelangen, ist unmöglich.

Denn einesteils würden sich ab Spasch die ungeberdigen Hochländerstämme jedem Versuch eines Bahnbaues mit bewaffneter Hand widersetzen, anderseits aber sind auch auf dieser Strecke Spasch—Skutari die Terrainschwierigkeiten geradezu unüberwindlich. Es ist nämlich ein großer Irrtum, anzunehmen, daß es möglich sein könnte, die Bahn durchwegs dem Flußlaufe des Drin entlang zu bauen. Bei Spasch tritt der Drin in

eine Felsenschlucht, die so enge den Fluß einsäumt, daß nicht einmal ein Saumpfad die Passage gestattet. Nur die allermühseligsten Sprengarbeiten und Tunnelbauten würden hier Raum für ein Bahngeleise zu schaffen vermögen. Die acht Reitstunden lange Strecke Jajce—Banjaluka durch die Wrbasschlucht in Bosnien wäre eine straßenbautechnische Spielerei gegen ein solches Werk, das ungezählte Geldmittel verschlingen würde, wenn es möglich wäre, den Widerstand der autochthonen Stämme gegen solche Arbeiten zu überwinden. Kein Finanzinstitut der Welt hat für ein solches Unternehmen, das keinerlei Aussicht für eine Fruktifizierung böte, Geld übrig. Denn niemals kann daran gedacht werden, daß eine solche Bahnlinie sich einer wirtschaftlichen Rentabilität erfreuen würde; dafür ist das zu durchquerende Gebiet viel zu arm und viel zu wenig anbaufähig. Den politischen Expansionsbestrebungen Serbiens zuliebe aber riskiert heutzutage nicht einmal Rußland die Anlage eines in Frankreich geborgten Kapitals. — — —

* * *

Daß es also in absehbarer Zeit möglich sein wird, das Gebiet der Hochländerklane Nordalbaniens mit dem Feuerroße zu durcheilen, ist nicht zu „befürchten". Auch die Reisenden der Zukunft werden sich damit begnügen müssen, auf braven Djakovaner Pferden unbezwinglich erscheinende Saumpfade zu ersteigen, so wie das Freund Wenng und mir beschieden war.

Werden sie aber wie wir nach Hause zurückkehren mit einer solchen Fülle lieber und interessanter Erinnerungen, mit einer solchen Summe von trauten Gedanken an brave Menschen und begeisternd schöne Sitten, dann werden sie mit uns sich dessen freuen, daß dieses abgeschlossene Fleckchen unverfälschten Mittelalters uns bis in unsere Tage erhalten geblieben ist. — — —

Literatur über Albanien.

Barletius, Marinus. De Vita et moribus Georgii Castrioti. Venezia 1504.

Barletius, Des allerstreytbarsten vn theueresten Fürsten vnd Herrn Georgen Castrioten, genannt Skanderbeg, ritterliche Thaten, so er mit den Türkischen Kayſern begangen. Durch Joanem Pincianum verdeutscht. Mit vielen prächtigen, auch kostümlich sehr interessanten Holzschnitten von Hans Burgkmair, ausgeführt nach Zeichnungen von Hans Schäuffelin. Augsburg 1533. Durch G. Steiner. — Eine spätere Ausgabe Frankfurt 1577.

Farlati, Illyricum sacrum. Venetiis 1751—1769.

Pouqueville, F. C. H. L. Reise durch Moran und Albanien nach Konstantinopel. Aus dem Französischen von K. L. Müller. Leipzig 1805.

Hopf G., »Geschichte Griechenlands im Mittelalter.« In der Enzyklopädie von Ersch und Gruber. 1818. Bd. 85 und 86.

Hammer-Purgstall, Jos. Frhr. v. »Geschichte des osmanischen Reiches«. Zweite Auflage. 1834 bis 1836. 4 Bde.

Boué Ami. »Geognostische Ergebnisse der Reise in die Türkei.« 1836 bis 1839. Neues Jahrbuch für Mineralogie.

Griesebach, Dr. med. A. »Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839«. 2 Bde. Göttingen 1841.

Müller, Dr. Joſ. »Albanien, Rumelien und die öſterreichiſch-montenegriniſche Grenze.« Prag. J. G. Calve. 1844.

Hahn, Dr. J. G. v. »Albaneſiſche Studien.« Wien, 1854. Hof- und Staatsdruckerei.

Paganel, Camillo. »Geſchichte Skanderbegs, oder Türken und Chriſten im fünfzehnten Jahrhundert.« Tübingen Laupp. 1856.

Fallmerayer, Dr. J. Ph. »Das albaneſiſche Element in Griechenland.« Abhandl. d. k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften, München. Franz. 1857 und 1860.

Hahn, J. G. v. »Griechiſche und albaneſiſche Märchen.« Leipzig, 1864.

Hahn, J. G. v. »Reiſe durch die Gebiete des Drin und Wardar.« Denkſchrift der Wiener kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften, Wien, 1867 und 1869.

Hahn, J. G. v. Reiſe von Belgrad nach Salonichi. Wien, 1868.

Gfrörer. Byzantiniſche Geſchichte 1872—77.

Jirecek. Geſchichte der Bulgaren. Prag, 1876.

Diefenbach. Die Volksſtämme der europäiſchen Türkei. Frankfurt, Winter. 1877.

Kallay. Geſchichte des ſerbiſchen Volkes. Leipzig, 1878.

Gopcevic. Ethnographiſche Studien in Oberalbanien. Petermanns Mitteilungen, 1880. Bd. 26.

Gopcevic. Oberalbanien und ſeine Liga. Leipzig, Dunker und Humbolt, 1881.

Gyurkovics, Georg v. Albanien. Schilderungen von Land und Leuten. Wien. Hölder, 1881.

Kanitz. Donau-Bulgarien und der Balkan. Leipzig, Ronge, 1882. 3 Bde.

Meyer, Guſtav. Albaneſiſche Studien. Wien, 1884.

Tuma, A. »Griechenland, Mazedonien und Südalbanien.« Hannover, Helwig 1888.

Boué Ami. »Die europäische Türkei.« Wien, 1889. 2 Bände.

Gopcevic. »Mazedonien und Altserbien.« Wien, 1889.

Glük, L. »Albanien und Mazedonien.« Würzburg, Wörl, 1892.

Ippen, Theodor von. Rascien. Wien, Gerold, 1894.

Piska, Skanderbeg. »Historische Studie.« Wien, 1894.

»Albania.« Zeitschrift. Brüssel, 1896—1909.

Hassert, K. »Streifzüge in Ober-Albanien.« »Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde.« Berlin, 1897. Band 24, S. 529—544.

Ippen Th. v. »Alte Kirchenruinen in Albanien.« Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina 1900. S. 231 bis 240. 1901. S. 131 bis 144.

Nikolaides, Dr. Cleanthes. »Mazedonien«. Berlin. Räde. 1899.

Träger P. »Mitteilungen und Funde aus Albanien« Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1900. Heft 2 und 3.

Aschta St. »Ueber die Befugnisse eines Bajraktars.« Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. 1901. S. 358 ff.

Degrand A. »Souvenirs de la Haute Albanie«. Paris. Welter, 1901.

Miedia. »Ueber die Blutrache«. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1901. S. 355 f.

Ippen Theodor. »Historische Stätten in Albanien«. »Bote des Landesmuseums von Bosnien und der Herzegowina.« Bd. 14. S. 177 bis 200. Sarajevo 1902.

Helbig, R. »Die italienischen Elemente im Albanesischen.« Leipzig, Barth, 1903.

Oestreich, Dr. K. »Mazedonien und die Albanesen.« Frankfurt, 1903.

Stransky, G. »Reise durch Albanien und Mazedonien im Sommer 1903.« Wien, Lechner, 1903.

Patsch, Karl. »Das Sandschak Berat in Albanien.« Wien, Hölder, 1904.

Steinmetz, Karl. »Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens.« Wien, Hartleben, 1904.

Nopcza, Dr. Franz Baron. »Zur Geologie von Nordalbanien.« Wien, Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt, 1905. Bd. 55. S. 85 bis 152.

Steinmetz, Karl. »Ein Vorstoß in die nordalbanischen Alpen.« Wien, Hartleben, 1905.

Chlumecky, Leopold Freiherr von. »Oesterreich-Ungarn und Italien.« Leipzig und Wien. F. Deuticke, 1907.

Ippen, Th. »Skutari und die nordalbanesische Küstenebene.« Sarajevo, 1907.

Nopcza, Doktor Franz Baron. »Beitrag zur Statistik der Morde in Nordalbanien.« Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. Band 50. Nr. 8, Seite 429 — 437

Rath, Doktor K. »Geschichte der christlichen Balkanstaaten.« Leipzig. Goschen, 1907.

Struck, Adolf. »Mazedonische Fahrten.« Wien. Hartleben, 1907.

Nopcza, Dr. Franz Baron. »Das katholische Nordalbanien.« Wien, Gerold, 1908.

Pekmezi, Dr. G. »Grammatik der albanesischen Sprache.« Wien. Verlag des albanesischen Vereines »Dija«, 1908.

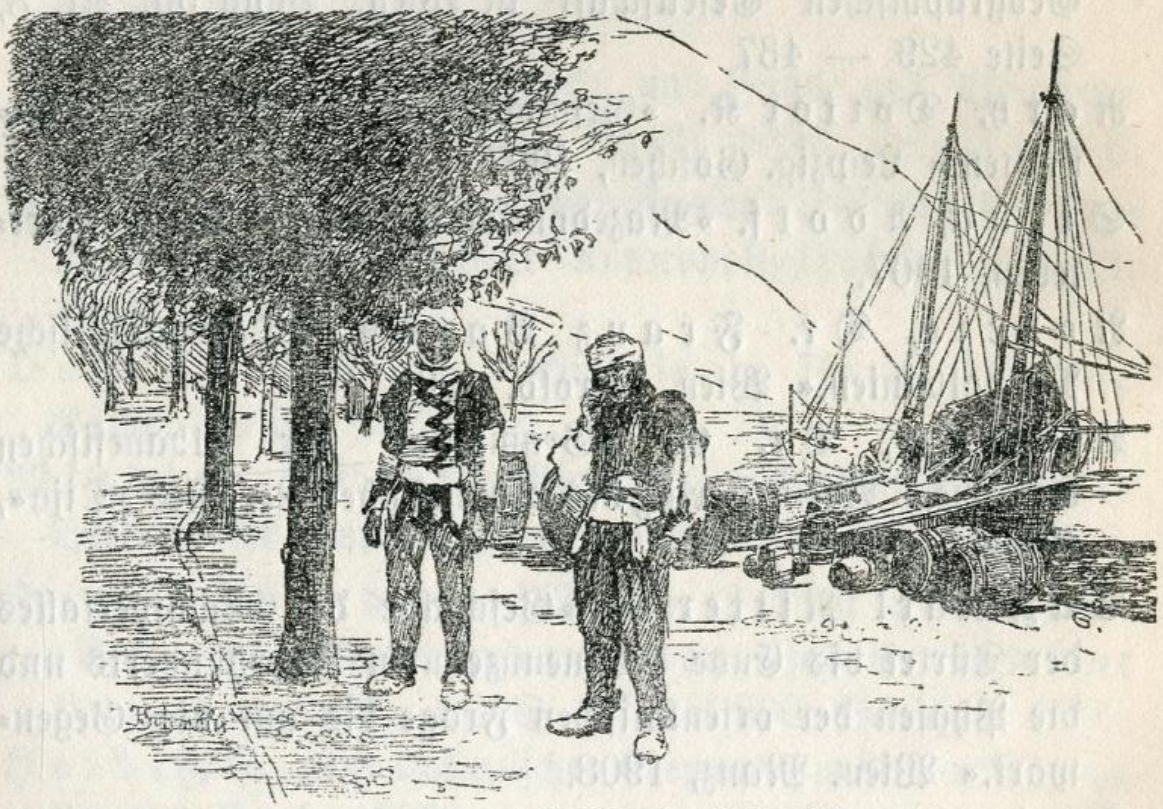
Sax, Karl Ritter v. »Geschichte des Machtverfalles der Türkei bis Ende des neunzehnten Jahrhunderts und die Phasen der orientalischen Frage bis auf die Gegenwart.« Wien. Manz, 1908.

Steinmetz, Karl. »Von der Adria zum Schwarzen Drin.« Sarajevo, 1908.

Siebert, Dr. Erich. »Aus dem nordalbanischen Hochgebirge.« Sarajevo. Kazom, 1909.

* * *

Eine ganz vorzügliche »Albanesische Bibliographie«, bearbeitet von den Herren Ingenieur Manek, Dr. Georg Pekmezi und Oberleutnant A. Stotz, ist in Wien 1909 im Verlage des Vereines »Dija« (achter Bezirk, Schmidtgasse Nr. 4/3) erschienen. Mit unendlicher Sorgfalt ist in diesem Werke alles zusammengetragen, was an Schriftwerken, Dokumenten, Berichten, ja selbst Zeitungsartikeln, Bemerkenswertes über Albanien und die Albanesen erschienen ist. Zu jedem Quellenstudium über das Land und seine Geschichte ist diese »Albanesische Bibliographie« ein unentbehrliches Hilfsmittel.



Albanesische Schiffer in Saloniki.